Fr. Grundt

Ansichten
und
Aussichten
der
Teutschen Geschichte

von

E. M. Arndt.

Erster Theil.

Leipzig, 1814.
bei Wilhelm Rein.

Vorrede.

Diese Uebersicht erklärt ihren Zweck aus ihr selbst so, daß sie keiner Vorrede bedarf. Sie ist in mehreren Jahren durch das Gefühl der Zeit entstanden, und im Frühling des Jahrs

1813 zu Breslau auf der Flucht des Lebens verfasset.

Erster Theil.

Das Land, welches jetzt Teutschland heißt, hieß früher Germanien; seine Bewohner, welche sich jetzt Teutsche nennen, welche bei den Franzosen Allemannen, bei den Italiänern, Spaniern und Engländern Teutsche und Germanen, bei den Skandinavischen Brüdern Teutsch, bei den Slavischen Nachbaren Njemetzi heißen, wurden einst mit einem allgemeinen Namen Germanen genannt. Diesen Namen gaben ihnen die benachbarten Gallier wegen ihrer Tugend und Streitbarkeit, der sie nicht widerstehen mogten. Von ihnen kam er auf die Römer, welche uns die alten Geschichten des Landes und Volkes überliefert haben. Die Teutschen aber ließen ihnen selbst den Namen gern gefallen, als worin ein großes Lob war. Vom teutschen Lande und Namen.

Von den ältesten Begebenheiten und Schicksalen dieses großen Landes und Volkes weiß die Geschichte nichts. Um das Jahr 320 vor unsers Herrn Geburt lernte Pytheas von Massilia, ein berühmter Schiffer und Sternkundiger, an der Ostsee Gothinen und Teutonen kennen; als die

Gallier mit gewaltiger Heeresmacht gegen Italien und den Osten stürmten, hört man Namen unter ihnen, die germanisch klingen, und darauf hinweisen, daß diese gewaltigen Völkerströmungen auch germanische Stämme und Fürsten mit sich fortrollten: aber diese Nachrichten sind im Ganzen unfruchtbar, sie tönten nur als einzelne Aehnlichkeiten durch die lange und dunkle Nacht der nordwestlichen Welt zu dem helleren Osten und Süden hindurch; aber sie blieben deswegen auch Aehnlichkeiten und Klänge, die man deuten kann und die nichts Gewisses geben. In Angst und Gefahr schrieben die Römer die ersten Schrecken und Getümmel von den Germanen auf, und in Angst und Gefahr mußten sie ihre Thaten verfolgen bis zu dem fürchterlichen Ziele, wo sie aus der Weltgeschichte abscheiden, jene aber in ihre Stelle treten sollten. Widerstrebend — denn wer lobt gern seinen Feind? — mußten sie hier Tugenden bekennen, die ihnen fehlten, und in der frischen Jugend dieses Volkes eine Kraft schildern, die einst in den Quiriten war, welche Hetrurien und Samnium und Pyrrhus bezwangen, welche über den Schutt von Karthago, Numantia und Korinthus, welche über die Leichen so großer Feldherren, über die Köpfe so vieler Könige, welche über die verschlagenen Griechen, die kriegerischen Hispanier, die feurigen Gallier zur blutigen Herrschaft geschritten waren. Wir folgen ihren Erzählungen, das auslesend, was für unsern Zweck dient, damit, wenn wir nicht sind, wie unsre Väter waren, wir uns schämen, daß

die Feinde von ihnen rühmen mußten, was wir von uns nicht rühmen können.

Es war das hundertdreizehnte Jahr vor Christi unsers Herrn Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk an den Alpen erschien, welche die Natur zwischen die nördlichen Länder und Italien als Bollwerk hingeworfen hat. Sein Name ward den Römern fürchterlich bekannt durch die Schlacht, worin sie in demselben Jahr den Konsul Papirius Carbo schlugen. Dies geschah bei Noreja in dem Lande Norikum, in den Bergen, welche jetzt die stairischen heißen. Woher die wilden Schaaren sich ergossen hatten, wußte keiner: die Sage, welche in den römischen Geschichtschreibern fortlebte, läßt sie von dem westlichen und nördlichen Ocean, welche jetzt die Nordsee und Ostsee genannt werden, zu der Donau und zu den Alpen hinabziehen, durch Naturrevolutionen und Ueberschwemmungen des räuberischen Meeres vielleicht zu Auswanderungen gezwungen, oder weil im langen Frieden ihrer kriegslustigen Jugend so viel geworden war, daß sie sich zu Hause nicht bändigen ließ und also in der Fremde neue Sitze suchen mußte; andere Spätere, auch Spuren von Sagen und Erzählungen der Alten folgend, haben gemeint, weil der Strom der großen Völkerzüge nach Europa immer von Osten nach Westen geflossen sei längs der Donau oder nördlich den Karpathen, sie seien aus dem Osten gekommen, aus dem weiten Lande, das nördlich über dem schwarzen Meere liegt. Sie hießen aber Cimbern und Teutonen, und werden

Cimbern und Teutonen J. 113 v. Chr.

von den Römern die ersten Germanen genannt, mit welchen sie gestritten. Nach der Schlacht bei Noreja weideten sie mehrere Jahre in den fruchtbaren Ländern, welche zwischen der Donau und den Alpen liegen, und bewegten sich langsam gegen Westen, und wälzten sich in ihrem Zuge immer größer, gleich einem Schneeball, der vom Berge klein beginnt und in der Ebene Menschen, Vieh, Bäume und Häuser mit sich fortrollt. So zogen mehrere teutsche und gallische Völker, die in diesen Gegenden saßen, mit ihnen. Sie versuchten nun von dem Rheinstrom her durch Belgien in Gallien und nach dem Süden vorzudringen; vergeblich: die kriegerischen Belgen ließen sie nicht durch. Sie wandten sich darauf wieder, und gingen an den Gränzen der Helvetier hin, von welchen viele ihnen folgten, bis sie in das Gebiet der Römer gelangten.

Sie hatten aber nach Rom Botschafter gesandt, daß sie für sich und ihre Weiber und Kinder und Heerden Land begehrten, wo sie wohnen mögten; denn sie waren ausgezogen mit allem ihrem Volk. Aber die Römer hatten es ihnen verweigert, und ihnen geboten zurückzuweichen von ihrem Lande und von dem Lande ihrer Befreundeten der Gallier. Sie aber gehorchten ihnen nicht, sondern gingen in das römische Gallien ein, und trafen auf den römischen Konsul Junius Silanus, und jagten ihn in die Flucht, und erschlugen viel des Volks, das mit ihm war. Und sie überschwemmten das Land rings umher, und das Schrecken vor ihnen war sehr groß. Und

dies geschah im dritten Jahr, nachdem sie mit den Römern bei Noreja gestritten hatten. Und die Römer sammelten sich wieder, und brachten ein Heer zusammen, daß es die Länder schützte; und ihr Feldhauptmann hieß Lucius Cassius Longinus. Und er stritt mit ihnen und mit ihren Bundesgenossen den Tigurinern, die aus dem helvetischen Lande mit ihnen gezogen seyn sollen; und der Streit war hart, und die Römer flohen, und Cassius ward erschlagen, und der Seinen blieben wenige übrig, und diese fingen sie und machten sie zu Sklaven. Und es war noch ein römischer Feldhauptmann Markus Aurelius Skaurus, und sie schlugen sein Heer, ihn selbst aber fingen und tödteten sie. Und dies war im sechsten Jahr, nachdem sie nach Norikum gekommen waren. Den Römern aber däuchte es fast schimpflich, daß sie in mitten so großer Siege über alle Völker vor denen hatten fliehen müssen, deren Namen sie kaum kannten; und sie rüsteten abermal ein großes Heer aus, und sandten es nach Gallien über die Berge, und die Fürsten des Heeres hießen Cnejus Manlius und Quintus Servilius Cäpio; und sie dachten, diese würden sie nicht besiegen. Es geschah aber anders. Denn unter den Feldhauptleuten war Zwietracht, und wollte der eine nie, was dem andern gefiel. Und die Fremden setzten hart an sie, und schlugen sie, und erstiegen zwei ihrer Läger, und erbeuteten großes Gut. Es waren aber der erschlagenen Römer und ihrer Bundesgenossen an diesem Tage 80000, und der getödteten Knechte, welche über

das Gezeug und die Wagen gesetzt waren, 40000. Und die Römer erschracken sehr, und ergrimmten über Servilius Cäpio den Feldhauptmann, und schalten ihn, daß durch seine Dummkühnheit die Schlacht verloren war; und sie nahmen ihm die Hauptmannschaft, und straften ihn um all sein Gut. Und das war nicht geschehen seit 404 Jahren, da sie ihren König Tarquinius den Tyrannen vertrieben.

Es war aber in der ganzen Welt eine große Angst vor den Cimbern und Teutonen, daß ihrer mehr sei als Sand am Meer, und über 300000 streitbare Männer, die das Schwerdt ziehen könnten; und die in Rom fürchteten sich sehr, und sprachen: siehe es ist ein schlimmes Volk, und kann mit uns thun, wie Brennus der Gallier that in den Tagen unserer Väter, und wie Hannibal der Punier; und wenn sie über die Berge bringen, wer mag ihnen wehren, daß sie nicht vor unsere Stadt ziehen und uns belegen und das Land aufrühren und von uns abwenden? Denn sie wußten wohl, daß die, welche in Italien wohneten, neuer Dinge gelüstete wegen der harten und unaufhörlichen Kriege, worin sie über das Meer und die Alpen in ferne Länder ziehen mußten, und wegen der Herrschaft, welche die Römer allein für sich behielten; auch, daß die Griechen und Asiaten ungern dienten, und die Hispanier, welchen Freiheit immer besser gedäucht als Leben, aufsätzig waren. Und als die, welche aus den Niederlagen des Manlius und Cäpio entronnen, heimkehrten, und erzählten, wie fürchterlich

die Fremdlinge seien, wie wild von Muth, wie hoch von Gliedern, wie trotzig in dem Tode, und was sonst alles die Furcht vergrößert — da wuchs die Angst noch, und es ging eine Wehklage durch die Stadt Rom, als wären die Feinde schon auf dem Kapitolium. Dies war ein Berg, wo sie die Tempel ihrer Götter hatten, des Jupiter Kapitolinus und des Mars und der Vesta und der Fortuna Victrix, welchen sie am meisten vertraueten, und der Berg war nie eingenommen worden von irgend einem Volke. Die Römer aber, das Volk und der hohe Rath, wählten den Cajus Marius, daß er Feldhauptmann wäre des Heers, das sie nach Gallien senden wollten. Dieser Marius war ein Feind der alten Geschlechter, und sie haßten ihn sehr; denn er war von dunkeln Aeltern gebohren und der erste Mann seines Namens, und war rauh und stolz und trotzig, aber ein großer Kriegsmann; und seine Tugend hatte ihn erhoben, und sie hatten keinen Mann, auf den das Volk vertrauete, wie auf ihn.

Und Marius rüstete sich, und versammelte sein Heer, und lagerte sich in Gallien an dem Rhodanus, (Rhone) und befestigte sein Lager sehr nach römischer Weise; und er führte viele Speise hinein auf manche Monate, damit er nicht aus Hunger etwa streiten müßte mit dem Feind und eine Schlacht wagen. Die Cimbern und Teutonen aber streiften zwei Jahre herum, und plünderten Gallien, und das Schrecken vor ihnen war so groß, daß sie in einigen Städten Menschen aßen, ehe sie sich ihnen ergaben; dann zogen sie über die

Berge in Hispanien, konnten es aber nicht gewinnen, sondern mußten zurückziehen. Die aber im römischen Heere lernten auf Marius vertrauen, und gedachten, wie seine furchtbare Gestalt und seine Strenge auch dem Feinde furchtbar seyn werde, und lobten ihn, weil er auf alte römische Zucht und Tugend hielt und gegen Große und Kleine gleich gerecht war. Auch erzählten sie sich, was Scipio der Jüngere, als sie vor Numantia lagen, von ihm gesagt hatte. Als nemlich einer der Obersten des Heers ihn gefragt: wann er hinscheide, was dann aus ihnen werden würde, was aus Rom, wer nach ihm ihr Feldherr seyn könne? da hatte er dem jungen Marius, der neben ihm lag, sachte auf die Schulter geklopft; und gesagt; vielleicht dieser. Solches alles tröstete sie. Er aber, als die Feinde das zweite Jahr an sein Lager rückten, hielt seine Leute immer drinnen, daß er sie an die großen Leiber, an die wilden Töne, und an die Waffen und Art zu fechten der Fremdlinge gewöhnte. Darüber wurden sie fast ungeduldig, und murreten, daß er sie gleich Weibern und Weichlingen mit Wällen und Gräben umschließe und die Feinde täglich anlaufen und schimpfen lasse. Ihn aber bewegte das nicht.

Die Fremden aber hatten sich in zwei Schaaren getheilt, die Cimbern waren an dem Rhodanus und Jura hinauf gen Norden gezogen und die Teutonen und Ambronen lagen vor Marius. Als diese sahen, daß er nicht streiten wollte, machten sie sich auf, und zogen an sein Lager hin,

daß sie den Weg nach Italien nähmen, und fragten höhnisch die im Lager, ob sie an ihre Weiber etwas zu bestellen hätten. Da brach auch er sein Lager auf, daß er ihnen zuvorkäme. Er zog aber an ihrer Seite hin in unzugänglichen und bergigten Orten, damit sie ihm nichts angewönnen des Tages noch ihn überfielen des Nachts: denn er sah wohl, mit welchen fürchterlichen Männern er zu streiten hatte. Und er lagerte sich ihnen gegenüber, und der Ort, wo er lag, hieß Aquä Sextiä, und war eine römische Kolonie, und es waren dort warme Bäder. Da war gleich den ersten Tag ein Gefecht, und die Ligurer und einige Römer schlugen die Ambronen, deren 30000 Mann waren, tödteten ihrer viele, und jagten die übrigen bis in ihr Lager und ihre Wagenburg; dort entstand ein wüthender Kampf mit den Weibern, welche mit Schwerdtern und Beilen und furchtbarem Geheul herausstürzten, und zugleich auf die Fliehenden und die Verfolgenden hieben, auf jene als auf Verräther, auf diese als auf Feinde. Dieses Gefecht war nur ein zufälliges, woran das große Heer nicht Theil hatte. Die Nacht darauf war grauenvoll; in dem Lager der Fremdlinge war ein unendliches Gewimmel und Getümmel, und ein Geschrei, das nicht Winseln oder Wehklagen glich, sondern einem dumpfen und thierischen Gebrülle, wovon die Berge ringsum und die Thäler des Stroms schrecklich wiederhalleten. Und die Römer ergriff Furcht und Marius Bangigkeit; denn sein Lager war nicht befestigt, und er fürchtete, der Feind mögte ihn

des Nachts anfallen, wo alles unordentlich, verwirrt, und ungewiß wird, und Feigheit und Tugend gleich tapfer scheinen können. Aber sie thaten das nicht, sondern lagen still.

Schlacht bei Aquä Sertiä J. 102 vor Chr.

Und den andern Morgen, als es tagte, gebot er seinem Heere auszurücken, und stellte das Fußvolk vor dem Wall auf, die Pferde aber ließ er aufs Blachfeld reiten. Er hatte aber den Claudius Marcellus abgeschickt mit 3000 Schwerbewaffneten, daß er sich in den Hinterhalt legte, und wann der Streit begonnen den Feinden in dem Rücken erschiene; denn über den Feinden waren quellenreiche Berghänge und mit Gebüsch bewachsene Schlüchte: dahin legte er sich. Die Teutonen, als sie die Römer ausrücken sahen, warteten nicht, daß sie auf die Ebene herabkämen, und sie so mit gleichen Vortheilen föchten, sondern waffneten sich eilends, und liefen wüthend gegen die Anhöhen. Marius aber hielt die Seinigen in Ordnung, und gebot ihnen, sie herzhaft zu empfangen, die athemlos und unordentlich auf dem unebenen Boden heranliefen. Und sie thaten das, und stürzten auf sie, und trieben sie zurück, und begann nun das Gefecht auf der Ebene. Dieser entscheidende Augenblick entging dem Marcellus nicht, sondern er fiel nun aus dem Hinterhalt herab, und traf auf den feindlichen Hinterzug. Und sie wurden also von vorn und hinten hart gedrängt, und Schrecken ergriff sie und löste die Reihen auf, und sie nahmen die Flucht; die Römer aber verfolgten sie und tödteten und fingen ihrer über hunderttausend. Andere aber erzählen,

es seien 200000 erschlagen und 80000 gefangen, und das Volk der Teutonen sei vertilgt an diesem Tage; später aber hättẹn die von Massilia ihre Weinberge mit den Gebeinen des Schlachtfeldes eingehägt. Der König der Teutonen Teutobod ward gefangen und zierte Marius Triumph, ein Mann so gewandt, daß er über vier bis sechs Pferde springen konnte, so schlank, daß er über die Tropäen ragte. So erzählt Florus. Nach Orosius ward er erschlagen, doch entflohen 3000 Teutonen. Diese blutige Schlacht war im Jahr 102 vor Christi Geburt, im eilften Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Die Cimbern, die sich an dem Rhodanus von den Teutonen getrennt hatten, waren unterdessen hinaufgezogen gegen die nördlichen Alpen, und suchten durch Norikum in Italien einzudringen. Gegen sie hatten die Römer, daß er die Gränzen beschirmte, den Quintus Catulus geschickt, der zugleich mit Marius Konsul war. Er aber getraute sich nicht mit ihnen im offenen Felde zu schlagen noch alle Alpenschlüchte zu besetzen; denn er gedachte: theile ich mein Heer, so fallen sie über die einzelnen Haufen her und verderben sie, und kommen doch nach Italien. Und er zog sich hinter die Athesis, die jetzt Etsch heißt, und versah den Strom mit Wällen und Verschanzungen, und dachte sie so abzuhalten, daß sie das Land nicht überschwemmten. Sie aber kamen doch über das Wasser, denn die Römer wichen zurück, und hielten ihren Anblick nicht aus, als sie sahen, wie sie Bäume und Felsstücken hinwälzten und

gleich den Giganten Hügel abtrugen und eine Schütte aufwarfen, womit sie den Strom zu stauen meinten. Und es war ein Kastell an der Athesis, dieses hatten die Römer besetzt, und die darinnen stritten als wackere Männer, und die Cimbern bewunderten ihre Tapferkeit und wie sie für ihr Vaterland das Leben drein setzten, und boten ihnen freien Abzug und sicheres Geleit, und schwuren es bei ihrem ehernen Stier, der ihr höchstes Kriegszeichen war; und jene zogen ab. Sie aber ergossen sich nun über das ganze ebene Land, und weideten dort und erfrischten sich, und gedachten nicht, wo der geradeste Weg nach Rom ging. Catulus aber hatte sich hinter den Padus gezogen. Jetzt zog auch Marius heran mit seinem Heer, das aus Gallien gekommen war, und die beiden Konsuln vereinigten sich und gingen über den Strom. Die Cimbern, als sie solches vernahmen, versammelten ihre zerstreuten Haufen, und sandten Boten an Marius, daß sie noch einmal Land begehrten von den Römern für sich und ihre Weiber und Kinder und Heerden, auch für ihre Brüder die Teutonen. Und Marius verhöhnete sie, und sprach: ihre Brüder die Teutonen hätten schon Landes genug, das sollten sie auch haben; und, damit sie wüßten, was er meinte, ließ er die gefesselten Könige der Teutonen vor sie führen. Diese waren auf der Flucht in den Bergen von den Sequanern in Gallien ergriffen und den Römern überliefert. Die Cimbern, als sie solches hörten und sahen, ergrimmten, aber fürchteten sich nicht.

Und sie zogen strax gegen die Römer, und Bojorix ihr König ritt mit einigen Reitern heran an das Lager, und forderte Marius heraus, daß er Tag und Ort bestimme, herauszurücken und es auszukämpfen um das Land; Marius aber antwortete ihm, die Römer pflegen ihre Feinde nicht um Rath zu fragen wegen der Schlacht, doch wolle er auch hierin den Cimbern gefällig seyn. Und sie setzten zum Schlachttag den dritten Tag und zum Wahlplatz die Ebene bei Vercellä, die von einigen das Raudinische Feld genannt wird. Und nach diesem rüsteten sich beide Theile zur Schlacht, und Marius opferte seinen Göttern, und wusch seine Hände, und hub sie gen Himmel, und als seine Priester ihm die Eingeweide der Opferthiere zeigten, rief er mit lauter Stimme, so daß alles Volk es hörte: mein ist der Sieg! Und das tröstete sie sehr; und es war fast ein Gleiches geschehen vor der Schlacht bei Aquä Sextiä, wo Marius sich von einem syrischen Weibe Namens Martha hatte Glück weissagen lassen. Und die Cimbern zogen heran, unzählig wie die Schneeflocken im Winter, und gossen sich aus vor den Römern. Sie griffen aber nicht grade die Stirn des Heers an, sondern wandten sich mit geschwinder und geschickter Bewegung rechts, der Meinung, die Mitte der Römer zu zersprengen und ihren linken Flügel von der Seite zu fassen; und Marius bewunderte ihre weise Ordnung, und begegnete ihr. Und der Streit begann, und sie fochten wie tapfere Männer, und es war ein sehr heißer Tag; denn es

Schlacht bei Vercellä Jahr 101 vor Chr.

war der Monat Augustus, wo es in Italien am heißesten ist. Und die Cimbern hatten Marius und die Sonne und den Staub gegen sich, und wurden geschlagen. Und es lagen ihre Reihen hingestreckt, als wären sie an der Schnur gezogen gewesen: sie hatten sich aber, damit ihre Linie sich nicht auflösete, vor der Schlacht mit Stricken an einander gebunden. Und die Uebrigen flohen in die Wagenburg, und die Römer verfolgten sie; die Weiber aber standen auf den Wagen, und hatten Trauerkleider angethan, und tödteten die Fliehenden, ihre Männer und Brüder und Väter, und erwürgten ihre kleinen Kinder, und warfen sie unter die Räder und unter die Füße der Saumthiere; sich selbst aber entleibten sie, und viele erhänkten sich an den Wagen mit Stricken, die sie aus ihren eigenen Locken geflochten hatten: und däuchte diesen stolzen Seelen der Tod süßer, als die Knechtschaft. Auch viele Männer, als sie sahen, daß sie nicht entrinnen konnten, tödteten sich selbst. Doch erzählen die Römer uns, sie haben 60000 Gefangene gehabt, der Erschlagenen aber seien zweimal so viel gewesen; ja einige vergrößern ihre Zahl zu 140000 und 160000 Mann. Die helvetischen Tiguriner entflohen durch die Berge, und zerstreueten sich. Als die in Rom vernahmen, wie die Feinde vernichtet seien, war große Freude, und sie nannten Marius den dritten Stifter der Stadt, und er feierte nach einander zwei Triumphe. Aber die Jünglinge und Knaben der Cimbern und Teutonen, die gefangen worden, rächten nachher das

Blut ihrer Brüder und Väter in vielen Schlachten, als Crixus und Spartakus in Italien die *Sclaven* zum Aufstand brachten, und sie erschlugen viele tausend Römer. Das Jahr, wo bei Vercellä gefochten ward, war das Jahr 101 vor Unsers Herrn Geburt.

Julius Cäsars Kriege in Gallien und Germanien J. 58—50 v. Chr.

Nach diesen blutigen Getümmeln der Cimbern und Teutonen hörte man den Namen der Germanen nur aus der Ferne, bis Cajus Julius Cäsar nach Gallien zog, das Land zu unterjochen. Dieser Mann war aber ein großer Kriegsfürst, klug, beredt, scheu, geschwind, tapfer, freigebig, kurz mit allen Tugenden und Künsten geschmückt, nur nicht mit der Tugend der Gerechtigkeit. Gebohren und erzogen mitten in blutigen Kämpfen, um die Herrschaft sah und litt er mehr Böses als Gutes, und Cornelius Sulla schenkte seinen Kopf denen, die für ihn baten, nur mit den warnenden Worten: ihr wisset nicht, was ihr bittet, wahrlich ich sage euch, in diesem Jünglinge sind mehr als zehen Marius. Rom hatte die Welt erobert und die Laster der Welt in sich versammelt, es konnte nicht mehr frei seyn; es kam auf das Glück an, ob der Beste oder Schlechteste sein Herr seyn sollte. Aber den *besten Herrn* verdiente das Volk nicht, das mit unglaublichem Geitz durch Hinterlist, Lüge, Verrath, und Mord alle Länder unterjocht hatte, und die, welche noch frei waren, unterjochen wollte: Gott mußte die Räuber strafen, die zu Hause lange streng und gerecht, gegen Fremde immer grausam und ungerecht waren. Cäsar aber

entwich freiwillig von Rom, weil er keinen Gleichen ertragen konnte, und doch einige Männer kannte, denen er nicht gleich war. Er bedurfte, damit er Herr von Rom wurde, eines Heers. Daher schloß er ein Bündniß mit zwei in Rom gewaltigen Männern, mit Pompejus und Crassus und ließ sich zum Landpfleger in Gallien ernennen. Daselbst fand er Krieg, und zettelte Krieg aus Krieg in die acht Jahre, und schuf sich auf diese Weise Geld und Zeug und Reisige und Knechte, und daheim in Rom schuf er sich Freunde und Späher, die für ihn arbeiteten und lauschten. Das alles mußten die Tempel der Götter hergeben, die er beraubte, und die unglücklichen Völker, die er plünderte.

Es war das achtundfunfzigste Jahr vor Christi Geburt und das zweiundvierzigste nach der Schlacht auf den Raudinischen Feldern, als Cäsar mit einem Heere über die Alpen zog; und es war acht Jahre später, als er an der Gränze des Cisalpinischen Galliens über den Rubikon ging, und ausrief: Frisch auf Glück! die Würfel sind geworfen. Es war aber die sogenannte Römische Provinz jenseits der Berge nur noch klein, etwa der fünfte Theil des großen gallischen Landes: was von dem Lemanischen (Genfer) See zwischen dem Rhodanus und den Alpen zum Mittelmeer hinabläuft, und jenseits des Rhodanus der Strich, der sich um den Busen des Meeres biegt zwischen den Gevenner Bergen bis an den Ursprung der Garunna. Ueber dieses Land war Cäsar Landpfleger und über das Cisal-

pinische Gallien zwischen den Alpen und an beiden Ufern des Padus, (Po). Das übrige Gallien war von drei großen Völkern bewohnt, oben von den Aquitanen, in der Mitte von den Galliern oder Celten, und unten bis an den Rhein hin von den Belgen, welche jenseits der Sequana (Seine) anfingen, und in den Orten, wo die Maaß und die Mosel im Vogesischen Gebirge entspringen. Diese drei Völker zerspalteten sich wieder in vielarmige Völkerschaften, welche von eigenen Obrigkeiten, Fürsten, oder Königen regiert wurden. Wie er sie nach schweren Kriegen und mancherlei Wechseln und Aufruhren bezwungen, wie er das von römischen Augen noch nie gesehene Brittannien beunruhigt hat, das mögen diejenigen beschreiben, welchen die gallischen Geschichten am Herzen liegen. Wir sagen das Eine, sie wurden unterjocht, weil sie nicht zusammenhielten. Doch ist es unrecht, daß der Eburone Ambiorix, welcher Belgiens Viriathus, der Arverner Vercingetorix, welcher Galliens Arminius werden wollte, allein von Cäsar genannt werden. Wer tapfer und klug für die Freiheit ficht, soll auch unglücklich nicht verschwiegen werden, wenn das Gerücht den Namen des glücklichen Eroberers ausruft, der die Freiheit vertilgte.

Es saß aber im nordöstlichen Gallien ein germanischer Fürst, der hieß Ariovistus, und war ein gewaltiger Kriegsmann und beschatzte die Völker, die am Jura und an den beiden Ufern des Arar (Saone) wohnten, und drängte sie sehr. Und sie sandten Boten zu Cäsar, der die Helve-

tier besiegt und wieder in ihr Land zurückgetrieben hatte, und sie schrien ihn um Hülfe an. Es hatten aber die gallischen Sequaner diese Fremdlinge gerufen, daß sie ihnen beiständen gegen ihre Nachbarn, die Aeduer, die ihnen zu mächtig waren. Und sie hatten die Aeduer geschlagen; aber sie waren nicht wieder abgezogen, sondern saßen im Lande, und immer zogen ihnen neue Haufen von den Ihrigen zu, welchen das schöne Land gefiel, und plagten die Einheimischen, und wurden aus Helfern die Herren. Darum soll man gegen die Eigenen, so man einen Streit mit ihnen hat, keine Fremdlinge rufen, denn es bringt Unheil. Und Cäsar nahm die Boten freundlich auf und tröstete sie und verhieß ihnen Hülfe gegen die Germanen, und befahl ihnen, was sie an Reisigen und Fußknechten und was an Zeug und Speise ihm zuführen sollten; denn er freute sich, daß er Gelegenheit bekam, sich in ihre Händel zu mischen. Und er schickte Botschaft zu Ariovistus, die von ihm begehrte, daß er abziehe und die Bundsgenossen Roms nicht beschwere; auch schalt er ihn undankbar, daß er die Hoheit Roms antaste, welches ihn Freund und Bundsgenoß genannt habe: die Römer aber pflegten diesen Titel, womit sie die Könige und Völker doch allmälig in die Knechtschaft hineinbetrogen, den Menschen als eine große Ehre einzubilden. Aber Ariovistus rüstete sich, und zog seine Schaaren zusammen, und antwortete ihm trotzig: den Namen Freund und Bundsgenoß habe er von den Römern nicht begehrt, noch glaube er ihnen da-

durch zum Gehorsam gebunden zu seyn; in Gallien stehe er mit demselben Rechte, womit die Römer und Cäsar dahin gekommen; er beschatze, die er mit dem Schwerdte bezwungen, und werde sie beschatzen; Cäsar möge kommen und mit ihm treffen, er werde sehen, was die unbesiegten Germanen, die waffengeübtesten, die in die vierzehn Jahre unter offenem Himmel gelagert haben, in Streitbarkeit vermögen.

Diese Antwort däuchte Cäsar nicht gut, und er versuchte noch einmal, ob er Ariovistus ohne Krieg wieder über den Rhein bringen mögte; aber vergebens. Da rüstete er sich mit aller Macht und Geschwindigkeit, und eilte Ariovistus zuvorzukommen, und Vesontio zu besetzen, das ihm als Waffenplatz und wegen der Zufuhren sehr wichtig war; und es gelang ihm. Vesontio war eine Stadt, wo jetzt Besançon im Burgunderlande liegt. Und Ariovistus rüstete sich auch, und zog viele germanische Völker an sich, die an dem Rhein hinauf wohnten, von da, wo jetzt Basel liegt, bis wo der Main in ihn einfließt; auch waren andere im Anzuge von jenseits des Rheins her. Aber im römischen Lager entstand Zittern und Zagen, und das Volk war fast unmuthig gegen die Germanen zu streiten. Denn sie hatten als Kinder wohl gehört, welche Männer die Cimbern und Teutonen gewesen waren und wie Rom vor vierzig Jahren gebebt hatte. Jetzt kamen die Gallier ins Lager, welche gewohnt waren, vor den Germanen zu fliehen, und die Kaufleute, welche des Handels wegen oft an

und über den Rhein gezogen waren. Diese erzählten wunderbare und erstaunliche Dinge von der unüberwindlichen Stärke, Kriegsübung, und Tapferkeit der Feinde, und von ihrem hohen Wuchs, woran die römische Kleinheit nicht reichen könne. Und es war eine allgemeine Traurigkeit und Stille im Lager, als wenn zum gewissen Tode gegangen würde, und zuletzt lautes Geheul und Wehklage, daß auch die Schaam sie nicht mehr hielt. Und viele, die nur aus Freundschaft mit Cäsar gereiset waren und damit sie seine Person ehrten und damit sie als Freiwillige den Krieg lernten, schoben allerlei Ursachen vor, bekamen Briefe aus Italien, Krankheiten, und was alles die Furcht erdichtet, damit sie die Erlaubniß der Heimreise erhielten. Und es wurden in allen Zelten Testamente versiegelt, letzte Worte gesprochen, letzte Küsse gegeben und genommen; und hatte die Angst alle Scheu der Ehre ausgetrieben.

Als Cäsar dies gewahrte, ward er zornig, und versammelte das Heer, und schalt, die kleinmüthig und verzagt waren, erklärte auch, es mögten reisen, die unter ihm sich nicht getrauten die Germanen zu besiegen. Fürchterlichere und größere Schaaren seien zur Zeit ihrer Väter vernichtet durch römisches Glück und römisches Eisen; in dem italischen Sklavenkriege habe man es jüngst mit demselben Feinde versucht, einem Feinde, der schon von den Römern Kriegszucht gelernt hatte. Ariovist sei nicht so muthig, als sie verzagt, er traue den Seinen nicht so viel zu, als sie ihnen selbst wenig zutrauen; darum habe

er sich weiter zum Rhein hin gezogen, und weiche dem Treffen aus. Ob sie glauben, über den Feldzug und seine Art entscheiden zu wollen? ob sie glauben, er werde sie in eine unvermeidliche Gefahr führen, er, unter dem sie noch jüngst weit größere Haufen der Helvetier geschlagen haben, welche selbst die Germanen ihnen gleich achten? Diese Rede beschämte und tröstete sie, und sie toseten mit lauter Stimme, und verlangten gegen den Feind geführt zu werden. Und Cäsar brach sein Lager auf, und rückte näher dahin, wo die Germanen standen, und lagerte ihnen gegenüber. Aber Ariovistus vermied jedes Haupttreffen, und ließ nur seine Reiter mit den römischen und gallischen scharmützeln, welchen sie überlegen waren. — Es war aber die germanische Art zu streiten diese: Einer Schaar Reisiger war eben so viel Fußvolk zugestellt, die hurtigsten und stärksten; diese hatten sie jeglicher aus der ganzen Schaar sich gewählt zum Schutz; mit diesen tummelten sie sich in dem Treffen, zu diesen zogen sie sich zurück; diese stellten sich zusammen, wann es gefährlicher ward; sie bedeckten, welche schon verwundet vom Pferde fielen; galt es, sehr weit vorzurennen, oder sehr geschwind sich zurückzuziehen, so war ihre Schnelligkeit durch Uebung so groß, daß sie, an den Mähnen sich lichtend, es dem Laufe der Pferde gleich thaten.

Cäsar konnte nicht begreifen, warum Ariovistus nicht durch eine Schlacht entscheiden wollte, da doch die Barbaren sonst eher zu geschwind als zu langsam sind; und er fragte einige Gefan- Cäsar schlägt Ariovistus.

gene nach der Ursache, und lernte von ihnen, Ariovistus dürfe nicht schlagen vor den weisen Frauen, welche die zukünftigen Dinge offenbaren, denn sie sagten, die Germanen mögten nimmer überwinden, wenn sie vor dem Neumond eine Schlacht hielten. Nun beschloß er, Ariovistus zum Treffen zu zwingen, und rückte hart an das Lager der Feinde, daß sie es nicht vermeiden konnten. Und sie rückten nun auch aus, und ordneten und schaareten sich nach den Völkerschaften, und umzingelten ihre ganze Schlacht mit Wagen und Karren, daß ihnen keine Hoffnung für die Flucht bliebe; und sie setzten ihre Weiber darauf, welche sie, als sie in den Streit zogen, mit gerungenen Händen weinend baten, daß sie sie den Römern nicht in die Knechtschaft gäben. Und der Tag war heiß, und die Germanen, in dichten Schaaren zusammengedrängt, standen lange undurchdringlich, bis endlich ihr linker Flügel zu weichen begann; auf dem rechten aber drängten sie die Römer. Da auf einmal fiel P. Crassus, der die Reisigen führte, als er sie wanken sah, mit der dritten noch frischen Schlacht so ungestüm in die Feinde, daß alle die Rücken wandten und gegen den Rhein flohen. Es war aber der Wahlplatz ungefär Dreiviertelmeilen von dem Rhein. Wenige entrannen über den Strom durch Schwimmen oder in Kähnen, unter diesen auch Ariovistus; die andern alle hieben die Reiter nieder. Auch Arjovistus beide Frauen kamen um auf der Flucht, und von seinen zwei Töchtern ward die eine getödtet, die andre gefangen. Als die Nach-

richt von dieser Schlacht über den Rhein erscholl, da wandten die Sueven, die an die Ufer des Rheins gekommen waren, um nach Hause. Es war aber Ariovistus ein suevischer König.

So erzählt Cäsar den Krieg mit Ariovistus. Hätten die Germanen damals schreiben können, sie würden ihn wohl anders erzählt haben. Daß die Römer siegten, ist gewiß; daß die meisten Germanen umkamen, ist nicht wahrscheinlich, weil Wald und Gebirge ihnen so nahe waren, die der Gegend kundigen Flüchtlinge aufzunehmen. Feinde, die bis auf den letzten Mann erschlagen sind, stehen nicht wieder auf; aber alle die Völkerschaften am Rhein, welche der Römer in dieser Schlacht mit aufführt, traten bald nachher wieder auf den Platz.

Belgische Völker.

Dies war die einzige große Schlacht, die Cäsar mit den Germanen hielt; doch stritte er oft mit großer Gefahr mit den Belgen, den tapfersten Bewohnern Galliens, in welchen er germanische Tapferkeit erkannte. Denn diese Belgen waren fast alle germanischen Stammes, und in früheren Zeiten über den Rhein gegangen; doch hatten sie sich etwas mit dem Gallischen gemischt. Die Nervier aber waren die streitbarsten von ihnen und hatten die Freiheit am liebsten; sie saßen in einem fruchtbaren Lande, zwischen der Maaß und Schelde südlich, doch näher der Schelde, wo jetzt Flandern und Hennegau ist. Fast eben so tapfer und frei weideten längs der Maaß und Roer die Eburonen; auf den Ebenen über ihnen und den Nerviern saßen die Aduatiker: was

jetzt Brabant heißt; an den Ufern der Mosel bis in die Ardennen waren die Trevirer berühmt, ein kühnes Fußvolk, aber mächtiger durch Reiterei; die Bellovaker aber nördlich von der Seine in den fetten Gefilden zwischen der Saone und Oise waren die zahlreichsten aller Belgen. Zunächst aber den Ufern des Rheins an der gallischen Seite wohnten reine Germanen; die Mattiaken, wo der Rhein ins Meer fällt; die Ubier bis hin, wo er die Mosel in sich aufnimmt: dann den Rhein hinauf, bis wo der Jura und Vogesus fast zusammenstoßen, die Vangionen, Nemeter, und Tribocker, kleine Völker, welche alle in Ariovistus Heer mitfochten.

Es kamen aber außer den Germanen, welche schon an der gallischen Seite des Rheins wohnten, oft große Haufen herüber, theils gelockt durch die Gerüchte der fürchterlichen Kriege, die Cäsar in diesen Landen führte, theils, daß sie Beute machten, theils auch, daß sie neue Sitze suchten. Dies Letzte wollten die Tenkterer und Usipier, welche in dem ersten belgischen Kriege über den Rhein gingen hart an seinem Ausflusse ins Meer, wo die Menapier wohnten. Sie sagten, sie würden von den Sueven gedrängt, daß sie auswandern müßten. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden bei sich, und machten 430000 Köpfe. Cäsar aber verweigerte ihnen den Aufenthalt, und sagte, es sei sein Land, sie sollten zurückgehen, wo sie hergekommen. Da antworteten ihm ihre Botschafter: die Germanen greifen nicht zuerst das römische

Volk mit Krieg an, aber doch scheuen sie sich nicht, wenn man sie antaste, mit den Waffen zu streiten; denn das sei germanischer von den Altvordern überlieferter Brauch, denen, die ihnen Krieg bringen, zu widerstehen und ihn nicht abzubitten. Doch müssen sie sagen, sie kommen gezwungen, aus ihrer Heimath verjagt; wenn die Römer ihre Huld wollten, könnten sie ihnen nützliche Freunde seyn, sie mögen ihnen nun Felder zutheilen oder die behalten lassen, welche sie mit den Waffen eingenommen; den einzigen Sueven weichen sie, mit welchen selbst die unsterblichen Götter nicht streiten mögten: sonst sei auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten. Doch überwand Cäsar sie, aber durch italiänische Hinterlist. Es ist glücklich für die Römer, daß in ihrer Zeit sie allein Geschichte geschrieben haben; wenn wir alle Schanden wüßten, wodurch sie die Fremden unterjochten, so würde selbst ihr Bestes uns anekeln. Cäsar unter dem Schein von Unterhandlungen lockte die Fürsten und Führer des Volks zu sich, und behielt sie zurück; dann überfiel er plötzlich die Unbereiteten, welche meinten, es werde im Lager unterhandelt, zersprengte die ohne Führer waren, und hieb alles zusammen, so daß das Schwerdt und der Strom die meisten Fliehenden verdarb. In dem zweiten belgischen Kriege des Ambiorix kamen auch einige tausend Sikambrer über den Rhein, und hatten Usipier und Tenkterer mit sich. Es war ihrer also doch übrig geblieben, und sie wurden den Römern durch plötzlichen Anfall sehr gefährlich.

Cäsar ging zweimal über den Rhein. Er hatte nicht Lust zu einem germanischen Kriege, denn er hatte in Gallien Arbeit genug; auch fürchtete er die Streitbarkeit der Völker jenseits des Rheins. Aber er wollte sie schrecken, damit sie nicht kämen und ihn in seinen Eroberungen aufhielten. Und er schlug eine Brücke über den Strom bei den Ubiern, und gab diesen den Namen römischer Bundesgenossen. Sie wurden nachher den Römern zinsbar, welche in ihrer Mark eine Kolonie gründeten, die Colonia Agrippina genannt ward. Aus dieser Kolonie wuchs eine große und berühmte Stadt, die jetzt Cölln heißt. Cäsar sah das Land und die Wälder nur an, denn die Menschen hatten sich zurückgezogen; er verheerte die nächsten Felder, steckte einige Hütten der Sikambrer in Brand, und ging dann wieder zurück, nachdem er vierzehn Tage den Wehrlosen gegenüber geprangt hatte. Er glaubte, wie er sagt, für den Ruhm und Vortheil genug gethan zu haben. So prangten in unsern Tagen die Franzosen in Boulogne gegen Brittannien und in Kalabrien gegen Sicilien. Das zweite Mal guckte er nur über den Rhein, doch erzählt er uns, daß das Schrecken seiner Waffen durch Ariovistus Niederlage und die gallischen, brittanischen, und belgischen Siege so groß geworden war, daß die mächtigsten Völker der Sueven sich weiter gegen Osten zogen jenseits des Waldes Bacenis, den die Natur zwischen ihnen und den Cheruskern als eine Mauer aufgeführt hatte. Unter diesem Walde versteht Cäsar wohl,

die Kette von Bergen, welche von dem Odenwald durch den Thüringerwald und das Eichsfeld sich bis zum Harz fortsetzt.

Jetzt wenige Worte von dem Volke und Lande der Germanen überhaupt, wie sie zu Cäsars Zeit waren, oder wie Cäsar sie kannte. Zuerst spricht er von den Sueven also:

Von dem Lande und Volke der Germanen zu Cäsars Zeit.

„Das Volk der Sueven ist bei weitem das größeste und kriegerischeste Volk aller Germanen. Man sagt, sie haben hundert Gauen, woraus sie jährlich aus jeglichem tausend Streiter in den Krieg außerhalb ihrer Gränzen führen; die übrigen, die zu Hause bleiben, unterhalten sich und jene. Diese sind wieder das folgende Jahr in ihrer Reihe in den Waffen, jene bleiben zu Hause. So leidet weder der Ackerbau noch die Art und das Bedürfniß des Krieges. — Eigenthümlicher oder abgetheilter Acker aber ist bei ihnen gar nicht, auch dürfen sie des Anbaues wegen nicht länger als ein Jahr an demselben Orte bleiben. Sie leben auch nicht viel vom Getraide, sondern meistens von Milch und Vieh, und sind viel auf der Jagd, welche Beschäftigung durch die Art der Speise, durch die tägliche Uebung, und das freie Leben (weil sie, von Kindauf an keinen Dienst und an keine Zucht gewöhnt, durchaus nichts wider ihren Willen thun) die Kräfte nähret und Menschen von ungeheurer Leibesgröße macht. So haben sie sich gewöhnt, daß sie an den kältesten Orten von Kleidern nichts als Felle haben, bei deren Kleinheit ein großer Theil des Leibes bloß ist, und daß sie in Flüssen

baden. — In Reitertreffen springen sie oft von den Pferden, und streiten zu Fuß, und gewöhnen die Pferde, auf derselben Stelle stehen zu bleiben; zu ihnen ziehen sie sich, wann es noth thut, geschwind zurück. Auch wird nach ihren Sitten nichts schändlicher und weichlicher gehalten, als Sättel zu gebrauchen; daher getrauen sie sich, wie wenig ihrer seien, jede noch so große Zahl von Sattelreitern anzugreifen. Wein lassen sie gar nicht zu sich einführen, weil sie glauben, die Menschen werden dadurch zur Ertragung von Beschwerden weichlich und weibisch. Für das Volk halten sie es den größten Ruhm, wann das Gebiet an ihren Gränzen weit und breit wüst liegt; das zeige an, eine große Menge Völker habe ihrer Gewalt nicht widerstehen können. Daher sollen an der einen Seite von den Sueven die Gefilde auf 600000 Schritt wüst liegen."

Also spricht er von den Germanen insgemein:

„Die Germanen weichen sehr ab von den Galliern, denn weder haben sie Druiden, welche die göttlichen Dinge verwalten, noch sind sie fleißige Opferer. Unter die Götter rechnen sie alle die, welche sie sehen und welche sich ihnen offenbar hülfreich erweisen: Sol und Vulkanus und Luna; (Sonne, Mond, Feuer) die andern kennen sie nicht einmal durch das Gerücht. Ihr ganzes Leben besteht in Jagden und in Kriegsübungen; von Kindauf befleißigen sie sich der Abhärtung und Beschwerde. Die am längsten keusch geblieben, haben unter den Ihrigen das größte Lob: dies, glauben sie, nähre den Wuchs, nähre die

Kräfte, stärke den Mann; vor dem zwanzigsten Jahre aber ein Weib erkannt zu haben, gilt ihnen für eines der schändlichsten Dinge. Dies läßt sich nicht verbergen, weil sie gemeinschaftlich in Flüssen baden und Felle oder kurze Pelze gebrauchen, wobei der größte Theil des Leibes bloß ist.

Des Ackerbaus befleißigen sie sich nicht, und der größte Theil ihrer Speise besteht in Milch und Käse und Fleisch. Auch hat niemand ein bestimmtes Feldmaaß noch einige Gränzen, sondern die Obersten und Fürsten theilen den Familien und Freundschaften der Menschen, die sich zusammengethan haben, alljährlich so viel Land zu, als und wo es ihnen gut däucht, und nöthigen sie das nächste Jahr anderswohin zu gehen. Für dieses Verfahren führen sie viele Gründe an, damit die bleibende Gewohnheit sie nicht befange, daß sie die Lust zum Kriege mit dem Ackerbau vertauschen, damit sie nicht weite Gebiete erwerben wollen, und die Mächtigen also die Kleinen aus ihren Besitzungen verdrängen, damit sie gegen Kälte und Hitze nicht zierliche Häuser bauen, damit keine Geldgier entstehe, woraus Partheiungen und Spaltungen erwachsen, damit sie durch Billigkeit das Volk zügeln, da jeder sich den Mächtigsten gleich behandeln sieht.

Den Völkerschaften ist es das größte Lob, an ihren Marken weit und breit Wüsten zu haben. Dies däucht ihnen ein Kennzeichen der Tapferkeit, daß die Nachbaren von ihren Gefilden vertrieben weichen, daß keiner sich neben ihnen

anzusiedeln wagt; auch glauben sie dadurch sicherer zu seyn, da die Furcht vor einem plötzlichen Einfall weg ist. Hat eine Völkerschaft einen Vertheidigungs= oder Angriffskrieg, so wählen sie Anführer, die in dem Kriege befehlen, mit Gewalt über Leben und Tod; im Frieden giebt es keine allgemeine Obrigkeit, sondern die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen unter den Ihrigen das Recht und schlichten die Händel. Auf Räubereien, die außerhalb den Marken einer Völkerschaft geschehen, haftet keine Schande: diese sind da, behaupten sie, daß die Jugend geübt und die Faulheit vertrieben werde. Und wo jemand der Fürsten in der Versammlung gesagt hat, er wolle Führer seyn, die folgen wollen mögen sich bekennen, so stehen diejenigen auf, welchen die Sache und der Mann gefällt, und geloben ihm Hülfe, und werden von der Menge gerühmt; die von ihnen nicht gefolgt sind, werden als Ueberläufer und Verräther angesehen, und das Vertrauen in allen Dingen ist ihnen künftig abgesprochen. Fremdlinge verletzen, halten sie sehr unrecht; die, aus welcherlei Gegend es sei, zu ihnen gekommen sind, schützen sie vor Unglimpf, und halten sie heilig, ihnen stehen alle Häuser offen, alle Tische sind auch für sie gedeckt."

Das Land, welches dieses freie, tapfere, keusche, und gerechte Volk bewohnte, war noch rauh und wild und voll Wälder und Sümpfe. So beschreibt es Cäsar nach dem Gerüchte, und daß es so war, erhellet auch daraus, daß die

Menschen wenig vom Ackerbau und meist von Jagd und Viehzucht lebten. Dies weisen auch die Thiere, die damals dort weideten und jetzt nicht mehr gefunden werden, die Elenne, die Auerochsen, vielleicht gar die Rene. Welche hohe Meinung der römische Feldherr von der Tugend der Germanen hegte, spricht er auf jeder Seite seiner Bücher aus. Er schuf sich bald germanische Reiter und Fußvolk unter seinen Legionen; sie halfen ihm die Gallier bezwingen; mit ihnen widerstand er Afranius und Petrejus tapfern Legionen und durchbrach die unwiderstehlichen hispanischen Geschwader, die unter jenen beiden Feldherrn für Pompejus Magnus stritten; sie waren bei Dyrrachium sein Schutz; als durch die Schlacht bei Pharsalus endlich der erste römische Kaiser gemacht werden sollte, waren sie seine Stärke, und jagten die zahllosen Reiterschaaren des Feindes in die Flucht, aber Cäsar hatte ihnen auch zugerufen: Gesell, hau immer nach dem Gesichte! das konnten die feinen und zierlichen Söhne der Senatoren und Ritter nicht vertragen — sie fochten mit ihm in Afrika gegen Juba, Scipio, und Cato; und gegen Pompejus Söhne bei Munda, wo der Streit so heiß war, daß die Schlacht lange wankte, und Cäsar schon an sein Schwerd griff, damit er nicht lebendig in die Gewalt seiner Feinde käme.

Cajus Julius Cäsar kriegte in Gallien acht Jahre, von dem Jahre 58 bis zum Jahr 50 vor Christi Geburt. Darauf kriegte er noch fünf Jahre in Italien, Hispanien, Illyrien, Grie- *Cäsars Tod Augustus wird Herr von Rom.*

chenland, Aegypten, Asien, Afrika um die Herrschaft von Rom, und das Jahr nach der Beendigung des hispanischen Krieges ward er mit dreiundzwanzig Wunden von denen getödtet, welche ein freies Vaterland und keine Tyrannei wollten. Nach seinem Tode waren lange blutige Wechsel und Kämpfe, weil Mehrere nach der Herrschaft strebten. Was die gracchischen Unruhen, der italische Krieg um die römischen Bürgerrechte, was die gräulichen Getümmel von Cinna, Marius, und Sylla, die fürchterlichen Sklavenkriege des Eunus, Crixus, und Spartakus, und die Beile der Henker von den freien und wackern Geschlechtern noch übrig gelassen hatten, dies vergieng jetzt; und der große Sklavenhaufe konnte Despoten ertragen. Auch bekam er so scheußliche Despoten, daß die unterjochten Völker sich freuen konnten, weil Rom in dem allgemeinen Elende noch elender war als sie. Im vierzehnten Jahre nach Cäsars Tode ward der grausamste und listigste der Triumvirn Herr von Rom und von seinen Ländern. Er war Cäsars Großneffe, nannte sich zuerst Oktavianus, dann Cäsar, zuletzt, als er allein herrschte, Cäsar Augustus. Die späteren Germanen dachten bei dem Namen Kaiser, wornach sie lange Zeit ihre Herrlichkeit vor allen Völkern Europens maßen, nicht mehr daran, wie sehr ihre glorreichen Ahnen die ersten Cäsare oft verflucht hatten. So gehen in dem Gedächtnisse der Menschen Namen und Dinge unter, und selbst der Haß stirbt, das einzig unsterblich zu behütende Vestafeuer, ohne welches kein

Mensch und kein Volk auf Erden bestehen kann. Augustus herrschte nach der Ueberlistung und Unterdrückung seiner Gegner in Rom noch 44 Jahre allein, und starb 58 Jahre nach Cäsars Ermordung.

In den unruhigen Jahren, wo Cäsar und Augustus und die Triumvirn um die Herrschaft Roms und der Welt stritten, war es im Norden der Alpen ruhig. Die Gallier hatten schon dienen gelernt, und ertrugen geduldig die römischen Feldherren und Groß- und Kleinschatzmeister und Ober- und Unteraufseher, die ihnen von Rom geschickt wurden. Die große Arbeit der Römer war jetzt, nicht, wie sie sich vor Aufstände der Gallier hüteten, sondern wie sich vor Anfällen der Germanen schützen mögten. Daher war das ganze gallische Rheinufer wie zu einer einzigen Festung gemacht, und mit Schlössern, Thürmen, Schanzen, Deichen, und Brückenköpfen verwahrt. Hier lagen gewöhnlich an 50000 Mann der besten römischen Kriegsleute in Besatzung, welche im Kriege, wo alle Bundsgenossen und Hülfsvölker zuziehen mußten, auf die doppelte und über die doppelte Zahl gebracht wurden. Wenn in dieser Zeit Krieg am Rheinstrom gehört wird, so waren es Streifereien und Anfälle einzelner Stämme, leichte und unblutige Scharmützel mit den Römern, Verheerungen einzelner Felder, Verbrennungen einzelner Hütten, oder es waren innere Kriege zwischen den Völkerschaften selbst, welche die Römer erweckten und welchen sie sicher und schadenfroh aus der Ferne zusahen; oder es ward ein ernsthafter und doch gefahrloser Krieg

geführt, den das italische Volk immer am besten verstanden hat: durch den Namen Freund und Bundesgenoß, die man gab, durch den Sold, den man einzelnen Fürsten bezahlte, durch die Einschleichung in die geheimen Verhältnisse der verschiedenen Völkerschaften, durch verborgene Anzettelungen, Verdachte und Aufhetzungen. Aeusserlich stand es am Rhein fast so, wie Cäsar es verlassen hatte; der einzige Unterschied war, daß das Verderben der Gränze näher gerückt worden, und daß die Römer lüsterner nach dem Norden sahen, als welcher ihnen nach dem bezwungenen Süden jetzt eine sichere Beute däuchte.

Augustus war kein Kriegsmann und liebte den Krieg nicht; er war nur groß in den stillen Künsten. Antonius der Triumvir spottete einmal über ihn, sprechend, er habe nie grade in eine Feldschlacht sehen können, sondern die Augen zugethan, wie gewisses Federvieh den Kopf versteckt, wenn der Falke über ihnen schwebt. Aber die Römer mußten, damit sie daheim ruhig wären, draußen Krieg haben. Den Pöbel, und alle, welche in Weichlichkeit und Faulheit der alten Tugend vergessen hatten, fütterte der Despot mit Brod, und unterhielt sie mit Schauspielen und Thierhetzen, auch wohl, damit einem ehrlichen und gefährlichen Manne der Hals gebrochen würde, zuweilen mit Verschwörungen; die kriegslustige Jugend aber mußte in die Fremde geschickt werden, damit die junge Herrschaft nicht immer zu nahe besichtigt würde. So war denn Krieg in Hispanien, wo die letzten freien Männer der Kan-

tabrer und Asturier bezwungen wurden; so war in Aquitanien noch etwas zu unterjochen; so ward auf die furchtbaren Parther hingewiesen; die schwierigen Dalmaten, Pannonier, Mösier mußten besiegt oder beobachtet werden.

Die eigentliche Vorarbeit des großen germanischen Krieges fällt in das funfzehnte Jahr der augustischen Alleinherrschaft, welches auch das funfzehnte Jahr vor unserer Zeitrechnung ist. Gott hatte zwischen dem Süden und Norden eine Mauer hingeworfen, die bis an den Himmel reichte, damit menschlicher Uebermuth und Geiz unersättlicher Eroberer die Welttheile und Völker nicht zusammenmischten, welche getrennt bleiben sollten. Diese Mauer waren die Alpen, deren mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen als Warnungspfeiler über die Länder scheinen, damit die Sterblichen im Gefühl ihrer Vergänglichkeit das Maaß und die Gerechtigkeit lernen. In ihnen saßen die Rhätier und Vindeliker, ein uraltes, freies und tapferes Volk, von welchem vor langen Zeiten bis an den Padus und Apenninus und das hetrurische Meer Ansiedler ausgegangen waren. Auch diese sollten dienen. Augustus sandte seine Stiefsöhne, die kriegerischen Claudier Drusus und Tiberius gegen sie. Sie umzingelten mit unzähligen Schaaren die Berge, welche Gott frei gewollt hatte. Die Menge, die Ueberlistung, das Schwerdt, und der Hunger vertilgten ihrer mehr, als sie bezwangen. So groß war die heilige Wuth für die Freiheit, daß die Mütter, als ihnen Speere und Pfeile ausgingen, gleich wüthenden Löwin-

nen, die ihre eigenen Jungen zerreißen, ihre Kinder, die als Knechte nicht leben sollten, nahmen, und sie den Feinden ins Angesicht schleuderten. Das Land, wo so herrlich gestritten ward, heißt jetzt Tyrol und Graubündten.

Anfang des großen germanischen Krieges.

Als dies geschah, regte es sich auch am Rhein. Die Germanen konnten es nicht gleichgültig ansehen, daß die ausgerottet würden, welche Italien von ihnen abhielten. Sie schlugen dem römischen Feldherrn Marcus Lollius in die schimpflichste Flucht, und jagten ihn blutig über den Rhein, einen gierigen Plünderer, der unter dem Mantel der Tugend die größten Laster verbarg. Dies zu rächen ward Drusus Claudius gesandt; er kriegte drei Jahre mit den Völkern, welche zwischen dem Rhein, der Nordsee und der Weser wohnten und deren östliche Gränzen an dem Harz und Odenwald hinabliefen. Die Römer sagen, er besiegte die Usipier, Tenkterer, Katten, Cherusker, Sikambern, Sueven. Freilich kam er im zweiten Jahr bis an die Weser, und im dritten, wie einige meinen, sogar bis an die Elbe; aber große Schlachten werden nicht erzählt. Es scheint, die Germanen fochten gegen ihn, wie der Eburone Ambiorix gegen Cäsar, sie besetzten die Sümpfe, die Wälder, die Ströme, die Berge, schnitten die Zufuhren ab, verdarben die Wege, welche die Römer ziehen mußten, überfielen die einzelnen Haufen, und zerstörten so in vielen kleinen Gefechten, welchen sie in der großen Schlacht nicht gewachsen waren. Wenigstens müßte Drusus häufige Aushebungen machen, und

sein letzter Rückzug war wie eine Flucht; auf dieser stürzte er auch mit dem Pferde unweit Moguntiacum (Mainz), brach ein Bein, und starb nach wenigen Wochen. Dies geschah im Jahr 9 vor Christi Geburt.

Den germanischen Krieg erbte von ihm sein Bruder Tiberius Nero, ein in vielen Kriegen glücklich versuchter Feldherr. Dieser beruhigte hier die Gränzen, pflanzte 40000 Sikambrer und Ubier als Gränzhüter an der gallischen Seite an, und ging dann nach Rhodus ins Exil, damit seine Mutter Livia Augustus Enkel desto verdachtloser wegschaffen könnte. Am Rhein brannte aber der Krieg immerfort an die zehen Jahre, und es ward immer gefährlich, oft zweifelhaft gestritten. Im zweiten Jahre nach Christi Unsers Herrn Geburt waren die Römer sehr im Gedränge, und widerstanden kaum; und Augustus sandte seinen Tiberius zum zweiten Mal, daß er den germanischen Krieg führte. Der Mann, der seine Feldzüge jenseits des Rheins beschrieben hat, heißt Vellejus Paterculus. Er war Kriegsmann, und begleitete Tiberius. Keiner konnte also den Krieg besser als er erzählen. Aber er ist Tiberius Lobredner, und deswegen müssen wir glauben, daß er Größeres erzählt, als gethan ward. Dies sind seine Worte:

„Das Vaterland ließ den schützenden Rächer nicht lange in der Stadt, sondern schickte ihn sogleich nach Germanien, wo vor drei Jahren unter Marcus Vinicius ein gewaltiger Krieg entbrannt war. Diesen hatte er an einigen Orten

glücklich geführt, an einigen ausgehalten. Sogleich wird in Germanien eingedrungen; bezwungen werden die Kanninefaten, die Attuarier, die Brukterer; die Cherusker huldigen: gräuliche Völker, und bald durch unsere Niederlagen berühmt; es wird über die Weser gegangen und in das Entlegnere eingedrungen: und zwar nimmt Tiberius die Hauptlast des fürchterlichsten und gefährlichsten Krieges auf sich, und trägt was von geringerer Bedeutung ist, dem Sentius Saturninus auf, der seines Vaters Unterfeldherr in Germanien gewesen war. Der bis spät in den Herbst verzogene Sommerfeldzug erhöhte noch die Vortheile des Sieges. Sein kindliches Gefühl zog den Cäsar nach Rom über die durch den Winter fast gesperrten Alpen, aber die Hut des Reichs führte ihn im Anfange des Frühlings wieder nach Germanien zurück, wo er bei seiner Abreise mitten im Lande am Ursprunge der Lippe, die Winterquartiere aufgeschlagen hatte. O ihr gnädigen Götter! wie große Thaten haben wir unter des Cäsars Tiberius Anführung den folgenden Sommer gethan! ganz Germanien ist mit Waffen heimgesucht; kaum dem Namen nach bekannte Völker besiegt; die Völkerschaften der Chauken haben gehuldigt, ihre ganze Jugend, unendlich an Zahl, ungeheuer von Leibern, durch die Lage der Orte die sicherste, hat die Waffen übergeben und, von den glänzenden und bewaffneten Schaaren unserer Krieger eingehägt, vor dem Herrscherstuhl unsers Feldherrn niedergekniect; die Longobarden gebrochen, ein Volk noch wilder als die germanische

Wildheit; endlich — was vorher nie in der Hoffnung empfangen, geschweige denn mit der That versucht war — das römische Heer fünfunddreißig germanische Meilen von dem Rhein bis zur Elbe geführt, welche an den Gränzen der Semnonen und Hermundurer hinfließt: und eben dahin fuhr durch ein wunderbares Glück, durch des Feldherrn Fürsorge, und durch Wahrnehmung der Winde die Flotte, welche die Buchten des Oceans umsegelt hatte, aus einem vorher unbekannten und unerhörten Meere in die Elbe ein, nach der Besiegung vieler Völker, mit der reichlichsten Fülle aller Dinge, und vereinigte sich mit dem Heere und mit dem Cäsar."

Auch in diesem Kriege des Tiberius ward keine große Schlacht gehalten; doch ließen die Völker ihn gewiß nicht ungestört ziehen. Pomphaft klingt es bei Vellejus: „Sieger aller Völker und Orte, denen er sich genahet, führte Cäsar sein unbeschädigtes und unversehrtes Heer, das die Feinde zu ihrer großen Niederlage nur einmal mit Hinterlist versucht hatten, in die Winterquartiere zurück."

Der folgende Feldzug sollte gegen die östlichen Germanen begonnen werden, worüber Marbod als König gewaltig herrschte. Einen Theil der Rheinlegionen sollte Sentius Saturninus durch das Land der Katten und den Odenwald längs dem Main nach Böheim führen, denn dies war die Hauptstärke der Lande Marbods; Tiberius selbst aber wollte von Carnuntum aus, welches Schloß unweit dem jetzigen Presburg im Gebiet von Norikum lag, das in Illyrien stehende Heer gegen den Feind führen. Schon waren

beide auf dem Zuge, damit sie sich vereinigten, als ein furchtbarer Aufruhr vieler Völker ausbrach, die nördlich und südlich an beiden Ufern der östlichen Donau wohnten: der Pannonnier, der Dalmaten, der Illyrier und derer, die in den Bergen Macedoniens saßen. Sie versammelten 200000 Mann Fußvolk und 9000 Reisige, und wollten Italien stürmen. In diesem schweren Krieg führte Tiberius funfzehn Legionen und eben so viele Hülfsvölker. Dies erzähle ich, damit man über die zahllosen Heere unserer Tage nicht erstaune. Die Führung und der Ausgang dieses Krieges liegt außer unserm Wege; wir hören lieber, was Vellejus von Marbod erzählt:

Marbod König der Markomannen.

„Nichts war in Germanien, was noch besiegt werden konnte, außer dem Volke der Markomannen, das unter Marbods Anführung aus seinen Sitzen aufgeregt und in das Innere zurückfliehend die von dem hercynischen Walde umgürteten Gefilde bebaute. Ueber diesen Mann darf nicht so leicht hingeschlüpft werden. Marbod von Gestalt adelich, von Leibe sehr reisig, von Muth trotzig, mehr seinem Volke als seinem Verstande nach Barbar, hatte unter den Seinigen nicht eine tumultuarische noch zufällige noch schwankende und durch den Willen der Gehorchenden bestehende Herrschaft erworben, sondern eine feste Regierung; und nach der Erringung der königlichen Gewalt beschloß er im Herzen, sein Volk fern von den Römern wegzuziehen, und dahin vorzubringen, wo, da er wegen mächtiger Waffen floh, er die seinigen zu den mächtigsten machen könnte.

Nachdem er also die obbenannten Orte eingenommen, bezwang er alle Nachbarn entweder im Kriege oder machte sie durch Verträge zu seinen Leuten. Seinen Staat, durch seine feste Lage geschützt, durch den Befehl und durch beständige Waffenübungen fast nach römischer Ordnung eingerichtet, erhob er in kurzem auf einen hohen und auch unserer Herrschaft furchtbaren Gipfel; und betrug sich so gegen die Römer, daß er uns nicht mit Krieg zwackte, wann er aber gezwackt ward, offenbarte, daß Macht und Wille des Widerstandes in ihm sei. Die Botschaften, die er an die Cäsare sandte, empfahlen ihn zuweilen als einen Unterwürfigen, zuweilen redeten sie wie vor seines Gleichen. Die Völker und Männer, die von uns abfielen, fanden bei ihm immer Zuflucht, und er spielte ohne Hehl den offenen Nebenbuhler, und übte sein Heer, das er 70000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß stark geschaffen hatte, in unaufhörlichen Kriegen gegen die Nachbarn, und bereite es so zu einer größeren Arbeit, als worin er war. Und er war auch deswegen furchtbar, weil er Germanien zur Linken und von vorn, Pannonien zur Rechten, Norikum in Rücken seiner Länder hatte, und also alle vor ihm zitterten, als der immer augenblicklich zu allen kommen konnte. Auch durfte Italien seines Anwuchses nicht unbesorgt seyn, zumal da von den höchsten Alpenbergen, welche Italiens Gränze machen, der Anfang seines Gebietes nicht viel weiter als etwa siebenzehen germanische Meilen entfernt war. Diesen Mann und dieses Land beschloß Tiberius

das folgende Jahr von verschiedenen Seiten anzugreifen."

So blieb Ostgermanien ruhig, aber in Westgermanien war großes Getümmel, als Tiberius die Pannonier und Dalmaten kaum beruhigt hatte; denn es lag ein ganzes römisches Heer erschlagen, und das Schrecken war groß in Rom und in Italien, und die Menschen fürchteten schon, die Cimbern und Teutonen werden wiederkommen. Folgende waren aber die Ursache und der Ausgang des Krieges:

Quinctilius Varus röm. Feldherr.

Drusus und Tiberius hatten das Land zwischen dem Rhein und der Weser mehr durchstreift, als erobert; doch waren die römischen Vorposten und Schlösser bis an die Lippe und Ems gerückt, und die Römer betrachteten das Land als ihre Landschaft, und behandelten es als solche; aber hier erschien, daß es leichter ist, eine Landschaft machen als behaupten. Die römischen Legionen befehligte jetzt Quinctilius Varus, ein Mann von mildem und sanftem Gemüthe, aber an Leib und Geist steif und gemessen, für die Geschäfte des Friedens geschickter als für die des Krieges, auch das Geld mehr als recht liebend. Diesem Manne däuchte alles, weil es gehorchte, auch gebändigt, und er saß unter den Germanen zu Gericht, als wäre es auf dem römischen Marktplatz gewesen, und richtete die Männer in einer Sprache, die sie nicht verstanden, nach Gesetzen, die sie nicht kannten, nach einer Ordnung, die für ihren Zustand nicht paßte. Jetzt erwachten alle, die man mit sanften Namen und gelinder

Behandlung als Freunde und Bundsgenossen angezogen hatte; tief aber ergrimmten alle, welche besiegt nur gehorchten, weil sie mußten: denn nichts ist freien Menschen schmerzlicher, als Befehle in fremden Sprachen hören müssen, und nach Gesetzen gerichtet werden, die sie sich nicht gegeben haben. Die Männer sahen sich nach einem Mann um, der sie anführen könnte, und die Völkerschaften thaten sich zusammen, damit sie widerstehen könnten. Und Gott wollte nicht, daß die Germanen Knechte werden sollten, und er hatte einen Jüngling erweckt unter ihnen, der sie erlösen sollte, und dieser Jüngling hieß Arminius oder Hermann.

Arminius, Fürst und Kriegsfürst der Germanen.

Es war aber Arminius ein Fürst aus dem Volke der Cherusker, welche wohnten in dem Lande zwischen dem Harz und der Weser; und er hatte einen hohen und kühnen Muth, und verstand auch den Krieg, wie die Römer ihn führten: denn er war als Kriegsmann unter ihnen gewesen und Freund und Ritter genannt worden von ihnen; und war gar ein behender, geschickter, und kluger Jüngling. Und er ergrimmte in seinem Herzen, als er sah, wie sein freies Volk unterdrückt ward und wie freie Männer, die nichts fürchteten als Gott, vor römischen Sachwaltern und Beilen zittern mußten; und er entwich in die Orte und redete zu den Fürsten und den Aeltesten, wie sie sich verbinden mögten und die Römer erschlagen und die Schmach der Knechtschaft abthun von ihrem Lande. Und sie traten zusammen, und rathschlageten, und schlossen ei-

nen Bund, und gelobten vor Gott einander treu zu seyn; denn es sei besser einmal ehrlich sterben, als lange in Schande leben. Und es ward dem Varus angesagt, und denen, die mit ihm waren: siehe es ist unruhig im Lande, darum sei auf deiner Hut, auch achte dich vor dem Arminius und denen, die mit ihm sind: denn sie meinen Arges in ihren Herzen gegen die von Rom. Denn unter den Germanen waren Verräther, die mehr hielten von den Fremden als von den Ihrigen und denen die Römer Gnadengelder bezahlten; und unter diesen war ein germanischer Fürst, der hieß Segestes, und war ein Erzbösewicht gegen sein Land bis an seinen Tod. Dieser warnete Varus noch den Tag vor dem Unglück; er aber glaubte ihm nicht, denn er dachte in seinem Herzen: diese werden sich nicht rühren, die so bleich werden vor den Beilen meiner Schergen. Denn so ist es: will Gott das Glück wegwenden, so verwirrt er die Rathschläge, und verblendet die Augen, daß sie nicht sehen, und liegt doch das offene Verderben vor ihnen.

Varus Niederlage u. Tod, J. Chr. 9.

Arminius aber hatte seine Völker versammelt, denn er wußte, daß Varus sicher war, und ihnen in Wäldern und Sümpfen ihre Stellen angewiesen, wo sie im Hinterhalt liegen sollten; und sie sagen, daß er selbst Unruhen entstehen ließ in dem Lande, das gegen die See liegt, und daß er Varus, der gegen die Aufrührer zog, begleitete, und den Weg belauschte, und dann entwich zu den Seinen. Varus aber zog in aller Sicherheit durch einen tiefen Bergwald, und der

Wald lag in dem Lande, wo die Ems der Lippe am nächsten fließt, und hieß der Teutoburger Wald; und Varus lagerte in ihm. Und als er den nächsten Morgen aufbrechen wollte aus seinem Lager, daß er weiter zöge, siehe da sah er alle Anhöhen mit feindlichen Schaaren besetzt und Arminius an ihrer Spitze; und war nirgends ein Ausweg: denn wo nicht Wald war, da war Sumpf. Und der Weg, wo die Römer ziehen sollten, war eng, und sie drängten sich sehr; jene aber warfen ihre Geschosse von oben herab auf die dichten, und trafen leicht; diese aber konnten ihnen wenig schaden, die da hinter Bäumen und Steinen standen: auch konnten sie nicht hinaufklimmen, denn es war steil und schlüpfrig und regnete sehr. Und es entfiel ihnen der Muth, da sie zugleich ziehen und streiten sollten, und daß es so regnete. Und der Abend kam, und ward Nacht, und sie schlugen ihr Lager auf, und es war eine düstere und grauenvolle Nacht. Varus aber, damit er leichter ziehen mögte, ließ viele Wagen und Karren und Gepäck verbrennen, und nahm die Troßbuben und Weiber und Kinder in die Mitte; denn es waren ihrer viele mit, und waren nicht ausgezogen wie zum Kriege. Und den zweiten Tag, als es licht ward, kamen sie zuerst auf ein kleines offenes Feld, dann mußten sie wieder durch Wald ziehen, und der Regen fiel dicht vom Himmel herab, und es wehte ein gewaltiger Wind, so daß sie ihre Waffen nicht gebrauchen, und in ihrer schweren Rüstung auf dem schlüpfrigen Wege weder vor- noch rück-

wärts gehen konnten. — Und die Germanen freueten sich, und riefen: siehe! das thut unser Gott, der uns heute rächen will an unsern Feinden. Sie zogen aber den Römern immer zur Seite im Walde, und waren ihrer noch mehr denn gestern; denn auf die Nachricht, Varus sei umzingelt, liefen immer neue Schaaren herbei, daß sie an dem Sieg und an der Beute Theil hätten. Und als sie sahen, daß die Römer fast ermatteten, setzten sie tapfer an, und trafen auf sie, und durchbrachen ihre Reihen; und wurden alle Römer erschlagen bis auf wenige, die entrannen oder die sie lebendig ließen. Es waren aber drei Legionen, mit dem Hülfsvolk an 35000 Mann, die auserlesenste Schaar, die Rom hatte; denn die stellten sie immer gegen die Germanen. Varus der Feldherr, als er sah, daß die Seinen erschlagen wurden, da er selbst schon hart verwundet war, stürzte sich in sein Schwerdt, und starb; und viele der Fürsten des Heers starben so durch ihr eigenes Schwerdt. Hermann aber ließ ihm das Haupt abhauen, und sie trugen es zu Marbdo, der Marko-Mannen König: dieser aber sandte es an den Kaiser Augustus nach Rom, daß er es legen ließe in das Begräbniß seiner Väter. Und die Germanen waren grausam gegen die Gefangenen, und wütheten am meisten gegen die römischen Richter, und gegen die, welche vor Gericht die Sprecher sind, und zerstachen sie, und schnitten ihnen die Zungen aus, hielten sie in der Hand und höhneten: nun zische, rö-

mische Natter! Diese Schlacht geschah im Jahr 9.

Und es wurden in allen Gränzen der Germanen über dem Rhein alle Römer gegriffen und getödtet, die Kaufleute und die Vögte und die Schatzmeister, auch die als Auflaurer und Spä- her von Augustus geschickt worden, damit sie die Völker belauscheten; und die Schanzen wurden geebnet und die Schlösser und Festen geschleift, und sollte kein Denkmal der Schande übrig blei- ben diesseits des Stroms, als die Gebeine derer, die erschlagen waren. Die Römer aber, die am Rhein zurückgeblieben waren, liefen zusammen und stärkten sich in ihren Festen; denn die Furcht war fast groß im ganzen römischen Reiche. Und Augustus der Kaiser zitterte in seiner Stadt Rom, die sich die Königin und Herrscherin der Länder nannte, und gedachte: wie? wenn die Gallier aufständen und die Hispanier sich erregten und die Pannonier und Dalmaten wieder zu den Waf- fen griffen? und fürchtete sich sehr. Und er ge- bot dem Hauptmann seiner Leibwächter, daß er, damit kein Aufruhr entstände, Wachen rundgehen ließe durch die Stadt; allen Landvögten aber in den Landschaften verlängerte er die Herrschaft, damit sie die Unterworfenen zügeln konnten, wel- che Erfahrnen und Bekannten am leichtesten ge- horchen; und Jupiter seinem Gott gelobte er große Spiele, wenn sein Regiment glücklicher würde. Das alles war auch geschehen im Cimbrischen und Marsischen Kriege. Und er war so betrübt, daß er mehrere Monate seinen Bart und sein Haupt-

Haar ungeschmückt hängen ließ, und oft auch mit dem Kopf gegen die Thür rannte, und rief: Quinctilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder! und den Tag der Niederlage beging er alle Jahre wie einen Trauertag. Er hieß auch sofort alle Trabanten von ihm thun, die in Germanien gebohren waren; denn er trauete ihnen nicht mehr.

Aber das Unglück ward nicht so groß, als man gefürchtet hatte. Die germanischen Völker zerstreueten sich wieder jegliches in seine Heimath, zufrieden, daß die Römer über den Rhein zurückgezwungen waren. Arminius wäre gewiß gern mit Heereskraft weiter gezogen, und hätte Gallien aufgeregt, die nicht lange bezwungenen Rhätier und Vindeliker zur Freiheit aufgerufen, und so auf Italien gestürmt; woher den Völkern alles Unheil kam; aber er hatte die Macht nicht bei seinem Volke. Nur die Noth hatte die Germanen verbunden, das Glück zog sie wieder auseinander: sie hatten nur gestritten, daß sie frei blieben, nicht, daß sie andern das Land nähmen. Auch waren unter ihnen viele Fürsten, die es mit den Römern hielten, durch Titel und Gold geblendet, einige jetzt auch durch Neid über Arminius, der über alle hervorzuragen anfing. Diese hemmeten in der Gemeinde die kriegerische Wuth, und verriethen den Feinden die Anschläge. Augustus sandte zwar seinen Stiefsohn Tiberius Nero mit einem Heer nach Germanien, aber diesem war es genug, die Gränzen zu bewachen, theils weil er, von Natur vorsichtig, das Sichere lieb-

te und lieber durch Unterhandlungen siegte als durch die Waffen, theils auch weil die östliche Seite nicht zuverlässig war, wo Marbod der Markomanen König sich für große Dinge bereitete, und die Pannonier und Dalmaten sträubend dienten; endlich auch weil Augustus alt war und hochbetaget, und weil derjenige, der zu Hause nach der Herrschaft strebte, die auswärtigen Kriege verschieben mußte.

Völker im nordwestlichen Germanien.

Weil aber der Krieg bald wieder ausbrechen soll in denselben Gegenden, wo Drusus und Tiberius früher gekriegt hatten, so rechnen wir die Völker auf, welche dort wohneten, und welche so tapfer stritten, daß, hätten sie die Freiheit weniger geliebt, in diesem Lande wohl heute nicht teutsch gesprochen würde. Es war aber das Land, was die Elbe und der Rhein einschließen gegen Mitternacht und Mittag, was gegen Abend an dem Westmeer oder Nordmeer und gegen Morgen an dem Harz und Odenwald hinstreicht, bis wo der Main sich in den Rhein gießt. Das erste Volk südöstlich waren die Katten; gefährlichere Nachbarn hatten die Römer nicht, noch die mit unbezwinglicherer Liebe für die Freiheit brannten; ihre Jünglinge trugen an ihren Fingern einen Eisenring als Reiz und als Schimpf, bis sie das Zeichen durch einen erschlagenen Feind löseten. Sie wohnten in hohem und gebirgigem Lande um die Lahn und Eder und Fulde bis an die Weser. Ueber ihnen in den Wäldern des Harzes und um die Aller und Leine bis an die Elbe saßen die Cherusken, durch Arminius Tugend weit

bekannt, nach ihm ausgeartet und von den Nachbarn verschlungen. An diesen und an den Katten hin zog sich in einem langen krummen Bogen das zahlreiche, tapfere, und gerechte Volk der Chauken an beiden Ufern der Weser bis an den Ocean. Westlich neben ihnen beweideten bis zu den Batarern hin, welche schon Bundesgenossen der Römer waren, die Friesen die flachen Ebenen und Sümpfe längs den Küsten. Unter den Chauken an der Ems erstreckten sich die Chamaver und Angrivarier, dann näher der Lippe die streitbaren Brukterer und Marsen, einst auch die Sikambern, ehe die Römer sie über den Rhein verpflanzten. Zwischen der Lippe und Sieg aber waren die nächsten Nachbarn der Römer die Usipier und Tenkterer, eben so furchtbar berühmt zu Roß, als die Katten zu Fuß. Dies waren die großen Völker dieses Landes; neben ihnen noch mehr kleine mit verschiedenen Namen.

Kriege zwischen Germanikus und Arminius.

Im fünften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde starb der Kaiser Augustus, und ihm folgte im Reiche sein Stiefsohn Tiberius Nero, der hinfort nicht mehr aus den Gränzen Italiens ging, sondern daheim der Herrschaft hütete. Es waren aber bei seinem Antritt gefährliche Empörungen unter den Kriegsleuten, die an der Donau und am Rhein die Gränzen des Reichs bewachten. An dem Rheinstrom befahl Tiberius Neffe, Drusus Germanikus, Sohn jenes Claudius Drusus, der vor dreiundzwanzig Jahren dort mit den Germanen gekriegt hatte. Germanikus war ein edler Jüngling, beredt, feurig,

geschwind, jedes Ruhms und jeder Tugend begierig. Sein Großvater Augustus hatte ihn hingesandt, damit er durch die Furcht des Namens die Kriegsleute in Gehorsam und die Germanen in Ruhe erhielte. Dies war geschehen einige Monate vor seinem Tode. Als nun die Nachricht erscholl, Augustus sei gestorben und die Regierung an Tiberius gekommen, da entstanden in den Lägern am Rhein vielfache Gemurmel und Klagen, dann Drohungen und Empörungen, zuletzt Wuth und Mord. Es verlangte aber viele nach Hause und daß sie nach langem Dienst ihren Gnadensold bekämen, und klagten, sie hätten die größte Arbeit und Gefahr, die in Rom die größte Ehre und Lohn; doch könnten sie Narben zeigen, jene keine; andere verlangten nach neuen Dingen, die Strenge des neuen Herrn fürchtend; und wollten Germanikus zum Kaiser machen, und forderten, daß er sich aufmachte mit ihnen nach Italien und den Oheim von der Herrschaft triebe. Germanikus aber wehrte ihnen und strafte hart, welche die Rädleinführer gewesen; und damit sie Gelegenheit gewönnen, die schlechten Thaten durch gute zu versöhnen, beschloß er sie über den Rhein zu führen gegen die germanischen Feinde. Dem Kaiser Tiberius aber stellte er vor, dies sei nothwendig, auf daß der Geist des Aufruhrs abgeleitet werde und sich in Schlachten verblute; aber daß er seine Jugend nicht in unberühmter Faulheit versitzen und den Namen Drusus wieder erwecken wollte in den Orten, wo sein Vater gefochten hatte, das war die Ursache.

Er ließ sogleich nach gestilltem Aufruhr eine Brücke über den Rhein schlagen, und ging hinüber, damit er die Germanen beunruhigte, welche sich der Botschaft freueten, daß die römischen Legionen einander ermordeten. Er kam zuerst zu den Marsen, verheerte ihr Land, zerstreute den berühmten Tempel der Tanfana, hieb Weiber und Kinder ohne Erbarmen nieder, und wüthete rings mit Feuer und Schwerdt. Da stellten sich ihre Nachbarn zusammen, die Brukterer, die Usipier, die Tenkterer und besetzten die Päße, wodurch das römische Heer zum Rhein zurückgehen mußte. Germanikus aber öffnete sich mit dem Schwerdte den Weg durch sie, und führte die Seinigen glücklich in die Winterquartiere.

Segestes, ein teutscher Fürst und Vaterlandsverräther.

Es war aber Zwietracht unter den Feinden, und hielten schlecht zusammen; darauf rechneten die Römer. Denn Segestes, ein teutscher Fürst und der Römer Freund, hatte einen starken Anhang; den Arminius hatte er immer gehaßt, war ihm aber noch feinder geworden, seit dieser ihm seine Tochter entführt hatte; sie war aber einem andern verlobt gewesen. Gleich im Frühlinge that Germanikus einen Zug gegen die Katten, verheerte ihr Land, und verbrannte Mattiakum, ihren Hauptort; sie aber zerstreueten sich in die Wälder. Auch die Marsen wurden von Cäcina dem Unterfeldherrn zurückgeschlagen. Dies aber that Germanikus so früh, daß er diese erst wegräumte, damit er Raum gewönne für das, was er für den Sommer bereitet hatte. Bald darauf kamen Boten von Segestes und baten um Hülfe

gegen die Gewalt seiner Landsleute, von welchen er belagert war; denn Arminius, weil er zum Kriege rieth, war mächtiger bei ihnen. Segestes hatte den Boten seinen Sohn mitgegeben, der hieß Siegmund; und der Jüngling war zaghaft, weil er in dem Jahre, wo Germanien abfiel, die römische Priesterkappe weggeworfen hatte und zu den Aufrührern entflohen war: aber Germanikus empfing ihn sehr gütig. Und er wandte sein Heer, und focht gegen die Belagerer, und befreiete Segestes mit einer großen Schaar seiner Verwandten und Vasallen. Es waren drinnen edle Frauen, unter diesen Thusnelda, Arminius Gemahlin und Segestes Tochter, mit dem Herzen mehr ihres Gemahls als ihres Vaters, nicht zu Thränen besiegt, nicht in Worten unterwürfig, die Hände in den Schooß gedrückt, auf ihren schwangern Leib schauend. Auch Beute aus Varus Niederlage ward herbeigebracht. Zugleich Segestes selbst stattlich von Ansehen und im Bewußtseyn guter Genossenschaft unverzagt. Dies waren seine Worte:

„Nicht dies ist meiner Treue und Beständigkeit gegen das römische Volk erster Tag. Seit ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrecht begabt bin, habe ich Freunde und Feinde nach eurem Vortheil gewählt, und nicht aus Haß gegen das Vaterland — die Verräther sind auch denen verhaßt, welche sie befördern — sondern weil ich fand, Römern und Germanen fromme dasselbe, und Frieden mehr als Krieg. Daher gab ich den Entführer meiner Toch-

ter, den Verletzer eures Bundes, Arminius, bei Varus an, der damals dem Heere vorstand. Zurückgewiesen durch die dumme Sorglosigkeit des Feldherrn, drang ich in ihn, mich und Arminius und die Verschwornen zu verhaften. Zeugin ist jene Nacht; o wäre sie meine letzte gewesen! Was darauf folgte, kann mehr beweint als vertheidigt werden. Uebrigens habe ich Arminius Ketten angelegt und die von seiner Parthei angelegten erlitten. Aber alsbald ich dich erreichen kann, ziehe ich das Alte dem Neuen, das Ruhige dem Getümmelvollen vor; und zwar nicht um Lohn, sondern daß ich mich von der Treulosigkeit löse: zugleich dem Volke der Germanen ein brauchbarer Friedenstifter, wann es Reue lieber will als Verderben. Für die Jugend und das Vergehen meines Sohnes bitte ich um Gnade; meine Tochter ist nur gezwungen hier, gestehe ich: du magst entscheiden, welches mehr gilt, daß sie von Arminius empfangen hat, oder daß sie von mir gezeugt ist."

Diese Rede, die klingt, als habe Karl von Dalberg oder Graf M. und H. sie in unsern Tagen zu denen gesprochen, die auch als Feinde über den Rhein nach Germanien kamen, nahm Germanikus sehr gnädig auf, versprach seinen Kindern und Verwandten Sicherheit, ihm einen Sitz im römischen Gebiete. Arminius Gemahlin, Thusnelda, ward als Gefangener nach Italien geführt; sie gebahr einen Knaben, der in Ravenna erzogen ward: die Bücher, die sein Schicksal erzählt haben, sind verloren.

Arminius, als er vernahm, wie Segestes befreit und empfangen, wie sein schwangeres Weib als eine Sklavin hinweggeführt sei, fachte den angebohrnen Muth zur Wuth auf, und flog durch die Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen den Cäsar fordernd, und nicht mild waren seine Worte: „der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! wo so viele Hände Ein Weiblein weggeschleppt haben! vor ihm seien drei Legionen, eben so viele Unterfeldherren hingesunken. Auch führe er den Krieg nicht durch Verrath noch gegen schwangere Weiber, sondern offenbar, gegen Bewaffnete. Noch sehe man in den Hainen der Germanen die römischen Kriegszeichen, die er den heimischen Göttern geweiht habe. Segestes möge an dem unterjochten Ufer wohnen, seinem Sohn die Priesterwürde wieder verschaffen: die Germanen werden den Mann nie davon weiß brennen können, daß sie zwischen der Elbe und dem Rhein Ruthen und Beile und das römische Kleid gesehen haben; andere Völker, bei der Unkunde des römischen Reichs, seien der Hinrichtungen unerfahren, der Schatzungen unwissend: da sie diese abgeschüttelt und jener unter den Göttern geweihte Augustus, jener auserwählte Tiberius an ihnen gescheitert seien, sollten sie vor einem unerfahrnen Jüngling, vor einem meuterischen Heere nicht zittern. Wenn sie Vaterland, Verwandte, Altes lieber hätten, als Tyrannen und neue Kolonien, sollten sie vielmehr Arminius folgen, der zu Ruhm und Freiheit, als Segestes, der zu Schande und Knechtschaft füh-

re." — So entflammte er nicht nur die Cherusker, sondern auch die benachbarten Völker; und auch Inguiomerus trat zu ihm, Arminius Oheim, bei den Römern von altgegründetem Ansehen. Daher fürchtete der Cäsar sich mehr.

Germanikus besucht das Schlachtfeld, wo Varus gefallen.

Dies war aber die Ordnung des Zuges in Germanikus Heere, nachdem er seine Schaaren von den Gränzen der Katten und von der Burg zurückgeführt hatte, worin Segestes belagert worden. Damit der Krieg nicht mit Einer gewaltigen Last auf ihn fiele, sandte er Cäcina mit vierzig römischen Kohorten, daß er den Feind aus einander zöge, durch das Gebiet der Brukterer an die Ems; Pedo, der Reisigen Hauptmann, führte dieselben durch die Marken der Friesen; er selbst aber führte vier Legionen auf Schiffen durch die Seen: und so stießen Fußvolk, Reiterei, Flotte an besagtem Strom zugleich zusammen. Die Chauken, welche Hülfsvolk versprachen, nahm man mit in den Zug auf; die Brukterer, die ihr Land verbrannten, schlug, von Germanikus abgeschickt, Lucius Stertinius mit einem fliegenden Haufen, und unter den Erschlagenen und der Beute fand er den mit Varus verlornen Adler der neunzehnten Legion. Darauf ging der Zug zu den äußersten Marken der Brukterer, und was zwischen der Ems und Lippe liegt, ward verwüstet: nicht weit vom Teutoburger Walde, wo die Reste von Varus und den Legionen unbegraben liegen sollten. Also ergriff den Cäsar die Begier, den Kriegern und ihrem Führer die letzten Ehren zu bezahlen, und war das ganze Heer, das da

war, zum Mitleid bewegt ob den Verwandten und Freunden, endlich ob den Wechseln der Kriege und den Schicksalen der Menschen. Cäcina ward vorausgeschickt, daß er die Schlüchte der Waldberge erkundete und Brücken und Deiche legte über die quebbichten Sümpfe und trügerischen Felder; dann beschritten sie die traurigen durch ihr Ansehen und durch die Erinnerung grausenvollen Orte. Varus erstes Lager verrieth durch seinen weiten Umfang und die abgemessenen Hauptstände die Heerschaar von drei Legionen; darauf an dem halb eingesunkenen Walle und dem niedrigen Graben ersah man, daß die zusammengeschmolzenen Reste dort gelagert; in der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie sie geflohen, wie sie Stand gehalten hatten, zerstreut oder aufgehäuft; daneben lagen Lanzensplitter, Pferdeknochen, und an Baumstämme genagelte Köpfe; in den nahen Hainen germanische Altäre, bei welchen sie Tribunen und Centurionen der ersten Ordnungen geschlachtet hatten. Und die jene Niederlage überlebten und der Schlacht oder der Gefangenschaft entronnen waren, erzählten: hier sei der Feldherr gefallen; dort die Adler entführt; wo Varus die erste Wunde bekommen; wo er durch seine unselige Hand, durch den eigenen Stoß den Tod gefunden; von wo Arminius als Feldherr geredet; wie viele Galgen für die Gefangenen, wie viele Gruben; und wie er die Zeichen und Adler im Uebermuth verhöhet. So bestattete das römische Heer das sechste Jahr nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und keiner wuß-

te, ob er fremde Reste oder die der Seinigen mit Erde bedeckte, alle wie Verwandte, wie Blutsfreunde, alle mit wachsendem Grimm gegen den Feind, zugleich traurig und erbittert. Den ersten Rasen zur Erhöhung des Grabhügels legte der Cäsar, die süßeste Gabe für die Todten, den Anwesenden Theilnehmer der Trauer.

Germanikus trifft mit Arminius. Cäcinas trauriger Rückzug.

Hierauf zog Germanikus gegen Arminius, der ein Treffen auf dem Blachfelde vermied und die Seinen sich in den Wäldern und Sümpfen halten und die Durchgänge besetzen hieß. Als die Römer ihm hier mehr heiß als vorsichtig nachsetzten, fiel er aus dem Hinterhalt heraus, schlug die feindliche Reiterei, und trieb sie auf das Fußvolk; und sie wurden in einen Morast gedrängt und hart mitgenommen. Aber als Germanikus aufzog und die Legionen ordnete, ließ er ab; und so schied sich das Treffen. Und Cäsar führte hierauf sein Heer zur Ems zurück. Dort schiffte er seine Legionen wieder ein, einen Theil der Reiter hieß er längs dem Meergestade zum Rhein ziehen, und Cäcina sollte mit seiner Schaar von vier Legionen durch das Land gehen auf einem Wege, der pontes longi, oder die langen Brücken hieß. Dieser Weg war schmal, lief durch unübersehliche Moräste, und war einst von L. Domitius aufgedeicht; das Uebrige Klaiboden von schwerem und zähem Thon, oder quebbicht von Bächen; ringsum sanft aufsteigende Wälder: diese hatte Arminius besetzt, und war auf Fußsteigen und mit leichten Haufen dem mit Gepäck und Waffen beladenen Soldaten zuvorgekommen. Nun war

die Brücke vor Alter zerfallen; diese sollte wiederhergestellt, ein Lager sollte aufgeworfen, der Feind sollte abgewehrt werden. Dieser griff wüthend an, durchbrach die Linien, und hatte durch die Größe seiner Leiber, durch seine langen Speere, und durch die Kenntniß und Gewohnheit des Landes großen Vortheil über den Römer, der mit seiner schweren Rüstung im Morast versank, oder auf dem schlüpfrigen Boden sich nicht bewegen noch die Lanze leicht schwingen konnte. Es war um ihn geschehen, hätte nicht die Nacht die wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht gerettet. Dazu kam noch, daß die Germanen, ob ihrem glücklichen Erfolg unermüdet, sich auch da keine Ruhe nahmen und was von Wassern auf den rings aufsteigenden Höhen entspringt, auf das untere Land leiteten: dieses wurde überschwemmt, was den Tag fertig geworden, verschüttet, und dem Krieger die Arbeit verdoppelt.

Es war das vierzigste Jahr, daß Cäcina im Dienst gehorcht oder befohlen hatte; er ließ den Muth nicht sinken, verfügte was in der Noth das zweckmäßigste war, und setzte auf seiner Linken und Rechten je eine Legion, daß sie den Feind in dem Walde zurückhielten, bis die Verwundeten und der schwere Troß etwas vorausgegangen wären. Die Nacht war auf verschiedene Weise unruhig. Die Barbaren füllten mit festlichen Schmäusen, fröhlichen Liedern, und graunvollem Klange die untenliegenden Thäler und wiederhallenden Schlüchte; bei den Römern schwache Feuer, abgebrochene Stimmen, und lagen sie hie und da

an dem Wall umher, und irreten unter den Gezelten, mehr schlaflos als wachend. Und den Führer erschreckte ein grauser Traum. Denn ihm däuchte, wie er Quinctilius Varus mit Blut besprützt und aus Morästen emporgestiegen sah, und hörte, als wenn er ihm riefe, ihm aber doch nicht gehorchte, und, als er ihn fassen wollte, ihn zurückstieß. Als es tagte, da verließen die auf die Seiten abgeschickten Legionen aus Furcht oder Ungehorsam ihre Stellung und nahmen geschwind ein Feld ein jenseits der Moräste. Doch brach Arminius, obgleich der Anfall frei war, nicht sogleich hervor, sondern als der Troß in dem Koth und den Gräben steckte, die Kriegsleute rings bestürzt, die Reihen in Unordnung, und wie in solchen Augenblicken jeder für sich hinzittert und die Ohren für Befehle taub sind — da hieß er die Germanen einbrechen und rief: Hie Varus! und wieder durch ein gleiches Geschick die Legionen besiegt! Und mit diesen Worten durchbricht er mit Erlesenen die Reihen, und verwundet am meisten die Pferde: diese gleiten in ihrem Blute und auf dem schlüpfrigen Sumpfboden aus, werfen die Reiter ab, zersprengen was vor ihnen ist, zertreten, was liegt. Der heißeste Streit ist um die Adler, die weder gegen den ungestümen Angriff des Feindes geführt, noch in dem leimigen Boden befestigt werden konnten. Cäcina, dieweil er die Schlacht aufrecht hält, stürzt mit seinem durchbohrten Pferde hin, und wäre umzingelt, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Es half die Gierigkeit der Feinde,

die vom Morden ablassend nach Beute trachteten; und die Legionen gelangten mit der Abenddämmerung auf das Freie und Feste.

Dies war noch nicht das Ende des Elends. Es sollte ein Lager bereitet, ein Wall aufgeworfen werden, aber das Geräth dazu war größtentheils verloren; keine Gezelte für die Fähnlein, keine Binden für die Verwundeten; wie sie die von Koth oder Blut beschmutzten Speisen austheilten, bejammerten sie die unselige Dunkelheit und daß so vielen Tausenden nur noch ein Tag übrig. Ja als ein Pferd, das sich losgerissen hatte und durch das Geschrei erschreckt war, einige im Wege Stehende umlief, da glaubten sie, die Germanen seien hereingebrochen, und so groß war das Schrecken, daß alle zu den Thoren stürzten, vorzüglich zu dem Hauptthore, welches von dem Feinde abgewandt dem Fliehenden das sicherste schien. Cäcina, da er sah, daß weder Ansehen noch Bitten noch Streiche halfen, warf sich zuletzt mitten im Thore nieder, und schloß durch Mitleid den Weg, weil sie über den Leib des Feldherrn gehen mußten. Er schalt sie darauf hart, vermahnte sie römisch, und bedeute ihnen, durchfeste Entschlossenheit allein sei aus diesen Morästen und Wäldern zum Rhein zu gelangen. Und so zog er sie still zurück hinter seine Schanzen, als ob die Furcht sie verberge, und bereitete und ordnete alles zu einem kühnen Ausfall für den folgenden Tag. Arminius, dergleichen ahnend, wollte sie in ihren Wällen nicht stören, sondern sie da erwarten, wo es morastig und abgeschnit-

ten war; aber Inguiomerus, der das Kühnere rieth, gefiel mehr. Daher als der Tag anbrach, schütteten sie die Gräben zu, warfen Reisbündel hinein, und erstiegen die Höhe des Walles, wo sich wenige Kriegsleute zeigten, als ob sie sich aus Furcht enthielten. Da fielen die Römer wohl geordnet mit hellen Haufen heraus, und riefen: hier sind keine Wälder und Sümpfe, auf günstigem Boden sind die Götter günstig, und schlugen auf sie, die solches nicht erwarteten, und es fielen ihrer viele; auch Arminius floh, und Inguiomerus der Urheber des Unheils mit einer schweren Wunde. Gegen die Nacht waren die Legionen zur Stelle.

Das Gerücht hatte sich unterdessen verbreitet, das Heer sei umzingelt und die Germanen rücken mit feindlichen Schaaren gegen Gallien; und hätte nicht Agrippina, Germanikus Gemahlin, das Abbrechen der Rheinbrücke verboten, so waren, die aus Angst diesen Schimpf gewagt hätten: aber die hochherzige Frau übernahm an diesen Tagen das Amt eines Feldherrn, und theilte den ermatteten oder verwundeten Kriegern Kleider und Pflege mit. Wie viele von Cäcinas Legionen in ihre Winterquartiere zurückgekommen, hat Tacitus nicht erzählt.

Vitellius unglücklicher Zug längs dem Meere.

Mit größerer Gefahr noch kämpfte Vitellius, der die Reiter längs der Küste zum Rhein führen sollte. Anfangs war der Weg trocken und der Zug glücklich; aber siehe! es wachte plötzlich ein gewaltiger Nordwind auf und die Meersbrandung schwoll zu einer fürchterlichen Höhe; denn

es war die Zeit der Nachtgleichen; Meer, Gestade, Gefilde — alles gleich; man mogte das Unsichere nicht von dem Festen, das Seichte nicht von dem Tiefen unterscheiden; Pferde, Gepäck, Leichen, alles floß unter einander, auf einander; die Fähnlein verwirrten sich in einander, bald bis zur Brust, bald bis zum Munde hervorragend, zuweilen auf dem versinkenden Boden aus einander gerissen oder verschlungen. Hier halfen keine Worte, keine gegenseitigen Vermahnungen gegen die feindseligen Wogen; hier war der Rasche dem Feigen, der Weise dem Thoren, die Geschicklichkeit dem Zufall gleich; alles rollte Eine Gewalt durch einander. Endlich gelangte Vitellius auf Anhöhen, und führte den ganzen Zug dahin. Dort übernachteten sie ohne Geräth, ohne Feuer, der größte Theil nackt oder mit zerstelletem Leibe: nicht weniger elend, als die der Feind belagert; denn jenen steht doch ein schneller Tod offen, diesen nur ein unrühmlicher Untergang. Doch drangen sie glücklich durch, wohin der Cäsar mit der Flotte gesegelt war, und er nahm sie auf seine Schiffe.

Stertinius, abgeschickt, Segestes Bruder, Segimer und seinen Sohn als Uebertreter zu den Römern zu empfangen, hatte sie ins Gebiet der Ubier gebracht. Beiden wurde Begnadigung gegeben, Segimern leicht, seinem Sohn zögernder, weil er Quinctilius Varus Leichnam verhöhnt haben sollte. Uebrigens zur Ergänzung der Verluste des Heers wetteiferten Gallien, Hispanien, Italien, Pferde, Waffen, Geld, was jedes be-

reit hatte, darbietend. Germanikus lobte ihren Eifer, nahm nur die Pferde und Waffen zum Kriege, und unterstützte mit dem eigenen Gelde die Krieger; und damit er die Erinnerung des Unglücks auch durch Leutseligkeit milderte, besuchte er die Verwundeten, erhob eines jeden einzelne Thaten, besah die Wunden, und stärkte die einen durch Hoffnung, die andern durch Ruhm, alle durch Ermunterung und Fürsorge für sich und für die Schlacht.

Dies war der Ausgang seines zweiten Feldzuges gegen Germanien. Das dritte Jahr begann wieder früh mit einer Streiferei gegen die Katten, und mit einem Zuge gegen die Lippe, wo die Germanen das Schloß Aliso belagerten; auch hatten sie den Grabhügel abgeworfen, den Germanikus den vorigen Sommer dem Varus und seinen Legionen aufführte, und einen seinem Vater Drusus geweihten Altar umgestürzt. Gegen die Katten ward wegen vielen Regens nichts ausgerichtet, das Schloß ward entsetzt, der Grabhügel und Altar wurden wieder hergestellt. Die Anstalten für den großen Feldzug waren nun fertig. Germanikus hatte gelernt, wie gefährlich der Zug durch das von Wäldern und Morästen durchschnittene Land war; wie viele Pferde und Menschen auch ohne Schlacht durch die Beschwerden darauf gingen; wie viele Vortheile dem der Wege und Stege kundigen Feind allenthalben gegeben werden müßten. Daher beschloß er sein ganzes Heer einzuschiffen, und es den nächsten und bequemsten Weg dahin zu führen, wohin er

den Krieg bestimmt hatte. Zu diesem Behufe waren an der ganzen Küste von Gallien tausend Schiffe theils neu gebaut, theils ausgerüstet, und die Insel der Bataver war ihnen als Sammelplatz angewiesen. Dort schiffte er sein ganzes Heer ein, lief durch den sogenannten Drususgraben ins Meer, und landete nach einer glücklichen Fahrt an dem Ausfluß der Ems, wo die Flotte blieb. Hier erfuhr er, die Angrivarier seien ihm im Rücken abgefallen, und schickte sogleich den Stertinius ab mit Reiterei und Leichtbewaffneten, welcher die Treulosigkeit mit Feuer und Schwerdt rächte.

Arminius Gespräch mit seinem verrätherischen Bruder Flavius.

Der Weserstrom floß zwischen den Römern und Cheruskern. An seinem Ufer stand mit den übrigen Fürsten Arminius, und fragte, ob der Cäsar gekommen sei? Als man ihm dies bejahte, begehrte er, daß er mit seinem Bruder sprechen dürfte. Dieser war in dem römischen Heere, namens Flavius, ausgezeichnet durch seine Treue und durch Einäugigkeit, die er unter Tiberius durch einen Hieb erhalten hatte. Es ward zugestanden, er trat heraus, und ward von Arminius begrüßt. Dieser entfernte seine Begleiter, und verlangte, unfern von dem Ufer aufgestellte Schützen mögten zurückweichen. Als diese weg sind, fragt er seinen Bruder, woher jene Entstellung des Gesichts; als dieser ihm Ort und Treffen angiebt, forscht er, welchen Lohn er empfangen. Flavius rechnet ihm erhöheten Sold, Halsketten, Kronen und andere Kriegsgeschenke auf; Arminius aber verspottet diese niedrigen Preise

der Knechtschaft. Darauf stellen sie gegen einander, dieser die römische Größe, des Cäsars Macht, die schweren Strafen für die Besiegten, die den zur Uebergabe Kommenden bereite Gnade; auch die nicht feindliche Behandlung seiner Gemahlin und seines Sohnes: jener die heilige Pflicht gegen das Vaterland, die uralte Freiheit, die heimischen Götter Germaniens, ihre Mutter, seiner Gebete Genossin; daß er doch seiner Verwandten und Befreundeten, ja seines Vaterlandes Verräther und Vorläufer nicht lieber seyn wolle, als ihr Feldherr. Allmälig von dannen zum Unglimpf fortschreitend, hätte selbst der zwischenfließende Strom sie nicht gehindert einen Zweikampf zu beginnen, wäre nicht Stertinius hinzugeeilt und hätte den vor Zorn knirschenden und Waffen und Pferde fordernden Flavius zurückgehalten. Gegenüber sah man Arminius drohend und zum Kampfe herausfordernd; denn er warf in lateinischer Sprache vieles dazwischen, zumal da er als Feldherr seiner Landsleute unter den Römern gedient hatte.

Am folgenden Tag stand die Schlachtlinie der Germanen jenseits der Weser. Bald war ein heißes Reitergefecht, worin die Bataver sich von den Cheruskern zu weit verlocken ließen; ihr Führer Katualda fiel, und viele der Edelsten fielen um ihn. Germanikus schlug eine Brücke, und ging über die Weser. Hier erfuhr er von einem Ueberläufer, Arminius habe sein Schlachtfeld gewählt; es haben sich auch andere Völker in einem dem Kriegsgott geheiligten Hain versammelt,

und werden einen nächtlichen Sturm auf das Lager wagen. Wirklich wollten sie auch um die dritte Nachtwache das Lager bestürmen, aber kein Speer ward hineingeworfen, da sie merkten, daß Germanikus alles wohl verwahrt hatte. Als es aber zur Schlacht kommen sollte, redeten die beiden Feldherrn zu ihrem Heere. Dies waren Germanikus Worte:

Reden des Germanikus und Arminius vor der Schlacht.

Nicht allein Blachfelder sind dem römischen Krieger zum Treffen gut, sondern, wann Verstand waltet, auch Wälder und Sümpfe; denn der Barbaren ungeheure Schilde, ihre unmäßigen Lanzen handhaben sich zwischen Baumstämmen und Gestrüpp nicht wie Speere und Schwerdter und an den Leib anschließende Schirmwaffen. Verdoppelt die Streiche, hauet mit den Schneiden nach den Gesichtern: der Germane hat keinen Panzer, keinen Helm; nicht einmal feste Schilde von Eisen oder Häuten, sondern Weidengeflechte, sondern dünne bemahlte Bretter; höchstens die erste Linie trägt Lanzen, die übrigen bloß vorgebrannte oder kurze Spieße; auch ihr Leib, wie er gräulich von Ansehen und nur für einen kurzen Anfall ausdaurend, so auch ohne alle Geduld der Wunden; ohne Schaam vor Schande, ohne Scheu vor ihren Führern laufen sie davon, fliehen sie: im Unglück verzagt, im Glücke nicht göttlichen, nicht menschlichen Rechtes eingedenk. Wünscht ihr überdrüßig der Märsche und des Meers ein Ende, durch die Schlacht gewinnet ihr es. Schon ist die Elbe näher als der Rhein, und weiterhin kein Krieg; nur daß ihr mich in demselben Lan-

de, wo mein Vater, wo mein Oheim geschritten sind, zum Sieger machet.

Der Rede des Feldherrn folgte der Soldaten Kampflust. Auch Arminius und die übrigen Fürsten der Germanen unterließen nicht jeder den Seinigen zuzurufen: dies seien die Römer in Varus Heer die ersten zur Flucht, die, damit sie den Krieg nicht ausständen, Meutereien begonnen hätten, deren ein Theil die mit Wunden gekerbten Rücken, ein anderer die von Fluthen und Orkanen zerbrochenen Glieder wieder ergrimmten Feinden im Zorn der Götter entgegenwerfen, ohne die mindeste Hoffnung des Glücks; darum haben sie eine Flotte geschaffen und das unwirthliche Meer beschifft, daß den Heranziehenden keiner begegne, die Geschlagenen keiner dränge: aber wenn sie die Hände gemischt, dann sei dem Besiegten der Winde und Ruder Hülfe eitel; sie mögten nur der Habsucht, der Grausamkeit, der Tyrannei gedenken; sei ihnen etwas Anderes übrig, als die Freiheit festhalten, oder sterben vor der Knechtschaft?

Schlacht bei Idistavisus. Die also entflammten und die Schlacht fordernden Krieger führten sie auf ein Feld herab, welches Idistavisus heißt; und beide Feldherren ordneten ihre Treffen, und fuhren wüthend auf einander; aber die Germanen mußten nach langem und heißem Streit den Römern weichen, welche den Cheruskischen Ungestüm mit Reitern überflügelten, und den Feind von den Hügeln herunterwarfen, die das Schlachtfeld beherrschten. Dies und die rhätische und vindelikische Tapferkeit, die

vor nicht lange noch frei jetzt gegen die Freiheit gebraucht ward, entschied die Schlacht. Der verwundete Arminius entkam durch seine Gewandheit und die Geschwindigkeit seines Pferdes, mit blutbestrichenem Gesichte, damit er nicht erkannt würde. Einige haben erzählt, er sei von den Chauken, die den Römern als Hülfsvolk dienten, erkannt und durchgelassen. Dieselbe Tapferkeit oder Verrätherei ließ Inguiomerus entrinnen. Die übrigen wurden rings umher niedergehauen, und die meisten, die durch die Weser zu schwimmen versuchten, bedeckten die geworfenen Geschosse oder die Gewalt des Stroms, endlich das Gedränge der Hineinstürzenden und die einfallenden Ufer; einige, die in schimpflicher Flucht auf Bäume klommen und sich in den Zweigen versteckten, wurden von den Schützen zum Spaß heruntergeschossen; andere zerschmetterten umgehauene Bäume Dieser Sieg war groß und für die Römer nicht blutig. Von der fünften Stunde des Tages bis in die Nacht wurden die Feinde niedergemetzelt und bedeckten zehntausend Schritt mit Leichen und Waffen; unter der Beute von ihnen fand man Ketten, die sie als bei einem unzweifelhaften Erfolg für die Römer mitgenommen hatten. Das Heer thürmte auf dem Wahlplatze einen Erdhügel auf, worauf es Waffen gleich Trophäen stellte mit den Inschriften der besiegten Völkerschaften.

Diese Beschreibung klingt bei Tacitus als Vernichtung des arminischen Heeres; aber bald ein neuer Angriff, und eine zweite Schlacht, die

gewiß unentschieden war, wenn man den römischen Beschreiber zu deuten versteht.

Zweite blutige Schlacht. Nicht die Wunden, das Gemetzel, die gefallenen Freunde betrübten und erzürnten die Germanen so sehr, als dieser Anblick; die eben noch ihre Sitze zu verlassen, über die Elbe zurückzuweichen gedachten, wollen den Kampf, greifen zu den Waffen; das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greise fallen plötzlich den römischen Zug an und beunruhigen ihn; endlich erwählen sie einen Ort, von einem Fluß und von Wäldern umschlossen, mit einer engen und morastigen Ebene drinnen: auch um den Wald lief ein tiefer Morast, außer daß die Angrivarier, damit sie von den Cheruskern geschieden würden, eine Seite durch einen breiten Deich erhöht hatten. Hieran stand das Fußvolk; die Reiterei deckten sie durch die nahen Haine, daß sie den in den Wald eindringenden Legionen im Rücken wäre. Nichts von diesem war dem Cäsar unbekannt; die Anschläge, die Stellungen, das Augenblickliche, das Verborgene wußte er, und wandte der Feinde List ihnen selbst zum Verderben. Dem Sejus Tubero, seinem Unterfeldherrn, übergiebt er die Reisigen und das Blachfeld; die Schlacht des Fußvolks ordnete er so, daß ein Theil, wo der Zugang bequem war, in den Wald drang, ein Theil den vorliegenden Deich erklimmte; dies als das Schwere überließ er sich, das Andere den Unterfeldherren. Welchen das Ebene zugefallen war, die drangen leicht ein; aber welche den Deich zu bestürmen hatten, die kämpften, als rennten sie

an einer Mauer an, mit gefährlichen Streichen von oben herab. Der Feldherr bemerkte, wie ungleich das Gefecht in der Nähe war; er führte allmälig die Legionen weg, und hieß die Schleuderer und Schützen Geschosse schleudern und den Feind beunruhigen. Aus den Wurfstücken wurden Speere geschleudert, und je glänzender die Vorfechter, mit desto mehrern Wunden stürzten sie hinab. Zuerst nahm der Cäsar mit den Leibcohorten den Wall, und that einen Angriff auf die Wälder. Da ward Faust gegen Faust gestritten; den Feind schloß im Rücken der Morast, die Römer schlossen der Strom oder Berge ein: beiden war Nothwendigkeit in der Stellung, Hoffnung in der Tapferkeit, Rettung im Siege.

Auch war der Muth bei den Germanen nicht geringer, sondern sie wurden durch die Art des Gefechtes und der Waffen überwunden, da die große Menge in den engen Stellungen ihre langen Lanzen nicht vorstrecken, nicht zurückziehen, und, zu einem stätigen Treffen gezwungen, nicht die Einsprünge und Hurtigkeit der Leiber gebrauchen konnte; der Römer hingegen, dem der Schild an die Brust schloß, die Faust an dem Griff lag, die breiten Glieder der Barbaren und ihre nackten Gesichter zerfleischte und sich über die Leichen der Feinde den Weg bahnte: Arminius war wenig rasch, entweder wegen der unaufhörlichen Gefahren, oder weil ihn seine jüngst erhaltene Wunde säumte; auch den Inguiomerus, der durch die Reihen hin und her flog, verließ mehr das Glück als der Muth. Und Germani-

kus, damit er kenntlicher wäre, hatte seinen Helm vom Haupt gezogen, und bat, sie mögten risch seyn im Morden, Gefangene brauche man nicht, nur die Vertilgung des Volkes würde das Ende des Kriegs seyn. Und erst spät am Tage führte er eine Legion aus dem Streit, das Lager zu machen; die übrigen sättigten sich bis in die Nacht im Feindesblut. Die Reisigen stritten zweifelhaft.

Darauf lobte der Cäsar die Sieger feierlich, und thürmte ein Geschmuck von Waffen auf mit dem stolzen Titel: Nach Besiegung der Völker zwischen dem Rhein und der Elbe weihet des Cäsars Tiberius Heer dieses Denkmal dem Mars und Jupiter und Augustus. Alsdann trug er dem Stertinius den Krieg gegen die Angrivarier auf, wo sie nicht die Uebergabe beschleunigten; aber sie, unterwürfig, nichts verweigernd, erhielten Vergebung für alles. Aber weil es schon hoch im Sommer war, so wurden einige Legionen zu Lande in die Winterquartiere zurückgeschickt, die meisten schiffte der Cäsar auf die Flotte ein, und fuhr aus der Ems aufs Meer. Dort überfiel ihn ein wüthender Sturm, der die Flotte zerstreuete, viele Schiffe weithin verschlug, die meisten an den brittannischen und germanischen Küsten zerschellete. Der Feldherr, der sich so großen Unglücks schuldig hielt, wollte in der Verzweiflung sich selbst entleiben, was seine Freunde kaum wehrten; die von den Verschlagenen wieder kamen, erzählten Schiffermährchen, Wunderdinge, gewaltige Strudel, unerhörte Vögel, Meerungeheuer, Menschen, die

halb Fisch halb Thier: auch das sollte den Seeabentheuern ähnlich seyn. Germanikus kehrte nur mit den Trümmern seiner Flotte zurück, und endigte das Jahr, damit die Römer über dem Neuesten das Neue vergäßen, mit einem Streifzuge gegen die Marsen und Katten.

Ende dieses Krieges. Germanikus reist ab.

So kriegte Germanikus, unstreitig ein großer Kriegsfürst, drei Sommer mit den Germanen. Ich habe diesen Krieg ausführlicher erzählt, theils weil der Reiz so groß war, des größten und trefflichsten Mannes jener Zeit, Tacitus, Worte abzuschreiben, theils damit aus der Beschreibung selbst erhelle, wie das Zeitalter, das Land, und die Menschen waren; theils auch, damit der unwürdige Wahn verschwinde, es gebe etwas der größten Tapferkeit und glühendsten Freiheit Unüberwindliches und Unbesiegliches; endlich damit die Menschen sich zu Gott wenden und auf ihn bauen, der die es redlich meinen nie verläßt. Denn, wenn irgendwo sonst, erscheint in diesem Kriege, wie Gott der Tapfern und Freien Schirm seyn wollte, der da Regen und Wind sandte, diejenigen zu verderben, welche nach fremdem Gute trachteten. Und werden Muth, Geschicklichkeit, und Absicht, werden Zahl und Bewaffnung, natürliche und künstliche Vortheile gerechnet, so bleibt es kaum zweifelhaft, wer größer war, Germanikus oder Arminius. Die Römer auf dem Gipfel ihrer Macht hatten reiche Länder hinter sich, woher sie Geld, Menschen, Pferde, Vorräthe, Flotten ziehen konnten; der germanische Feldherr befahl in einem Ländchen, das kaum so groß war, als der sechste Theil des Landes, welches

später Teutschland hieß; und nicht einmal dieses Ländchens Kraft war verbunden: manche saßen zu Hause, wann die andern fochten, manche gar stritten unter römischen Fahnen. Auch an Zahl der Streiter war Arminius also immer unterlegen; dies sagt uns der Zustand des Landes, worin gestritten ward — es war meist Sumpf und Wald — besser sagt es das Stillschweigen der Römer, welche gern die besiegen, die dreimal und viermal stärker ausrücken als sie. Dies soll uns auch ein Trost seyn, daß es nicht auf die Menge ankommt, sondern auf den Geist, womit gestritten wird. — Dieser Krieg war der letzte römische Versuch, Germanien zu unterjochen; nachher ward nur gekämpft gegen die Unterjochung, die aus Germanien in Italien einbrechen wollte. Tiberius, ungewiß, ob aus Neid über seinen Neffen oder aus Ueberzeugung, Germanien könne durch solchen Krieg nicht bezwungen werden, schrieb ihm einen Brief über den andern: er möge kommen zu dem bewilligten Triumphe; es sei genug der Abentheuer, genug der Unfälle; glücklich und groß seien seine Schlachten, doch möge er auch der Verluste gedenken, die nicht die Schuld des Feldherrn, sondern Winde und Fluthen doch schrecklich und grauenvoll verhängt haben; er, von dem göttlichen Augustus neunmal nach Germanien geschickt, habe mehr durch Klugheit als durch Gewalt vollbracht: So haben die Sigambrer sich unterworfen, so seien die Sueven und der König Marbod durch Frieden umstrickt; auch die Cherusker und die übrigen aufrührischen Völker-

schaften, nachdem der römischen Rache genug gethan, können innern Zwiespalten überlassen werden. — Germanikus mußte seinen lieben Rhein verlassen, und ward als Oberlandpfleger nach Asien geschickt, und dort durch die Ränke seiner Großmutter Livia vergiftet.

Hier stehen wir eine Welle still, und lassen uns wieder von Tacitus erzählen, welch ein tapferes, freies, kriegerisches, züchtiges, gerechtes, und waidliches Volk unsre Vorfahren waren. Er hat von Germanien ein eignes Büchlein geschrieben, woraus wir das für uns Passende nehmen. In diesem Büchlein stellte er seinem Volke den Römern einen Spiegel auf, worin sie ihr Verderben erkennen sollten; sein großes Herz lobte die Tugend der Feinde, damit das Laster der Freunde erschräcke; aber er fühlte nur zu gut, und mit tiefer Trauer in seinem Gemüthe, daß die römische Verruchtheit so groß war, daß sie mit dem Schwerdt von der Erde vertilgt werden mußte; und er kannte das Volk, das dieses Schwerdt führen würde, ja schon führte, und traurend über Roms Fall schrieb er seine Geschichten, die allenthalben mit der tiefen Schwermuth einer großen Seele wie mit einem Schicksalsschatten bedeckt sind. Denn Tacitus war ein edler Mensch; darum liebte er sein Volk. Und doch regierte, als er diese Geschichte schrieb, über die römische Welt der beste, tapferste und glücklichste Kaiser, aus dessen Tugend wieder Hoffnung blühen konnte: der Hispanier Trajanus, ein Mann, den Italien von Hispanien nicht verdient hatte.

Er regierte aber im Anfange des zweiten Jahrhunderts unsers Herrn, damit wir wissen, aus welcher Zeit unsre Väter und ihr Land hier beschrieben werden. Es haben zwar noch andere als Tacitus von den Germanen und von Germanien gemeldet, z. B. Plinius, Ptolomäus, Strabo, Mela; sie haben auch wohl manches von Tacitus Verschiedene und Lehrreiche erzählt, aber alles Einzelne von dem Lande und Volke zu sammeln liegt außer unserm Zweck. Wir wollen das Große, das Herzige, das Gemüthliche des Volkes, wir wollen seine Seele und sein Leben erkennen: da ist Tacitus einzig, und deswegen soll er unser Führer bleiben.

Von Germanien und seinen Völkern.

Von dem Namen der Germanen ist oben gehört. Das Alter des Volkes verschwindet in den grauen Zeiten der kindlichen Welt, wo die Völker noch keine klare Geschichte hatten, sondern in dunkeln Sagen lalleten. Diese Sagen, die spärlich sind, der Sprachenstamm, woraus sich mehr schließen läßt, und welcher in unsern Zeiten eifriger erforscht wird, Volksähnlichkeiten hie und da zwischen dem Nordosten und dem Osten, die mehr als bloße Zeichen sind, endlich der Strom der Geschichte, der von Morgen gegen Abend fließt, beweisen den Ursprung unserer Vorfahren aus Asien. Wann sie gegen Westen gezogen sind, davon schweigt die Geschichte, und die Zeit wird kein Späterer herausfinden; aber so jung ist ihr Einzug gewiß nicht, als einige uns einbilden wollen. Gleichlinig neben ihnen gegen Abend hinlaufend hatten vom Anfange der

Geschichten gallische Völkerschaften gesessen, die mit einem gemeinschaftlichen Namen oft Celten genannt werden; ob diese zu gleicher Zeit mit ihnen oder früher oder später ausgegangen, ist unbekannt; aber die Römer sagen uns, sie haben vormahls viel höher über der Donau und dem Rhein gewohnt, so daß das Land, welches jetzt Franken heißt, und was, von dem Riesengebirg eingeschlossen, Böheim genannt wird, vor noch nicht lange von Galliern besessen worden. Dies macht es wahrscheinlich, daß ihr Zug zuerst nordwestlich zum baltischen Meere ging, und daß sie die Gegend um die Weichsel, Oder und Elbe längs den Küsten besetzten, nebst den Inseln und Halbinseln, die in jenem Meere bis zu dem höchsten Norden hinauf gingen, und daß sie in dem Maaße, wie ihre Schaaren sich mehrten, bei Einfalt der Sitten durch schnelle Zeugungen, oder durch Einrücken neuer Stämmlinge von Osten her, und wie die Gallier weichlicher und unkriegerischer wurden, diese immer weiter gegen Süden drängten. Dies meinen fast alle nordischen Geschichtforscher, die stolz darauf sind, daß sie die meisten asiatischen Spuren haben, und die sich deswegen das Aelteste anmaaßen. Und weder die Geschichte noch die Erfahrung widersprechen ihnen gradezu. Wenn nicht, wie es auch oft scheint, eine gebildetere Priesterkaste aus der Fremde kam und ihre Roheit durch Religion schneller an Ordnung und Gesetz gewöhnte, als viele andere der Brüderstämme, so mußte eine lange Zeit vergehen, ehe sie in einem Lande, wie

Schweden und Norwegen ist, zu der Zucht im Regiment gelangten, die Tacitus schon kannte und die neun Jahrhunderte nach ihm die Geschichte bestätigte. Daß aus dem engen Raum der Küsten der Ostsee und aus ihren Inseln die Heerschaaren nicht ausgezogen seyn könnten, die nachher den Süden erschreckten und eroberten, ist eine Einwendung, ich weiß nicht, ob lächerlicher oder dummer. Diese Schaaren werden sehr mäßig, wenn wir die von den Römern angegebenen Zahlen mit vier oder fünf theilen; denn, damit ihre Siege mehr glänzend, ihre Niederlagen weniger schimpflich wären, nannten sie gerne 50000 für 10000 und 400000 für 100000. Auch erschrecken uns die Zahlen, weil wir immer unsere Zeit und Art denken. Damals war in dem Alter von achtzehn bis sechszig Jahrrn alles Kriegsmann, und ein Volk, das nur 200000 Menschen zählte, hatte 20000 bis 30000 Streiter.

Zu Tacitus Zeit waren Germaniens Gränzen gegen Mittag die Donau und der Rhein; gegen Abend die Nordsee, gegen Mitternacht das Eismeer oder die unzugänglichen Sümpfe einiger wandelnden Lappen, die ihre Rennthiere in den Wüsten weideten, wo die Sonne im Winter manche Tage nicht auf-, im Sommer manche Tage nicht untergeht; gegen Osten die Gegend um die Weichsel und an der Küste hinauf der Niemen, ferner die Karpathen, und unter den Karpathen der Fluß Gran. In diesem weiten Umfange wohnten Germanen. Aber gegen Osten läßt Tacitus

die Gränze unbestimmt, nicht deswegen, weil sie ihm unbekannt, sondern weil sie nicht genau bestimmbar war, da die Germanen hier mit fremdartigen Völkerschaften in einander flossen und sich mischten, und einzelne Stämme auch wohl ganz unter Fremden saßen, wie die Avarisker unter den Pannoniern. Dies sind seine Worte: „Bis hieher ist Suevien; ob ich die Völker der Peucíner und Veneder und Fennen zu den Germanen oder Sarmaten rechnen soll, weiß ich nicht, obgleich die Peuciner, welche einige Bastarner nennen, in Sprache, Art, Sitten, und Wohnungen wie Germanen leben: Schmutz bei allen und Faulheit; durch der Vornehmern vermischte Vermählungen sind sie etwas nach sarmatischer Weise geschändet. Die Veneder haben viel von ihren Sitten angenommen; denn was zwischen den Peucinern und Fennen von Wäldern und Gebirgen sich erhebt, durchstreifen sie mit ihren Räubereien: doch werden diese billiger unter die Germanen gerechnet, weil sie Häuser bauen, Schilde tragen, und sich des Gebrauchs und der Hurtigkeit des Fußvolks erfreuen, welches alles von den Sarmaten verschieden ist, die auf Wagen und Pferden leben. Bei den Fennen eine ungeheure Rohheit, eine scheußliche Armuth: nicht Waffen, nicht Pferde, nicht Herd; Kraut ihre Speise, Felle ihre Kleider, die Erde ihr Bett; in Pfeilen, die sie aus Mangel an Eisen mit Knochen spitzen, ihre einzige Hoffnung: dieselbe Jagd ernährt Männer und Weiber gleich, denn diese laufen so mit und erhaschen einen Theil der Beu-

te; auch den Kindern gegen wilde Thiere und Regen keine andere Zuflucht als ein Ueberdach aus geflochtenen Zweigen. Dies ist der Jünglinge Heimath, dies der Greise Zuflucht; aber sie halten es glückseliger, als auf Aeckern stönen, in den Häusern arbeiten, eigene und fremde Glücksgüter unter Hoffnung und Furcht verwalten. Unabhängig von den Menschen, unabhängig von den Göttern haben sie das Schwerste erlangt, daß sie nicht einmal eines Wunsches bedürfen. Weiterhin liegt das Land der Mährchen."

Auch die Rheingränze Germaniens war nur römisch bestimmt. Wir haben schon von Cäsar gelernt, daß bis in den Vogesus und Ardennerwald und diesseits der Schelde und Somme bis an den Ocean teutsche Stämme das Land erobert hatten, hie und da an den Gränzen, wie es geschieht, mit gallischer Sprache und Sitten angesteckt. Also spricht Tacitus von einigen derselben: „Die Trevirer und Nervier sind sehr eifersüchtig auf den Anspruch germanischer Abkunft, als wenn dieser Ruhm des Blutes sie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier schiede. Das Rheinufer selbst bewohnen unbezweifelt germanische Völker, Vangionen, Tribocken, Nemeter; sogar die Ubier, wiewohl sie römische Kolonie zu seyn verdient haben und nach des Stifters Namen lieber Agrippiner heißen, schämen sich ihrer Abkunft nicht, weiland übergewandert und wegen ihrer erprobten Treue hart an dem Ufer angesiedelt, daß sie es schützten, nicht, daß sie bewacht würden. Vor allen diesen Völkern sind die

Bataver durch Tapferkeit herrlich, nicht weit vom Ufer, sondern sie bewohnen die Insel des Rheinstroms, einst ein kattisches Volk und bei einem inneren Aufruhr in jene Sitze hinübergewandert, worin sie ein Theil des römischen Reichs werden sollten. Noch dauert ihre Ehre und die Auszeichnung der alten Bundesgenossenschaft; denn weder werden sie durch Schatzungen beschimpft noch durch Zöllner zertreten, von Lasten und Auflagen befreiet und nur zum Behuf der Schlachten zurückgelegt, werden sie gleich Waffen und Zeug für Kriege aufgespart. In demselben Gehorsam ist auch das Volk der Mattiaken; denn die Größe des römischen Volkes dehnte über den Rhein und über die alten Gränzen die Majestät des Reichs aus: daher leben sie mit der Heimath und dem Gebiet an ihrem Gestade, mit dem Herzen und Gemüthe bei uns, sonst den Batavern ähnlich, außer daß sie durch ihres Landes Boden und Himmel noch feurigeren Muthes sind."

Von den Völkern, die in der Gegend weideten, wo Drusus, Germanikus und Arminius kriegten, waren die Chauken die mächtigsten und gerechtesten, die Cherusker durch Arminius eine kurze Zeit die berühmtesten, die Marsen und Katten die streitbarsten. Doch vor allen rühmt Tacitus die Katten: „Jenseits des Rheins und „Mains beginnt das Gebiet der Katten von dem „hercynischen Walde, nicht mit so flachen und „sumpfigen Orten, wie das übrige Germanien; „denn es läuft in Hügeln fort, die allmälig dün„ner werden, und der hercynische Wald begleitet

„zugleich seine Katten und senkt sie herab. Das „Volk hat sehr ausdaurende Leiber, nervigte „Glieder, einen dräuenden Blick, und ungewöhn„lichen Geistesmuth, für Germanen viel Verstand „und Witz: so setzen sie Auserlesene vor, gehor„chen den Vorgesetzten, halten die Linie, verste„hen sich auf Gelegenheiten, verschieben die An„griffe, beherrschen den Tag, verschanzen die „Nacht, zählen das Glück unter die zufälligen, „die Tapferkeit unter die gewissen Dinge; und „— was sehr selten und nur durch Anerkennung „der Mannszucht gewonnen ist — sie setzen mehr „in dem Feldherrn, als in dem Heere. Ihre „ganze Stärke ist im Fußvolk, das sie außer den „Waffen auch mit Eisenzeug und Vorrath bela„den. Andere magst du zum Treffen gehen sehen, „die Katten zum Kriege: selten Scharmützel und „zufälliges Gefecht. Allerdings ist das der Rei„terei eigen, schnell den Sieg zu gewinnen, schnell „zu weichen: Geschwindigkeit steht neben der „Furcht, Langsamkeit ist der Standhaftigkeit nä„her. Auch bei andern germanischen Völkern ist es „gebräuchlich, daß wohl ein Einzelner sich dessen „zuweilen erkühnt, bei den Katten ist es gemei„ner Brauch geworden, mit dem Jünglingsalter „Haare und Bart herabhängen zu lassen, und „nur nach einem erschlagenen Feinde diese der „Tapferkeit gelobte und verpflichtete Tracht des „Gesichts abzulegen; über der Leiche und der Waf„fenbeute enthüllen sie die Stirn und rühmen „sich dann erst den Lohn für das Leben bezahlt „zu haben und des Vaterlandes und der Aeltern

„würdig zu seyn: den Feigen und Unkriegerischen „bleibt die Entstellung. Jeder Tapferste trägt „außerdem einen Eisenring (ein Schimpf bei dem „Volke) als ein Band, bis er sich durch Erle- „gung eines Feindes löset. Den meisten Katten „gefällt dieser Brauch, und sie greifen mit dem „Zeichen, zugleich den Feinden und den Ihrigen „kenntlich: bei diesen sind die Anfänge aller „Schlachten, dies ist immer die erste Linie, fürch- „terlich von Ansehen. Keiner hat ein Haus noch „Acker noch irgend eine Sorge: zu wem sie eben „kommen, der speist sie; verschwenderisch mit dem „Fremden, Verächter des Eigenen, bis das kraft- „lose Alter sie so harter Tugend unterlegen „macht."

Die andern zwischen der Elbe und dem Rhein in Westgermanien wohnenden Völker sind oben schon genannt. Den Cheruskern zunächst an der Elbe hin saßen die Foser und an dem Meere die Cimbern. „Dies ist jetzt eine kleine Völkerschaft „— sagt Tacitus — aber ihr Ruhm groß; noch „sind die Spuren jenes alten Ruhmes weit um- „her, an beiden Ufern Läger und Räume, an de- „ren Umfange man noch jetzt die Menge und „Streitkraft des Volks und die Glaubwürdigkeit „eines so großen Heeres messen kann. Es war „das sechshundertvierzigste Jahr der Stadt Rom, „da zuerst die Waffen der Cimbern gehört sind, „als Cäcilius Metellus und Papirius Carbo Con- „suln waren. Wenn wir von da bis zu Traja- „nus zweitem Konsulat rechnen, so kommen un- „gefär 210 Jahre heraus. So lange wird

„Germanien besiegt. In einem so lan„gen Zeitraum auf beiden Seiten viele Ver„luste. Nicht die Samnier, nicht die Punier, „nicht Hispanien noch Gallien, selbst die Par„ther nicht haben uns öfter erinnert; denn feuri„ger als Arsaces Monarchie ist die Freiheit der „Germanen. Denn was anders als Krassus Tod, „wobei auch Pacorus selbst blieb, könnte uns der „seit Ventidius gedemüthigte Orient vorwerfen? „Aber die Germanen, welche Carbo und Cassius „und Skaurus Aurelius und Servilius Cäpio, „auch Cnejus Manlius schlugen oder fingen, ha„ben dem römischen Volke nach einander fünf „konsularische Heere, Varus und mit ihm drei „Legionen sogar dem Augustus vernichtet; und „nicht ungestraft hat Cajus Marius sie in Ita„lien, Julius Cäsar in Gallien, haben Drusus „und Tiberius und Germanikus sie in ihren Sitzen „angegriffen. Darauf wurden Cajus Caligulas „gewaltige Drohungen zu Spott; dann Ruhe, „bis bei unsern Zwiespalten und Bürgerkriegen „sie die Läger der Legionen erstürmten und nach „Gallien trachteten: daraus wieder vertrieben sind „sie in den letzten Zeiten mehr betriumphirt als „besiegt."

Alles, was von festem Lande und Inseln diesen Gränzen östlich und der Donau nördlich sich in einem weiten Umfange bis in die Karpathen und an die Weichsel und jenseits des baltischen Meeres erstreckt, nennen die Römer mit einem allgemeinen Namen das Volk der Sueven, worunter viele Völkerschaften mit besondern Namen

begriffen sind. Es ist dem Volke eigen, das Haar aufzuschlagen und in einem Schopf zusammenzubinden. So werden die Sueven von den übrigen Germanen, so der Sueven Freie von den Knechten unterschieden. Bei den andern Völkerschaften geschieht dies aus irgend einer Verwandschaft mit den Sueven, oder (was oft der Fall ist) aus Nachahmung, doch selten, und bloß in der Jugendzeit; bei den Sueven schlagen sie bis zum Greisenalter das Haar zurück, und nesteln es oft allein grade auf dem Wirbel: die Fürsten haben es auch zierlicher. So weit die Sorge für die Gestalt, aber eine unschuldige; denn nicht um Liebe und Gegenliebe, nein zur Erhöhung der Gestalt, zum Schrecken, wann sie in den Krieg ziehen, und zwar den Augen der Feinde, schmücken sie sich so. — Für die ältesten und edelsten der Sueven geben sich die Semnonen aus, ein zahlreiches Volk, das in hundert Gauen wohnt — Neben ihnen sitzen die Longobarden, gering an Zahl, furchtbar durch Tapferkeit — Darauf die Reudinger, die Avionen, die Angeln, die Variner, die Eudoser, die Suardonen, und Nuithonen, durch Ströme oder Wälder geschirmt; bei den einzelnen ist nichts merkwürdig, als daß sie gemeinschaftlich die Hertha (d. i. die Mutter Erde) verehren. — Der Donau und den Römern näher wohnen die Hermunduren längs dem Fichtelberge und bis in den Thüringer Wald, große Freunde der Römer, die bis an Italiens Gränzen vertrauten Verkehr mit ihnen haben; neben ihnen die Narisker — Darauf die Markomannen und Qua-

den, von Königen beherrscht; hinter ihnen die Marsigner, die Gothinen, die Oser, die Burier, zum Theil schon mit Gallischem und Pannonischem gemischt, ein Theil von den Sarmaten, ein Theil von den Quaden beschatzt. — Dann das zahlreiche Volk der Lygier, das viele mächtige Stämme zählt — Ueber den Lygiern die Gothen, von Königen schon etwas straffer beherrscht, als die übrigen Völker der Germanen, doch nicht über die Freiheit hinaus — Darauf am Meer fortlaufend die Rugier und Lemovier. Und aller dieser Völker Zeichen sind runde Schilde, kurze Schwerdter, und Gehorsam gegen Könige.

Hierauf die Völkerschaften der Suionen mitten im Ocean, außer Männern und Waffen durch Flotten mächtig. Bei ihnen giebt Vermögen schon Ehre; daher herrschet Einer ohne Schranken, nicht mit erbetteltem Recht auf Gehorsam; auch sind nicht wie bei den andern Germanen die Waffen für einen jeden, sondern unter der Hut eines Wächters, und zwar eines Sklaven: denn plötzliche Anfälle von Feinden hält der Ocean ab und müßige Hände der Bewaffneten muthwillen leicht. Ueber den Suionen ein anderes Meer, starr und fast unbeweglich. Daß dies den Erdkreis umgürte und umschließe, ist daher glaublich, weil der sinkenden Sonne letzter Glanz bis zum Aufgang dauert, so hell, daß er die Sterne verdunkelt; auch werde bei ihrem Aufgang ein Klang gehört und Göttergestalten und Strahlen um das Haupt gesehen, setzt der Glaube hinzu. Nur bis dahin (und die Sage ist wahr) die Natur. —

Von hier rechts werden von des Suevischen Meeres Fluthen die Völker der Aestier angespült; diese sammeln den Bernstein, welchen sie Glas nennen, zwischen den Sandbänken und am Gestade selbst. — Von den Suionen laufen die Völkerschaften der Sitonen aus, im Uebrigen ihnen gleich, in Einem verschieden, daß eine Frau gebietet; so sehr arten sie nicht allein von der Freiheit, sondern auch von der Knechtschaft aus. Hier ist Sueviens Ende.

Die Germanen waren ein uraltes, reines, ungemischtes Volk, nicht aus einer Sündfluth vieler Völker geworden, welche Zufall, Noth, oder Schwerdt oft zusammentrieben. Sie waren nur ihnen selbst gleich; wie alles, was aus einfachen Keimen entsprossen ist, aufrichtig, tüchtig, einfältig, mit treuem Sinn und hellem Geist, die da Gott und die Natur erkennen und in ihrer Sprache und in ihren Werken darstellen konnten: ein glückseliges Volk, wenn nicht selbst das Beste auch einmal sein Verderben haben müßte. Daher auch die Gestalt der Leiber, wiewohl in einer so großen Menschenzahl, bei allen dieselbe: trotzige und blaue Augen, goldgelbe Haare, große und nur zum Angriff kräftige Leiber; für Beschwerden und Arbeiten nicht dieselbe Ausdauer, und Hunger und Durst, Kälte und Hitze zu ertragen, keineswegs durch Himmel oder Boden gewöhnt.

Das Land, obgleich im Aeußern etwas verschieden, war im Ganzen doch durch Wälder oder Sümpfe rauh und ungeschlacht, feuchter und nie-

driger gegen Nordwesten, höher und trockner gegen Norikum und Pannonien; fruchtbar an Getreide; noch ohne Fruchtbäume und Reben; reich an Vieh, das aber meistens klein war und ohne den Schmuck der Stirn, die Hörner: dies war ihr einziger und liebster Reichthum. Das Wild ihrer Berge und Wälder hat uns Cäsar schon erzählt; was für Thiere bei ihnen lebten, die Felle und Rauchwerk gaben, können wir aus dem schließen, was der Jäger jetzt in den Wäldern von Samogitien und Litthauen und Wärmland erbeutet. Die Silberminen lagen noch ungeöffnet; auch kannte das Volk glücklich den Werth des Silbers und Goldes noch nicht: denn man sah bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Botschafter und Fürsten als Ehrengeschenke erhalten, nicht besser geachtet, als irdene. Doch die dem Rhein und der Donau näher wohnten, lernten durch den Handel Gold und Silber kennen und begehren. Auch des Eisens hatten sie nicht eben viel: dies erhellet aus der Art ihrer Waffen.

Kein germanisches Volk wohnte damals in Städten; doch scheinen sie allerdings verschanzte Läger oder eine Art Burgen gehabt zu haben, wohin sie in getümmelvollen und kriegischen Zeiten ihre Weiber und Kinder, oft auch ihre Heerden brachten. Sie duldeten nicht einmal dicht zusammenhängende Wohnsitze, sondern wohnten einzeln und geschieden, wie eine Quelle, ein Feld, ein Wald ihnen gefiel. Die Dörfer legten sie nicht so, daß Haus an Haus stand, sondern jeder hatte um sein Haus einen freien Raum, gegen

Feuersgefahr vortrefflich. Mörtel und Ziegel kannten sie nicht, sondern legten grobbehauene Balken auf einander, und fügten sie schlicht und recht zusammen. Doch strichen sie einige Stellen säuberlich mit so reiner und glänzender Erde an, daß sie mit Farben bemahlt schienen. Auch pflegten sie sich Höhlen unter der Erde zu graben, die sie mit vielem Dünger beschütteten, Zuflucht für den Winter und Behälter für das Getraide: in sie drang die strenge Kälte nicht ein, auch waren sie gut, wann der Feind anrückte, der das Verborgene und Vergrabene nicht so leicht finden konnte.

Die Aecker wurden nach der Zahl der Bauren nach der Reihe eingenommen, und theilten sie dann unter sich nach der Würde; die Leichtigkeit des Theilens gaben die weiten Räume der Felder. Jährlich änderten sie die Schläge, und es blieb des Ackers genug übrig; denn mit der Fruchtbarkeit und Weite des Bodens rangen sie nicht in Arbeit, daß sie Baumpflanzungen reiheten und Wiesen einhägten und Gärten wässerten: nur Korn forderten sie von der Erde. Auch hatten sie nur Begriff und Namen für drei Jahreszeiten, den Winter, den Frühling und den Sommer; vom Herbst kannten sie so wenig den Namen, als die Gaben.

Ihre Bekleidung war für alle ein weiter Rock, mit einer Gurt zugeschnallt; sonst unbedeckt lagen sie ganze Tage um den Feuerherd. Die Reichsten waren durch ein Kleid ausgezeichnet, das nicht den Leib umfloß wie des Sarmaten und Parthers, sondern eng anschließend je-

des Glied ausdrückte. Sie trugen auch Thierpelze, die dem Rhein zunächst wohnenden ohne Staat, die weiterhin ausgesuchter, als welchen der Handel keinen andern Schmuck gab. Sie hatten schon die Sitte, die bei uns noch vor funfzig Jahren häufiger war als jetzt, daß sie dieses Pelzwerk mit Flecken und Fellen solcher Thiere bunt machten, die man selten fing, oder die in fernen Ländern lebten. Die Weiber hatten keine andere Tracht als die Männer, doch brauchten sie häufiger linnene Kleider, die sie mit Purpur verbrämten. Auch hatten ihre Kleider keine Aermel, sondern die Arme und ein Theil der Brust waren bloß.

Selten gebrauchten sie Schwerdter oder größere Lanzen; sie trugen Speere (mit ihrer Benennung Pfriemen) mit einem schmalen und kurzen, aber so scharfen und zum Gebrauch handlichen Eisen, daß sie mit denselben Waffen, wie es eben noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Und zwar war der Reiter mit dem Schilde und Pfriemen zufrieden; das Fußvolk warf auch Wurfgeschosse, jeder schleuderte mehrere, und auf eine unglaubliche Weite, nackt oder im leichten Rock; mit Schmuck keine Prahlerei, bloß die Schilde bemahlten sie mit den auserlesensten Farben; wenige trugen Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm oder eine Haube. Ihre Pferde waren nicht durch Schönheit, nicht durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, wurden auch nicht in manigfaltigen Wendungen nach unserer Weise sich zu schwenken abgerichtet: gradaus, oder mit

Einer Schwenkung rechts lenkten sie sie mit so festgeschlossenem Gliede, daß keiner zurück blieb. Ueberhaupt war ihre Stärke mehr im Fußvolk; daher stritten sie gemischt, und war die Hurtigkeit des Fußvolks, das sie aus der ganzen Jugend auslasen und ins Vordertreffen stellten, dem Reitergefecht angepaßt und angemessen. Auch die Zahl war bestimmt; aus jedem Gau waren hundert, und wurden darnach benannt unter den Ihrigen, und ward ein Ehrentitel, was zuerst die Zahl bezeichnete. Ihre Schlachtordnung ward nach keilförmigen Kolonnen geordnet. Den Platz verlassen, wenn man nur wieder ansetzte, däuchte ihnen mehr klug, als feig. Die Leichen der Ihrigen trugen sie auch in zweifelhaften Gefechten weg. Den Schild im Stich lassen, war eine unauslöschliche Schande; weder dem Gottesdienst beiwohnen noch in der Gemeinde erscheinen durfte der so beschimpfte, und Manche, welche Kriege überlebten, endigten die Schande durch den Strick.

Sie hatten auch Schlachtlieder, durch deren Absingung, welche sie Bardit nannten, sie die Gemüther entflammten, und des künftigen Treffens Ausgang durch den Gesang selbst weissagten; denn sie erschreckten oder zitterten, je nachdem die Schlacht tönte, und es schienen nicht sowohl Stimmen, als eine Musik der Tapferkeit zu seyn. Es ward vorzüglich nach Rauhigkeit des Klanges und einem gebrochenen Getöse getrachtet, und deswegen hielten sie die Schilde vor dem

Mund, damit die Stimme durch den Wiederhall voller und gewaltiger schwölle.

Könige wählten sie nach dem Adel, Heerführer nach der Tapferkeit. Auch war der Könige Macht nicht unbeschränkt oder willkührlich, und die Heerführer mehr durch Beispiel als Befehl, wenn sie geschwind, wenn sie vorschimmernd, wenn sie sich vörderst in den Schlachtreihen tummelten — durch Bewunderung geboten sie. Uebrigens war weder das Strafen noch Verhaften, ja nicht einmal das Schlagen erlaubt, es sei denn den Priestern: nicht wie zur Strafe noch auf des Heerführers Befehl, sondern gleichsam auf Gottes Gebot, welchen sie im Streit gegenwärtig glaubten; und sie führten Bilder und einige aus den Hainen genommene Heiligthümer mit in die Schlacht. Und — was ein vorzüglicher Sporn zur Tapferkeit war — nicht der Zufall oder ein ungefähres Zusammenthun machte das Geschwader oder den Keil, sondern die Familien und Verwandschaften; und ihr Liebstes war ihnen so nah, daß sie das Geheul ihrer Weiber, das Gewimmer ihrer Kinder hören konnten; diese jeglichem die heiligsten Zeugen, diese die größten Lober. Zu den Müttern, zu den Weibern führten sie die Wunden, und jene erblaßten nicht die Streiche zu zählen oder zu untersuchen. Und sie brachten den Streitern Erfrischungen und Ermunterungen. Man erzählt, einige schon weichende und wankende Schlachten haben Weiber wieder hergestellt durch ihr standhaftes Flehen, durch ihre vorgeworfenen Brüste, und durch die nahe

gezeigte Gefangenschaft, die sie ihrer Weiber wegen weit mehr fürchteten: so daß die Gemüther der Völkerschaften kräftiger verpflichtet wurden, von welchen man unter den Geißeln auch adlige Jungfrauen verlangte. Ja sie glaubten, es sei in ihnen etwas Heiliges und Ahndungsvolles, und weder verschmäheten sie ihre Rathschläge noch überhörten sie ihre Antworten. Man sah zu Kaiser Vespasians Zeit die Velleda, welche die meisten lange wie eine Gottheit achteten; und vormals hatten sie die Aurinia (Alrun) und mehrere andere verehrt, nicht aus Schmeichelei noch als machten sie sie zu Göttinnen.

Ueber geringere Geschäfte rathschlagten die Fürsten, über größere alle: doch so, daß auch das, worüber dem Volk die Entscheidung zustand, bei den Fürsten weiter überlegt ward. Sie versammelten sich, wenn nicht etwas Ungefähres oder Plötzliches eingetreten war, an gewissen Tagen entweder bei'm Neumond oder Vollmond; denn zur Verhandlung von Geschäften hielten sie dies für den glücklichsten Anfang. Auch rechneten sie nicht wie wir die Zahl der Tage, sondern der Nächte. So beschlossen sie, so beraumten sie: die Nacht schien den Tag zu führen. Jenes Gebrechen entsprang aus der Freiheit, daß sie nicht zugleich noch wie befohlen zusammenkamen, sondern der zweite und dritte Tag ging durch Säumniß der sich versammelnden verloren. Däuchte ihnen die Menge groß genug, so lagerten sie sich bewaffnet. Schweigen ward durch die Priester geboten, welche auch dann das Recht der Züchti-

gung hatten. Darauf ward der König oder Fürst, nachdem eines jeden Alter, nachdem Adel, nachdem Ruhm in Kriegen, nachdem Beredsamkeit war, gehört, mehr durch das Ansehen zu rathen als durch die Macht zu befehlen. Misfiel der Vorschlag, so verwarfen sie ihn durch Zischen; gefiel er, so klirrten sie mit den Pfriemen: die ehrenvolleste Art des Beifalls war mit den Waffen loben.

Bei der Volksversammlung durfte man auch anklagen und auf Leben und Tod antasten. Der Unterschied der Strafen war nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer henkten sie an Bäume; Weichlinge und Feige und am Leibe Geschändete versenkten sie in Schlamm und Morast, und warfen Hürden darüber. Diese Verschiedenheit der Strafen deutet dahin, als müßten bei der Bestrafung Verbrechen gezeigt, Schanden verhüllt werden. Kleinere Vergehungen wurden nach Verhältniß gestraft: die Ueberwiesenen büßten mit einigen Pferden oder Schaafen; ein Theil der Buße fiel dem Könige oder dem Staate, ein Theil dem Verletzten oder seinen Verwandten zu. Bei diesen Versammlungen wurden auch die Fürsten gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht sprachen. Hundert aus dem Volke saßen jeglichem bei, zugleich als Rath und als Macht.

Nichts aber weder in öffentlichen noch in eigenen Geschäften thaten sie unbewaffnet. Aber Waffen tragen durfte eher keiner, als bis das Volk, er sei ihnen gewachsen, geprüft hatte. Dann schmückte in der Volksversammlung selbst entwe-

der einer der Fürsten oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Pfriemen. Dies war bei ihnen das Männerkleid, dies die erste Ehre der Jugend; vorher schienen sie nur ein Theil des Hauses, hinfort des Vaterlandes. Glänzender Adel oder große Verdienste der Väter sicherten auch Jünglingen die Fürstenwürde; die übrigen schlossen sich den Stärkeren und Längstgeprüften an, und es war kein Schimpf, unter Folgern zu erscheinen. Auch das Gefolg selbst hatte seine Grade, nach dem Urtheil dessen, dem sie anhingen; unter den Folgern war ein großer Wetteifer, welche bei ihrem Fürsten die erste Stelle, unter den Fürsten, welche die meisten und tapfersten Folger hätten. Dies war Würde, dies Macht, immer von einer großen Schaar erlesener Jünglinge umringt zu seyn; im Frieden Glanz, im Kriege Schirm. Und nicht allein bei seinem Volke einem jeglichen, sondern auch bei den benachbarten Völkerschaften war das Name, das Ruhm, wann er durch Zahl und Tapferkeit des Gefolges glänzte; denn ihrer begehrte man durch Vorschaften, und ehrte sie mit Geschenken, und sie hielten durch den bloßen Ruf meistens die Kriege von sich.

Wann es zur Schlacht kam, war es dem Fürsten Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge Schande, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber Schimpf und Schande, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu seyn. Ihn vertheidigen, beschirmen, die eigenen

tapfern Thaten seinem Ruhm zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolg für den Fürsten. Wann die Völkerschaft, welcher sie angehörten, in einem langen und faulen Frieden saß, zogen die meisten der edlen Jünglinge freiwillig zu den Völkerschaften, die dann einen Krieg führten; weil dem Volke nicht allein die Ruhe verhaßt war, sondern weil sie unter Gefahren auch leichter berühmt wurden, und weil man ein großes Gefolg allein durch Gewalt und Krieg unterhalten konnte: denn sie forderten von ihres Fürsten Freigebigkeit jenes kriegerische Roß, jenen blutigen und siegreichen Pfriem. Die Schmäuse und wenn gleich einfachen doch reichlichen Gastmäler waren statt des Soldes; Stoff zu Geschenken gab Krieg und Raub. Auch mogte man sie nicht so leicht dahin bringen, das Land zu pflügen und auf die Aerndte zu hoffen, als den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen; denn es däuchte ihnen faul und feig, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen konnte.

Wann sie nicht in den Krieg zogen, waren sie viel auf der Jagd, mehr Zeit schlenderten sie in Muße so hin, dem Schlaf und der Tafel ergeben. Jeder Tapferste und Kriegischeste lebte so in Faulheit hin, und überließ die Sorge für Haus und Hof und Feld den Weibern und den Schwächsten in der Familie. Es war gebräuchlich, daß jede Völkerschaft freiwillig und Mann für Mann den Fürsten von ihren Heerden und Früchten brachten: dies, als eine Ehrengabe aufgenommen,

half auch ihren Bedürfnissen ab. Hohen Werth legten sie auf Geschenke benachbarter Völker, die nicht von Einzelnen, sondern von Staatswegen geschickt wurden: auserlesene Pferde, köstliche Waffen, Geschirre, und Geschmeide. Schon haben wir sie auch Geld annehmen gelehrt.

Die Ehen wurden strenge gehalten, und kein Theil ihrer Sitten war löblicher; denn fast allein von allen Barbaren hatte bei ihnen jeder Mann nur Eine Frau, sehr wenige ausgenommen, die nicht aus Wohllust, sondern wegen der Adlichkeit von mehren Gemahlinnen geworben wurden. Die Brautgabe brachte nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau zu. Die Aeltern und Verwandten waren dabei, und prüften die Geschenke: Geschenke nicht für weibliche Niedlichkeiten ausgesucht noch zum Schmuck der Neuvermählten, sondern Rinder und ein gezäumtes Roß und ein Schild nebst Pfriem und Schwerdt. Gegen diese Geschenke ward das Weib empfangen, und auch sie brachte dem Manne etwas von Waffen zu. Dies däuchte ihnen das festeste Band, dies die geheime Weihe, dies die ehelichen Götter. Damit das Weib sich nicht außerhalb der männlichen Gesinnungen, außerhalb den Wechsel des Krieges däuchte, ward sie grade durch die heiligen Zeichen der beginnenden Ehe vermahnt, sie komme Gesellin der Arbeiten und Gefahren, die dasselbe im Frieden, dasselbe in der Schlacht leiden und wagen solle: dies sagten ihr die zusammengejochten Rinder, dies das gerüstete Pferd, dies die geschenkten Waffen. So müsse sie leben, so sterben; sie empfange, was sie un-

verletzt und würdig ihren Kindern übergeben solle, was ihre Schnüre empfangen und wieder den Enkeln überliefern sollen.

Also lebten sie in umschlossener Zucht, durch keine Lockungen von Schauspielen, durch keine Reitzungen von Gastmählern verdorben. Von Geheimnissen der Briefe wußten Männer und Weiber gleich wenig. Sehr selten bei einem so zahlreichen Volke Ehebrüche: ihre Strafe war augenblicklich und den Männern überlassen. Mit geschornem Haupt und nackt in Gegenwart der Verwandten jagte der Mann sie aus dem Hause und trieb sie durch das ganze Dorf mit Schlägen hin. Denn die entweihte Zucht fand keine Vergebung; nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Reichthum hätte sie einen Mann gefunden. Denn niemand lächelte dort über Laster und verderben und sich verderben lassen hieß nicht Welt. Besser noch stand es bei den Völkerschaften, bei welchen nur Jungfrauen heiratheten und die Frau einmal für alle ihre Hoffnung und ihr Gelübde abmachte. So empfingen sie Einen Gemahl wie Einen Leib und Ein Leben, damit kein Gedanke, keine Begierde weiter flöge, damit sie nicht sowohl den Gemahl als die Ehe liebten. Die Zahl der Kinder beschränken oder von den Zugebohrnen jemand tödten hielt man für eine Schandthat; und mehr vermogten dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.

Gewöhnlich ohne Kleider, ohne Wartung wuchsen sie in den Häusern zu jenen Gliedern, zu jenen Leibern auf, welche die Römer erstaunten.

Jeden nährte seine Mutter an ihren Brüsten, und er ward nicht Mägden und Ammen übergeben. Den Herrn und den Knecht konnte man durch keine Weichlichkeit in der Erziehung unterscheiden. Spät pflegten die Jünglinge der Liebe, daher unerschöpfte Manneskraft; auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt: gleiche Jugendfülle, derselbe hohe Wuchs — so vermischten sich Gleichheit und Kraft, und die Stärke der Aeltern bezeugten die Kinder. Die Kinder der Schwestern genossen bei dem Oheim gleicher Ehre als bei dem Vater. Einige hielten dieses Blutsband heiliger und enger, und verlangten solche lieber zu Geißeln, als wenn sie das Herz fester und das Haus weiter umfaßten. Doch Erben und Nachfolger waren jedem seine Kinder, und kein Testament. Waren keine Kinder, so nahm der nächste Grad Besitz: Bruder, Vaterbruder, Mutterbrüder. Jemehr der Verwandten, je größer die Zahl der Befreundeten, desto freudenvoller das Alter; Kinderlosigkeit hatte gar keinen Lohn.

Man mußte sowohl die Feindschaften als die Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen; doch währten sie nicht unversöhnlich. Denn sogar der Todtschlag ward mit einer bestimmten Zahl Rinder und Schaafe gelöst, und das ganze Haus nahm die Söhne an. Dies war für das Ganze nützlich, weil Feindschaften bei Freiheit gefährlicher sind.

Kein Volk lebte so viel und so gastlich beisammen. Einen Menschen wer es auch war aus dem Hause weisen hielten sie sündlich; nach sei-

nem Vermögen nahm ihn jeder am gedeckten Tische auf. War nichts mehr da, so ward der eben noch Wirth war der Wegweiser und Geleiter des Fremdlings, und ungeladen giengen sie in das erste beste Haus; das that nichts, sie wurden gleich freundlich empfangen: den Bekannten oder Unbekannten was das Gastrecht betraf unterschied niemand. Dem Abreisenden ward was er nur begehrte gegeben, und der Geber seiner Seits begehrte eben so ungezwungen. Sie freueten sich über Geschenke, aber rechneten weder die gegebenen an, noch wurden sie durch die empfangenen verpflichtet. Das Leben unter Freunden war lustig.

Gleich nach dem Schlafe, den sie bis in den Tag hinein zögen, badeten sie sich gewöhnlich mit warmem Wasser, zumal da es bei ihnen die meiste Zeit Winter war. Darauf aßen sie, und hatten jeder seinen eignen Stuhl und eignen Tisch. Dann schritten sie bewaffnet zu Geschäften und nicht weniger oft zu Gastmälern. Tag und Nacht in Einem fort zechen, war keinem schimpflich. Die zumal unter Berauschten häufigen Händel wurden selten durch Schimpfworte, öfter durch Blut und Wunden geschlichtet. Aber auch über zu versöhnende gegenseitige Feinde und zu knüpfende Freundschaften und zu wählende Fürsten, über Frieden endlich und über Krieg rathschlagten sie meistens bei ihren Gastmählern, als wenn zu keiner Zeit das Herz für einfältige Gedanken offener und für große glühender wäre. Ein nicht hinterlistiges noch verschlagenes Volk öffnete noch

die Geheimnisse der Brust in dem fröhlichen Muthwillen des Scherzes. Doch ward das enthüllte und nackte Gemüth aller den folgenden Tag wieder befragt, und ungebunden stand beider Zeiten Verhältniß. Sie rathschlagten, wann sie sich nicht verstellen konnten, sie beschlossen, wann sie nicht irren konnten.

Ihr Getränk war Bier, aus Gerste oder Weitzen gebraut; die den Römern Nächsten kauften auch Wein. Ihre Speisen waren einfach, wilde Aepfel, frisches Wildpret, oder geronnene Milch. Ohne feine Leckereien und Würzen stillten sie den Hunger. Im Trunk war nicht dieselbe Mäßigkeit. Wenn man ihrer Völlerei so viel sie begehrte zutrug, mogte man sie eben so leicht durch dieses Laster als durch die Waffen besiegen. Sie hatten eine Art Schauspiel, und in jeder Gesellschaft immer dasselbe. Nackte Jünglinge, welchen es ein Scherz war, sprangen tanzend zwischen gezückten Schwerdtern und Pfriemen hin und her. Dies machte Uebung zur Kunst, Kunst zur Ehre; doch nicht um Gewinnst oder Sold; dieses fast kühnen Muthwillens Preis war das Vergnügen der Zuschauer. Das Würfelspiel trieben sie auch nüchtern mit dem größten Ernst, mit einer solchen Wuth um Gewinn und Verlust, daß, wenn alles weg war, sie den letzten Wurf um Freiheit und Person wagten. Der Verlierer zog in die freiwillige Knechtschaft; wenn gleich jünger, wenn gleich stärker, ließ er sich binden und verkaufen; so fest hielten sie in einer schlechten Sache: sie nannten das Treue. Sklaven die-

ser Gattung gaben sie durch den Handel weg, damit sie sich auch von der Schaam über den Gewinnst löseten.

Ihre anderen Knechte gebrauchten sie ganz anders als die Römer, bei welchen ihnen in den Haushaltungen bestimmte Ausrichtungen zugetheilt waren. Jeder hatte Haus und Hof, die er verwaltete. Der Herr legte ihm eine bestimmte Abgabe an Korn oder Vieh oder Gespinst auf; und so weit war der Knecht unterthänig. Die übrigen Geschäfte des Hauses verrichteten sein Weib und seine Kinder. Daß sie einen Knecht schlugen und in Banden und auf Arbeit setzten, geschah selten; wohl erschlugen sie ihn zuweilen, nicht in Züchtigung und Strenge, sondern im Jachzorn gleich einem Feind; nur daß es ungestraft blieb. Freigelassene waren nicht viel über Knechten, selten von einiger Bedeutung im Hause, nie im Staate, nur diejenigen Völkerschaften ausgenommen, bei welchen Könige herrschten; denn da stiegen sie wohl über die Freien und die Edeln empor: bei den andern waren die untergeordneten Freigelassenen ein Beweis für die Freiheit. — Auf Zinsen leihen und Wucher treiben kannten sie nicht.

Bei den Begräbnissen war kein Gepränge. Das allein ward beobachtet, daß die Leiber berühmter Männer mit gewissen Hölzen verbrannt wurden. Die Scheiterhaufen bedeckten sie weder mit Teppichen noch mit Wohlgerüchen; jedem wurden seine Waffen, einigen auch ihr Pferd mit in die Flamme geworfen. Das Grabmahl erhob

der Rasen; die mühevolle und prächtige Ehre der Denkmähler verschmäheten sie als den Todten lästig; Wehklagen und Thränen legten sie bald, Trauer und Traurigkeit spät ab: den Frauen war Trauer geziemend, den Männern Erinnerung.

Was unsere Vorfahren von den göttlichen und himmlischen Dingen verstanden und glaubten; wie sie dieselben auf Erden darstellten; wie sie die Götter anbeteten und verehrten; was aus der Dunkelheit der heiligen Haine ihnen Ueberirdisches und Unbegreifliches rauschte; welches der Dienst, welcher der Rang der Priester, das Verhältniß derselben zu den Königen, den Fürsten, dem Volke; welches das Geheimniß der Opfer, das stumme Schweigen der Gebete — davon und von vielen andern Dingen, die wir gern wissen mögten, haben die Alten uns zu wenig erzählt. Doch läßt Tacitus uns an mehr als Einer Stelle durchsehen, daß tiefe Ehrfurcht vor dem göttlichen Wesen und gewaltige Scheu vor den Priestern bei den Völkern der Germanen war; denn die Priester durften den Trotz strafen, welcher Fürsten zu mächtig war, die Freiheit zügeln, die irdischen Herren überlegen schien. Wir müssen aber glauben, daß dieses Volk vor allen andern Völkern die Götter verehrte, welchen es in der ganzen Welt Denkmähler ihrer Herrlichkeit und seiner Frömmigkeit errichtet hat, die der Nachwelt sagen werden, was es einst war. Der Münster zu Strasburg, die Stephanskirche in Wien, die Dome zu Ulm und zu Mailand, und so viele andere Werke göttlicher Gesinnung sind in teut-

schen Herzen geboren in einem Zeitalter, welches aberwitzige und eingebildete Enkel das düstere und barbarische Zeitalter genannt haben.

Tacitus sagt: „die Germanen feiern in alten Liedern den Gott Thuiskon, den Sohn der Erde, und seinen Sohn Mannus, den Ursprung und die Stifter des Volks; auch erzählen sie, Herkules und Ulysses seien auf ihren Wanderungen bis zu ihnen gekommen." — An einer andern Stelle: „Von den Göttern ehren sie vor allen den Merkurius, dem sie an bestimmten Tagen auch Menschenopfer darzubringen erlaubt halten; den Herkules und Mars versöhnen sie mit erlaubten Thieren; ein Theil der Sueven opfert auch der Isis. Woher die Veranlassung und der Ursprung des fremden Dienstes, weiß man nicht; außer daß das Bild, in Gestalt eines Nachens geformt, darauf hinweist, die Verehrung sei aus der Fremde gekommen. Uebrigens glauben sie es der Majestät der Himmlischen ungeziemend, Götter zwischen Wänden einzuschließen oder irgend einer Aehnlichkeit menschlichen Antlitzes nachzubilden; Haine und Wälder weihen sie, und nennen mit der Götter Namen jenes Geheimnißvolle, was sie bloß durch die Anbetung sehen."

Auch dies Wenige ist herrlich; wir sehen, wie der Römer den tiefen Sinn unsrer Altvordern erkannte, die nicht an Steinen und Mauern und Bildern hängen blieben, sondern durch die Natur zu Gott gingen. In den Namen Thuiskon, Mannus, Herkules, Ulysses, Merkurius, Mars und Isis finden wir auch eine leichte Erklärung, die

uns genügen muß. Was Geschäfte des Kriegs und Friedens, was Zustand des Landes, was Regiment, Staat und Haus der Germanen anging, das konnten die Römer leicht wissen; und daß sie es wußten, lehren uns ihre Bücher. Aber die inneren Dinge, Gott, Religion, Priesterthum liegen tiefst in der Sprache und Sitte vergraben und werden durch ihre eigene Natur und durch die Eifersucht und das Schweigen ihrer Verwalter dem Fremdling noch tiefer verhüllt: er lernt gewöhnlich nur, was auch als Geschichte und Sage durch die Münde der Menschen umher fliegt, oder was als äußerer Dienst allen Augen erscheinen darf. Mehr hatten auch Cäsar und Tacitus nicht gelernt. Zuerst Thuiskon und Mannus sind vielleicht Erfindungen des Volkes, das immer gern den Ursprung von Namen erklären will, die sich nicht erklären lassen; so wurden die nie lebten zu Göttern. Ferner ist Merkurius Odin oder Wodan, der vielgereiste Zaubermeister und Tausendkünstler; in Herkules und Ulysses und Mars stecken die Thaten der Stärke, die Schlachten, die Abentheuer, und bis zu den Weltenenden die Wanderungen des Thors der Edda; Isis wird leicht zur Freya, Frigga, oder Hertha. Dies ist die Deutung: bloß Uebersetzung der Namen.

Schon oben ist erwähnt, wie ein Theil der nördlichen Suevenvölker, die Reudigner, Avionen, Angler, Variner, Eudoser, Suardonen und Nuithonen einen gemeinschaftlichen Dienst hatten, nemlich den Dienst der Göttin Hertha oder Mut-

terbe. So wird der Ort und der Dienst beschrieben:

„Es ist auf einer Insel im Meer ein heiliger Hain, und in demselben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Diesen darf allein der Priester berühren. Er vernimmt die Ankunft der Göttin in dem Heiligthum, und begleitet die von Kühen gezogene mit tiefer Ehrfurcht. Dann sind die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart und ihres Besuches würdigt. Sie ziehen in keinen Krieg, sie ergreifen keine Waffen, verschlossen ruht alles Eisen: man kennt alsdann nur Friede und Ruhe, liebt sie allein, bis derselbe Priester die des Umgangs der Sterblichen gesättigte Göttin dem Tempel wiedergiebt. Darauf wird der Wagen und Teppich und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimen See gebadet; Sklaven verrichten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlingt. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, das nur die sterben müssen erblicken."

Jene Insel des heiligen Haines steht noch im Meere, das lieblichste Eiland der ganzen Ostsee. Ihr Name heißt Rügen, und noch wird germanisch in ihr gesprochen. Ein anderes Geschlecht und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unsterbliche Sage bleibt lebendig, und gewinnt neues Leben durch die Feindseligkeit, womit ein kleines Menschenalter verachtet, was auf Sage und Glauben gebaut wird. Noch zeigt der Eingebohrne dem Fremdling den

heiligen Hain, wo einst freudige und freie Menschen sich zum Frühlingsfest der Mutter Erde versammelten und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umzug hielt; noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern, zirkelrund, von moosigen Hügeln umschlossen und von dunkeln Buchen beschattet; heilige Schauer wehen um ihn, stille Füße umwandeln ihn; nur die Glocken der Heerden oder eine Ente oder ein Taucher, der aus den Binsen aufrauscht, stören die feierliche Stille; an seinem nördlichen Ende liegt mit hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward; auch sie jetzt mit Buchen bewachsen; umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten; tausend Schritt davon das offene Meer, wo die Schiffe und die herrliche Stubbenkammer und der Königsstuhl mit seinen erhabenen Pfeilern: auch sie und der Wald umher mit Feuer und Beil von den französischen Fremdlingen geschändet, die alles Heilige entweihen. Erstehet, ihr Rächerseelen der Helden!

Auch auf Weißagungen und Loose hielten sie sehr viel. Sie zerschnitten einen von einem Fruchtbaum gebrochenen Zweig in mehrere Stückchen, unterschieden sie durch besondere Zeichen, und streuten sie, wie Zufall und Ungefär sie fallen ließ, auf eine weiße Decke aus. Dann nahm, wenn im Namen des Staats gefragt ward, ein Priester des Volkes, wenn für Einzelne, der Hausvater, zu den Göttern betend und gen Himmel schauend, jedes Stücklein dreimal auf, und legte es aus nach dem vorher daran gemachten

Zeichen. Verboten sie es, so war über die Sache für den Tag keine Rathschlagung; erlaubten sie es, so ward noch eine Beglaubigung durch Weißagungen erfordert. Denn auch das war dort bekannt, den Flug und die Stimmen der Vögel zu befragen. Eigen war es den Germanen, auch der Pferde Vorahndungen und Winke zu belauschen; sie wurden auf öffentliche Kosten in denselben Wäldern und Hainen gehalten, schneeweiß und von keiner gemeinen Arbeit berührt; vor dem heiligen Wagen gespannt, wurden sie von dem Priester und König oder Fürsten des Volks begleitet, welche auf ihr Wiehern und Brenschen achteten. Und keine Weißagung hatte grösseren Glauben, nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei den Vornehmen und Priestern. Denn sich hielten sie für Diener der Götter, jene für ihre Vertrauten. (Wer denkt hiebei nicht an die Perser?) Sie brauchten noch eine andere Art Weissagung, wodurch sie die Erfolge gefährlicher Kriege belauschten. Von dem Volke, mit welchem sie Krieg hatten, ließen sie einen Gefangenen mit einem Erlesenen von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg von diesem oder jenem ward als eine Vorbedeutung aufgenommen. (Wer denkt hiebei nicht an Hannibal, der dies Orakel fragte, als er über die Alpen ging?)

Der germanische Krieg zwischen Arminius und Germanikus nahm sein Ende im dritten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius Nero. Die Gefahr, worein die Freiheit kam, und die große

Tugend, wodurch Arminius über alle Fürsten hervorragte, hatte die westlichen Völker Germaniens verbunden. Zwischen diesen und den östlichen, oder vielmehr zwischen dem Fürsten Arminius und dem König der Markomannen Marbod entstand nun ein Krieg. Welches Spiel römische Botschafter und römisches Geld dabei spielten, wissen wir nicht; aber daß es Tiberius Freude war, die Fürsten und die Völker zusammenzuhetzen, damit sie sich unter einander aufrieben, das wissen wir. Er rühmte sich selbst im Senat, wie er ohne Waffen die großen Entwürfe Marbods zerstört, und die Gefahren, die von seiner Macht und seinem Ehrgeitz droheten, von Italien abgewandt habe. Dieses alte Katzenspiel erinnert an das neue, welches heute mit Germaniens Fürsten und Völkern gespielt wird. Arminius war durch seine Thaten zu groß geworden, als daß er im stillen Frieden hätte vergehen können. Nicht allein seine Cherusker und ihre Bundsgenossen führten diesen Krieg mit Marbod, sondern auch suevische Völker fielen ihm zu, unter andern die mächtigen Semnonen und die kriegerischen Longobarden. Aber sein Oheim Inguiomerus, sein treuester Freund und Genosse aller seiner Kämpfe für das Vaterland, ging nebst seinem Gefolge zu Marbod über und stärkte ihn, aus keiner andern Ursache, als weil es ihn verdroß, daß seines Bruders Sohn, ein Jüngling, ihm befehlen sollte. Und es ward eine blutige Schlacht gehalten, die unentschieden blieb; doch verließ Marbod den Wahlplatz und schlug auf Hügeln sein Lager, und als

viele der Seinigen zu Arminius überliefen, entwich er in sein Land, und sandte Botschafter zu Tiberius, daß sie ihn um Hülfe bäten. Dieser aber antwortete, wie er die Römer um Hülfe bitten könne gegen die Cherusker, da er ihnen nicht geholfen habe, als sie gegen Arminius stritten? Doch sandte er seinen Sohn Drusus als Friedenstifter.

Dieser aber stiftete den Frieden auf römische Weise, und säete Zwietracht aus in Ostgermanien, wodurch Marbod unter dem Schein der Freundschaft ins Verderben gestürzt ward. Es war unter den Gothonen ein edler Jüngling, namens Katualda, der vormals vor Marbods Gewalt entfloh, jetzt, als seine Macht wankte, die Rache wagte. An diesen hiengen sich die Fürsten, er nahm die Burg ein, wo die uralte Beute der Sueven und Marbods Schätze verwahrt wurden. Marbod, von den Seinigen verlassen, floh über die Donau, und schrieb an Tiberius um Hülfe. Dieser antwortete dem sehr freundlich, welchen seine Hinterlist gestürzt hatte, und wies ihm seinen Aufenthalt in Ravenna an. Dort lebte er als ein Schreckbild für die Sueven, wenn sie zu übermüthig würden, als könne er wieder auf den Thron gesetzt werden; aber er kam in achtzehen Jahren nicht aus Italien, und ward alt, und sein Ruhm nahm sehr ab, weil er zu lange leben wollte. Katualdas Schicksal war dasselbe, und auch er hatte keine andere Zuflucht, bald darauf von den Hermunduren unter Vibillius Anführung vertrieben. Man nahm ihn auf, und

schickte ihn zu dem Städtchen Forum Julium in Gallien am mittelländischen Meere, wo er versuchen konnte, ob Mandelbäume und Pommeranzendüfte unter Sklaven für die verlorne Herrschaft über freie Männer entschädigen. Das Gefolge, welches diesen unglücklichen Fürsten begleitete, wurde über der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus (March und Wage) angesiedelt, und Tiberius gab ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum König.

Doch damit wir Tiberius von der Schande erlösen, als sei er gegen fremde Völker eben so verrucht gewesen, als in unsern Tagen derjenige ist, der seine Tugenden, seine Laster, ja selbst seinen Namen Cäsar an sich gerissen hat, so dürfen wir nicht verschweigen, was Tacitus in seiner Jahrbücher zweitem Buche Kap. 88 von ihm erzählt: „Ich finde bei Schriftstellern und Senatoren aus jenen Zeiten, es seien des Fürsten der Katten Adgandestrius Briefe im Senat verlesen, worin er Arminius Tod versprach, wenn ihm zur Vollführung der Unthat Gift geschickt würde, und es sei geantwortet: nicht durch Trug noch Hinterlist, sondern offen und durch Waffen räche das römische Volk sich an seinen Feinden. Durch diesen Ruhm glich sich Tiberius den alten Feldherrn, die Gift gegen den König Pyrrhus verboten und verrathen hatten."

Arminius Geschichte beschließt Tacitus so: „Arminius aber, als die Römer aus dem Lande und Marbod vertrieben war, strebte nach der Herrschaft, und hatte die Freiheit seiner Landsleu-

te gegen sich, mit Waffen angegriffen, da er mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch Verrath seiner Verwandten. Unbezweifelt Germaniens Befreier, und der nicht, wie andere Könige und Heerführer, die Anfänge des römischen Volkes, sondern das blühendste Reich angetastet hat: in Schlachten zuweilen unterliegend, im Kriege unbesiegt. Sein Leben füllten siebenunddreißig Jahre, zwölf seine Macht; und er wird noch besungen bei den barbarischen Völkerschaften, den Jahrbüchern der Griechen unbekannt, die nur das Ihrige bewundern, bei den Römern nicht genug berühmt, die in der Ueberschätzung des Alten des Neuen nicht achten."

Arminius Tod.

So starb Arminius, auf dessen Haupt das Schicksal viel Glückliches und viel Bitteres versammelt hatte. Ein glücklicher Mann, denn er vernichtete römische Heere, rief sein Vaterland zur Freiheit auf, und vertheidigte diese Freiheit in drei schweren und wechselvollen Jahren gegen einen der mächtigsten und geschicktesten römischen Feldherren: ein unglücklicher Mann in seinem Hause und seiner Verwandschaft; Flavius sein Bruder den Römern verkauft und mit römischen Reitern Germanen niederhauend; Inguiomerus sein Oheim, lange sein treuester Freund und in allen Gefahren sein Rath und seine Stütze für das Vaterland, zuletzt zu Marbod übergehend und gegen ihn streitend; sein Schwäher Segestes, römischer Späher, Verräther des Vaterlandes und des Eidams bitterster Feind. Thusnelda sein Weib in der Feinde Gewalt gefallen, in Rom des Augu-

fius Sklaven als Sklavin gezeigt; sein Sohn, von ihr in Italien gebohren, ein Spiel des gaukelnden Zufalls; endlich das Bitterste — germanische Haufen unter römischen Fahnen gegen ihn und ihre Brüder streitend. Oder hatte Gott ihm auch dieses so viele und so dichte Unglück gesetzt, damit er bewiese, was Tugend über Schicksal, was unerschütterlicher Muth und feste Gesinnung über dasjenige vermögen, worin die meisten Sterblichen stehen, was sie ihr Leben nennen. Wenn wir was groß und ewig ist in solchen Männern bewundern, so sollten wir die große Tragödie des Lebens, wo Völker sinken oder steigen, wo Könige fallen, Thronen umgekehrt werden, wo ungewöhnliche Tugenden und Verbrechen mit einander ringen, auch nie von ihrer Höhe hinab in das Kleine hineinstellen, was auch lieb und gut und menschlich im Hause entsteht und vergeht, aber nicht in der Geschichte gehört wird. Will man Arminius Letztes, seinen Kampf mit Marbod, sein Streben nach Herrschaft zweifelhaft nennen, so nimmt man der Größe des Mannes doch nichts. Es giebt Kräfte in der Natur, zu lebendig, als daß sie still stehen könnten, und die zerstören und wegräumen müssen, was ihnen faul und nichtig im Wege liegt. Vielleicht war Arminius auch darin glücklich, daß die Völker, worüber er herrschen wollte, so ungeduldig und trotzig waren, und daß über die unbezwingliche Freiheit nicht leicht hinausgestrebt werden konnte.

Was die Germanen von selbst thaten und was die Römer von dem schlauen und geschickten

Tiberius gelernt hatten unter ihnen anzuzetteln, das hielt Roms Schicksal noch einige Jahrhunderte länger auf. Alsbald die Völker gewußt hätten, was sie vereinigt vermogten, wäre Rom auch verloren gewesen. Tacitus spricht Roms Lage und der Römer Wunsch im 33. Kapitel seiner Beschreibung Germaniens so klar aus, daß ich seine Worte für alle anderen hieher setze: „Neben den Tenkterern saßen vormals die Brukterer, jetzt haben die Chamaver und Angrivarier ihr Land besetzt, denn die Brukterer wurden ganz ausgerottet durch Zusammenverschwörungen der benachbarten Völkerschaften, entweder aus Haß ihres Uebermuthes, oder aus Reitz der Beute, oder aus Gunst der Götter gegen uns: denn nicht einmal das Schauspiel der Schlacht haben sie uns beneidet: über 60000 fielen, nicht durch römische Waffen und Geschoße, sondern — was lustiger ist — zu unserer Augenweide und Ergötzung. O bleibe und währe jenen Völkern doch, wenn nicht Liebe zu uns, doch Haß gegen sich! da uns bei den drängenden Schicksalen des Reichs das Glück nichts Größeres verleihen kann, als die Zwietracht der Feinde!“

Germanien hatte nun lange Ruhe; die großen Versuche hatten die Römer gemacht und störten nicht mehr muthwillig in das Wespennest, das, wenn ihm kein äußerer Feind gezeigt ward, sich selbst vertilgte. Krieg war nicht mehr, sondern nur kleine Befehdungen und Streifereien, oder wo die Völkerschaften sich einander drängten, versuchte Auswanderungen oder Unruhen an den

Gränzen. Der tolle Kaiser Cajus Caligula, Germanikus Sohn, der nach Tiberius in Rom herrschte vom Jahr 37 bis 41 nach Christi Geburt, kam auf den Einfall, Brittannien und Germanien mit Krieg zu überziehen, ging mit großem Lärm und Dräuen an den Rhein und Kanal, füllte am Meere die Helme seiner Soldaten mit Muscheln, kleidete einige germanische Geißeln als Gefangene aus, und triumphirte in Rom über die bezwungenen Völker. Unter der Regierung seines Oheims und Nachfolgers Claudius verheerten die Chauken die römischen Gränzorte am Rhein, und fuhren mit Schiffen zu den gallischen Küsten, die sie plünderten; auch die Friesen rührten sich, nachdem sie die Römer geschlagen. Der tapfere römische Feldherr Corbulo züchtigte beide, aber Claudius verbot den Krieg über den Rhein zu führen, damit die Gefahr die Völker nicht verbände. Von den Friesen erzählt uns Tacitus eine herrliche Geschichte, die ich hersetze als einen Beweis, mit welchem Stolz unsre Ahnen sich selbst schätzten.

Die Fürsten der Friesen in Rom.

Weil die Römer immer still saßen, so glaubten die Friesen dem Gerücht, das sich verbreitet hatte, den Feldherren sei verboten, das Heer gegen den Feind zu führen. Daher wanderten die Friesen mit Weib und Kind zu dem Rheinstrom, und besetzten die leeren und für die Bedürfnisse der römischen Kriegsleute bestimmten Aecker, unter Verritus und Malorix Anführung, welche jene Völkerschaft regierten, so weit die Germanen beherrscht wurden. Und schon hatten sie Häuser

aufgeschlagen, und die Felder besäet, und bearbeiteten sie als ihren väterlichen Boden, als Dubius Avitus, der nach Paullinus den Befehl übernommen hatte, den Friesen mit der römischen Macht dräuete, wenn sie nicht wieder in die alten Gegenden entwichen, oder von dem Kaiser sich einen neuen Sitz erbäten. Dies bewog Verritus und Malorix nach Rom zu reisen, und darum anzuhalten. Und sie reiseten nach Rom, und als sie dort den Kaiser Nero, der durch andere Geschäfte abgehalten ward, erwarteten, traten sie, die Merkwürdigkeiten, die man Fremden zeigt, betrachtend, unter andern in Pompejus Theater, damit sie die Größe des römischen Volkes sähen. Dort bei der Langenweile — denn das Schauspiel ergötzte die der Sprache Unkundigen nicht — da sie nach der Einrichtung der Sitze, dem Unterschied der Ordnungen, welche die Ritter, wo der Senat, forschten, bemerkten sie einige Männer in fremder Tracht auf den Sitzen der Senatoren, und fragten, wer sie wären. Als sie hörten, diese Ehre widerfahre den Botschaftern der Völker, welche Tapferkeit und Freundschaft gegen Rom auszeichne, riefen sie aus: in Waffen und Redlichkeit ist keiner über Germanen! und standen auf, und setzten sich unter die Senatoren. Dies nahmen, die es sahen, freundlich auf, als Aufwallung eines edlen Zorns und Nacheifers. Nero schenkte beiden das römische Bürgerrecht, und hieß die Friesen die eingenommenen Aecker räumen. Sie gehorchten nicht und wurden mit Gewalt vertrieben.

Aufruhr der Bataver unter Civilis. J. n. Chr. 68 bis 70.

Nachdem im Jahr 68 mit Domitius Nero des Augustus scheußliche Familie in Rom ausgerottet worden, kämpften Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus um die Herrschaft, welche endlich der letzte behauptete. In dieser unruhigen und blutigen Zeit war ein großer Theil der Rheinlegionen mit Vitellius über die Alpen nach Italien gezogen, und die römische Stärke am Rhein sehr geschwächt. Da erhob sich durch die Bataver unter Claudius Civilis Anführung ein fürchterlicher Aufstand. Die Bataver, vormals ein Theil des kattischen Volkes, waren bei einem innerlichen Kriege vertrieben, und hatten an dem Meere die Inseln besetzt, welche der Rhein seinem Ausflusse nahe mit seinen verschiedenen Armen bildete und umschloß. Sie waren die treuesten Bundesgenossen der Römer geworden, und hatten ihnen durch ihre vortreffliche Reiterei in den germanischen und brittanischen Kriegen große Dienste gethan. Ihre Vornehmsten waren in dieser Zeit Julius Paulus und Claudius Civilis aus königlichem Stamm. Paulus war von dem römischen Feldherrn Fontejus Capito durch eine erdichtete Anklage des Aufruhrs hingerichtet; Civilis, in Ketten zu Nero geschickt, und von Galba freigesprochen, kam unter Vitellius wieder in Gefahr, seinen Kopf zu verlieren, da das Heer seinen Tod verlangte. Daher der Groll, und Hoffnung aus dem römischen Unheil. Doch verstellte Civilis seinen Haß und seinen Ehrgeitz, und verhüllte seine Bewegungen anfangs unter dem Schein, daß er Vespasians Sache statt Vitellius ergriffen habe

und unterstützen wolle. Die Römer halfen ihm durch ihre Schändlichkeit. Auf Vitellius Befehl ward die Jugend der Bataver zur Aushebung gerufen. Diesen seiner Natur nach gehässigen Auftrag machten die Verordneten durch Habsucht und Wohllust noch verhaßter, dadurch daß sie Greise und Schwächlinge aushoben, die sich loskaufen mußten, oder auch daß sie die noch zu jung aber schön von Gestalt waren — denn die meisten Knaben waren dort schlank aufgeschaffen — zur Schändung fortschleppten. Daher die Aufsätzigkeit; und die den Plan zum Aufstande entworfen, hetzten sie auf, daß sie die Aushebung verweigerten. Civilis berief die Fürsten des Volks und die Rascheſten in der Gemeinde unter dem Schein eines Gastmahls in einen heiligen Hain. Als er sie von der Nacht und von der Freude durchglüht sah, da hub er an von dem Preise und Ruhm des Volkes, und rechnete ihnen alle Unbille und Gewaltthaten und die andern Uebel der Knechtschaft vor:

Es sei keine Bundsgenossenschaft wie vormals, sondern sie würden gleich Sklaven gehalten. Wenn noch ein Feldherr, mit einem freilich lästigen Gefolge und strengen Befehl, käme? aber sie werden Intendanten und Hauptleuten überliefert; haben sie diese mit Raub und Blut gefüllt, so werden sie versetzt, und man erfinde neue Wege zu ihren Geldbeuteln und vielerlei Namen für das Stehlen; jetzt drohe die Aushebung, wodurch die Kinder von den Aeltern, die Brüder von den Brüdern wie zum letzten Abschiede weggerissen

werden. Nie sei der römische Staat mehr zerrüttet gewesen und in den Lägern nichts als Beute und Greise. Sie sollten doch die Augen aufschlagen und vor den leeren Namen der Legionen nicht zittern; sie seien mächtig an Fußvolk und Reiterei, die Germanen ihre Blutsfreunde, die Gallier dasselbe wünschend; selbst den Römern komme dieser Krieg willkommen, seinen unglücklichen Ausgang werden sie Vespasian entgelten lassen — der Sieg lege keine Rechnung ab.

Mit großem Beifall angehört verpflichtete er alle durch ihre heiligen Weisen und üblichen Verwünschungen. Auch zog er die Kaninefaten an sich, eine Völkerschaft, die einen Theil der batavischen Insel bewohnte, an Abstammung, Sprache, Tapferkeit den Batavern gleich, an Zahl geringer. Diese wählten einen tollkühnen Wagehals namens Bruno zum Führer, indem sie ihn nach heimischer Sitte auf den Schild hoben und so auf den Schultern in die Luft warfen: eine Weise, wodurch die Schweden und Russen noch heute ihre Befehlshaber ehren. Auch die Friesen jenseits des Rheins vereinigten sich mit ihm, und bald verlockte er durch geheime Botschaften die brittanischen Hülfsvölker und die batavischen Kohorten, die damals in Moguntiacum (Mainz) lagen. Nachdem er seine Haufen geordnet, hielt er bald eine Schlacht mit den Römern an dem Niederrhein, worin diese, von Feinden und Bundsgenossen zugleich angegriffen, fast ohne Verlust von ihm aufgerieben wurden. Die Kohorte der Tungrer ging gleich im Anfange des Treffens zu ihm über, und

brachte Schrecken und Verwirrung in die römische Linie; eine ganze Flotte von 24 Segeln that dasselbe oder ward auch genommen; denn die meisten Matrosen waren Bataver, die ihre Befehlshaber niedermachten, wenn sie nicht thun wollten wie sie. Durch diesen Sieg gewann Civilis zuerst das Größte, Ruhm, der die Völker reitzte, zweitens Waffen und Pferde und Zeug, die er nöthig hatte.

Von diesem Siege erscholl alsbald durch Gallien und Germanien ein großes Gerücht. Germanien schickte sogleich Botschafter, welche Hülfe antrugen; den Beitritt Galliens suchte Civilis durch Kunst und durch Geschenke zu gewinnen, da er die gefangenen Befehlshaber der Kohorten frei in ihr Land entließ, und den Kohorten die Freiheit gab, ob sie gehen oder bleiben wollten; den Bleibenden ward ein ehrenvoller Kriegsdienst, den Abgehenden Beute von den Römern dargeboten. Zugleich erinnerte er sie der Uebel, die sie so viele Jahre erduldet, da sie die elende Knechtschaft mit dem unrechten Namen Frieden nannten. Die Bataver, obgleich von Abgaben frei, haben gegen die gemeinschaftlichen Tyrannen die Waffen ergriffen; in der ersten Feldschlacht seien die Römer geschlagen und besiegt. Wie? wenn Gallien das Joch abschüttele? wie viel sei in Italien übrig? Durch das Blut der Provinzen werden die Provinzen besiegt. Sie sollten nicht denken an Julius Vindex Schlacht; (der in Gallien mit Galliern gegen Nero unglücklich aufgestanden war) durch batavische Reiter seien

die Aeduer und Arverner niedergemacht, unter Verginius Hülfstruppen seine Belgen gewesen, und — bedächten sie es recht — durch seine Kräfte sei Gallien gefallen. Jetzt streben alle nach Einem Ziele, und es sei noch hinzugekommen, was an Kriegszucht in den Lägern der Römer das Kräftigste gewesen: er habe Veteranenkohorten mit sich, vor welchen Othos Legionen jüngst in den Staub gesunken. Syrien und Asien und der an Könige gewöhnte Orient möge dienen; in Gallien leben noch viele vor den Schatzungen Gebohrne. Sei doch jüngst durch Quinctilius Varus Niederlage aus Germanien die Knechtschaft verjagt; und nicht ein Kaiser Vitellius, Kaiser Augustus sei mit Krieg herausgefordert. Freiheit habe die Natur auch den stummen Thieren gegeben, die Tapferkeit sei des Menschen eigenthümliches Gut. Die Götter stehen den Tapfern bei. Wohlan denn! sie sollten über sie herfallen, Ungehemmte über Beschäftigte, Frische über Ermattete; während einige Vespasianus, andere Vitellius begünstigen, sei Raum geöffnet gegen beide.

Der Römer Oberbefehlshaber war Hordeonius Flaccus, ein Greis, der seine Kraft überlebt hatte, furchtsam und unschlüßig, immer das Halbe thuend, und in diesen aufrührischen Zeiten weder fremden Gefahren noch eigenen Kriegsleuten gewachsen. Daher geschah es, daß, da er dem Einzelnen halb zu helfen suchte, das Ganze zusammenfiel. Auf die Botschaft von Civilis Kriege wandten die batavischen und kaninefati-

schen Kohorten, die auf dem Zuge nach Italien waren, strax um, schlugen bei Bonn eine römische Legion, die ihnen den Weg sperren wollte, erstürmten ihr Lager, und hieben sie in die Pfanne. Darauf stießen sie zu Civilis bei einem Ort, der Vetera Castra oder das Alte Lager hieß, und worin er 6000 Römer eingeschloßen hielt, den Rest von zwei von ihm geschlagenen Legionen, die sich dahinein geflüchtet hatten. Civilis stellte sich übrigens immer noch, als thue er dies alles für Vespasian, und forderte die drinnen auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; sie aber antworteten, sie werden für Vitellius ihren Fürsten bis zum letzten Athemzug streiten, ein batavischer Verräther solle sie nicht wankend machen noch sich anmaßen über römische Dinge zu entscheiden. Darauf bot Civilis alle Bataver auf, und stärkte sich mit Brukterern und Tenkterern. Diese wagten zweimal den Sturm auf das Lager, und wurden zweimal abgeschlagen. Endlich warf Vocula, ein römischer Anführer, mit großem Verlust neue Stärke hinein, größere Schwächung als Hülfe; denn ihr Vorrath war gering. Unter den Römern aber war allenthalben Ungehorsam und Aufruhr; doch hatten die unter Hordeonius und Vocula endlich dem Vespasianus als ihrem Kaiser geschworen. Dies aber gereuete sie bald, und es ward ein fürchterliches Getümmel, und sie erschlugen Hordeonius ihren Feldherrn, und Vocula entwich ihrer Wuth mit nächtlicher Flucht. Und die Völker ringsum bewegten sich bei dem Gerücht römischer Niederlagen und Aufstände,

auch auf die Sage, die durch die Welt erscholl, die römischen Dinge nahen ihrem Ende; denn das Kapitolium, worin das Geheimniß der Herrschaft Roms geglaubt ward, war in dem Bürgerkriege der Vitellianer und Vespasianer verbrannt, und die Herzen wurden, je nachdem jeder wünschte, mit Schrecken oder Hoffnungen erfüllt. Auch die Katten, Usipier, Mattiaken hatten weit und breit um Moguntiacum und bis längs der Mosel geheert und geplündert und große Beute mitgeschleppt. Die Belgen, die noch im römischen Heere waren, verschworen sich zu Cölln; Anführer waren Classicus und Julius Tutor, Trevirer, und Julius Sabinus, ein Lingone: auch einige Ubier und Tungrer waren dabei. Sie nahmen nebst den Ihrigen ein eigenes von den Römern geschiedenes Lager, und suchten die römischen Kriegsleute zu verführen. Es gelang: Vocula ward ermordet, die beiden Befehlshaber Herennius und Numisius gebunden, das römische Heer schwur auf Galliens Rache.

Die in Vetera Castra Belegten waren bis zu der Noth gekommen, daß sie alle ihre Pferde und auch die Thiere, wovor der Menschenmund sonst einen Abscheu hat, aufgespeist hatten. Sie mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und leisteten auch den gallischen Schwur. Sie wurden doch von den wilden Germanen theils niedergehauen, theils in dem angesteckten Lager verbrannt. Nach dieser Niederlage der Legionen schlug Civilis sein wildhängendes Haupthaar zurück, denn er hatte sein Gelübde gelöst, das er

gethan, als er gegen die Römer die Waffen ergriff. Uebrigens schwur weder er selbst noch ließ er irgend einen Bataver für Gallien schwören, stolz auf die Macht und Herrlichkeit der Germanen, und, wenn gegen die Gallier um die Herrschaft gestritten werden müßte, strahlend von Ruhm und gewaltiger. Den Befehlshaber einer Legion Mummius Luperkus schickte er unter andern Geschenken der Veleda. Diese Jungfrau, des Volks der Brukterer, befahl weit und breit, nach einer bei den Germanen alten Sitte, die in vielen Weibern die Sehergabe glaubten und sie bei wachsendem Wahn fast gleich Göttinnen verehrten. Jetzt aber wuchs der Veleda Ansehen, denn sie hatte den Germanen Sieg und den Legionen Untergang geweißagt. Sie wohnte auf einem hohen Thurm, und ließ niemand zu sich treten noch mit sich reden; sie hielt sie fern von ihrem Anblick, damit die Ehrfurcht größer wäre: irgend einer ihrer Verwandten trug wie ein Bote der Gottheit die Fragen und Antworten hin und her. Nun schwuren ohne Scheu und Furcht viele Römer an allen Orten zu Civilis und Classicus Fahnen; auch die belgischen Nervier und Tungrer gingen über, und die Ubier mußten sich ergeben. Die wilden Tenkterer wollten durchaus die schöne agrippinische Stadt derselben zerstört haben, die sie ein Nest der Wohllust und Knechtschaft schalten; denn der Rhein müsse hinfort keine Spuren der römischen Fesseln tragen. Das konnte Civilis kaum hindern; wirksamer hinderte es Veleda, an welche die Agrippiner ihre Noth brachten.

Man rief nun die Mächtigsten der Gallier zur Rache und Herrschaft auf, und sandte Boten an die Sequaner und Rhemer, daß sie das Joch abschüttelten und ihres Landes eigene Herren würden; aber diesen verweichlichten Römlingen gefiel fauler Friede besser als wagende Kühnheit. Dies verdarb Civilis großes Unternehmen nicht, denn solche hätten ihm gedient, wie sie den Römern dienten; sondern das verdarb es, daß in Entwurf und Ausführung nicht Eintracht war unter den Führern. So ward zwar viel Kleines oft glücklich gewagt, aber das Große, da es Zeit war, versäumt. Die Römer schickten neue Legionen, und ihr Feldherr war Petilius Cerealis, ein Mann wie gebohren für solche Partheikriege, geschwind, tollkühn, glücklich, eben so viel durch den Anblick und durch das Wort siegend als durch das Schwerdt. Diesem fielen sogleich die meisten römischen Kriegsleute wieder zu, und verstärkten sein Heer. Zuerst schlug er die Trevirer, die ihr Anführer Tullius Valentinus zu kühn einzeln wagte. Gefangen, als er sterben sollte, fragten die Feinde ihn höhnisch, was ihn von dem Tode dünke? der ist jetzt mein Trost, antwortete er, und starb wie ein Mann. Tutor und Clasicus und Civilis suchten die zerrinnenden Dinge zusammenzuhalten, und riefen die Gallier für die Freiheit, die Bataver für den Ruhm, die Germanen für die Beute auf. Hartnäckig und wechselnd war der Kampf zwischen ihnen und Cerealis, am hartnäckigsten, als er auf die Insel der Bataver verpflanzt ward. Da war Cerealis einmal umstellt wie Varus im

Teutoburger Walde; aber er hatte andere Waffen gebraucht, als Civilis: die Germanen wurden abgesondert, Veleda und ihre Verwandte weißagten nun auch für ihn. Civilis schloß Frieden mit ihm. Dies geschah im Jahr 70, im zweiten Jahre des Krieges.

Dies sind die Anfänge des Volkes, welche uns diejenigen aufbewahrt haben, gegen welchen es von seinem ersten geschichtlichen Anlauf an als Feind gestanden ist. Ich habe sie ausführlicher erzählt, theils, damit wir wissen, von welchen wir herstammen, theils und am meisten deswegen, weil, wie die ersten drei oder sechs Jahre jedes einzelnen Menschen für das ganze künftige Leben die entscheidendsten und bedeutendsten zu seyn pflegen, so auch in der Kindheit der Völker das Glück oder Unglück, das Schlechte oder das Gute meistens verschlossen liegt, wodurch sie künftig in der Geschichte gekannt seyn werden. Ueber das Folgende können wir geschwinder hingehen; am geschwindesten fast über die Zeit von dem Jahr 1000 bis zum Jahr 1500. Dies war die Blüthenzeit Germaniens. Beide das Glück und die Tugend haben das gemein, daß sich von ihnen wenig mehr sagen läßt, als daß sie da waren; so geht auch Gott still vorüber mitten durch das Getümmel und Elend, das die Menschen machen: unser Unglück und unsere Laster haben die Geschichte dick gemacht. Die letzten Jahrhunderte müssen uns länger verweilen, nicht weil sie uns näher sind, sondern weil in ihnen das Unheil beginnt. Einige nennen dies schon das Ende der germanischen

Zeit, und fürchten, eine schlechte neuromanische werde auf ihren Trümmern beginnen. Das fürchten wir nicht; aber wir mögten alle ermahnen, daß sie als Männer mit dem Herzen und dem Eisen das Ihrige thun, damit diese Zeit nicht über Europa komme.

Nach Neros Tode ward das römische Volk wider sein Verdienst 110 Jahre lang meistens glücklich und tüchtig regiert. In diese lange Zeit fällt ein einziger großer germanischer Krieg, welcher der markomannische genannt wird. Dieser ward mit wechselndem Glücke und mit so gefährlichen Umschlägen geführt, daß der Kaiser Markus Aurelius Antoninus, der seiner Tugend und Kenntnisse wegen auch der Philosoph zubenannt wird, alle Kräfte des Staates anstrengen mußte. Was der Kaiser und die Kaiserin von Kleinodien hatten, was von Silber und Gold und Geschmeiden als Ehrengabe oder als Raub der Länder bei den alten Familien gesammelt lag, alles mußte hergegeben werden, damit die Fremden, die nicht fern von dem Padus lagerten, nicht über den Apenninus nach Rom kämen. In diesem Kriege scheinen viele germanische Völkerschaften sich zusammenverschworen zu haben. Markus Aurelius starb mitten im Kriege an den Ufern der Donau. Dieser Krieg war aber gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts.

So dämpfte Rom kaum den feurigen und jugendlichen Muth dieser frischen und freien Völker, und dachte im Norden nicht mehr über seine Gränzen hinaus, sondern suchte sie durch Läger, Fe-

stungen, Brückenköpfe, Deiche, Dämme, und Kolonien mehr und mehr zu schützen, einst von den Germanen verabscheute Zeichen und Denkmähler der Knechtschaft, späterhin ausgesäete Keime neuer Bildung, woraus die ersten Städte Teutschlands und Sitze eines festeren Lebens erblühen sollten. Schon Julius Cäsar und Augustus hatten germanische Leibwächter und Söldner gehabt. Als nach Erlöschung der edlen Familie Nervas und Trajans das Reich an wilde und rohe Soldatengünstlinge kam, wie Septimius Severus, Caracalla, Maximinus Thrax, und ganz in orientalischen Despotismus ausartete, da wurden die römischen Heere immer mehr durch Barbaren ergänzt; besonders machten sie die Germanen gern zu Trabanten und Leibwächtern, theils wegen der Stattlichkeit und Stärke ihrer Leiber, theils wegen ihrer Treue und Redlichkeit: Caracalla nannte seine germanischen Leibwächter seine tapfern Löwen, und schmeichelte ihnen auf jede Weise. Alle diese Fürsten, und ihre Nachfolger, obgleich sie mit einigen germanischen Völkern Krieg führten, hatten doch mit andern Frieden und Bündniß.

Verfall des römischen Reichs im dritten und vierten Jahrhundert.

In dem dritten Jahrhunderte in dem Maaße, wie das Römische sank, stieg das Germanische und trat an dem Rhein und an der Donau unter neuen Namen fürchterlicher auf. An dem Rhein waren damals drei Völker gewaltig. An dem oberen Rhein an den Gränzen der Helvetier hin saßen die Allemannen, ein Völkergemisch, das noch in den Römerzeiten zusammengewachsen war

und auch einige Gallier enthielt; diese Allemannen, zahlreich und kriegerisch, breiteten sich nach und nach bis in die Berge hinein aus, und stiegen oft über die Alpen in die Ebenen von Cisalpinien hinab, ja kamen zuweilen über den Padus bis an den Apenninus; öfter fielen sie in das unkriegerische Gallien ein. Ihnen westlich wohnten die Franken an dem Niederrhein bis in die Insel der Bataver, ein wahrscheinlich aus mehren untergegangenen Namen erwachsener Völkerbund. Längs den Meeresküsten über den Friesen wurden jetzt die Sachsen berühmt. Wie bei der Schwäche und Unordnung des römischen Regiments die Franken Gallien oft mit Feuer und Schwerd verheerten und sogar einmal bis über die Pyrenäen drangen, so plünderten die Sachsen als Seeräuber die Küsten des wehrlosen Galliens, des entwaffneten Brittanniens, und des dienenden Hispaniens bis in das Mittelmeer hinein. Noch fürchterlicher aber durch Niederlagen und durch Plünderungen wurden den Römern die Gothen bekannt. Dieses Volk, das früher mehr nördlich gesessen hatte in den Gegenden, wo die Oder und Weichsel ins Meer fließen, und auch auf den nördlichsten Inseln und Halbinseln, ward meistens von Königen regiert, und begriff viele Völkerschaften unter sich, auch solche, die nicht germanischen Stammes waren. Die Gothen herrschten im dritten Jahrhundert über alles Land, was zwischen dem Tanais und Pannonien lag. Um die Mitte dieses Jahrhunderts fielen sie zuerst über die Donau den Römern in das Land, auf

der einen Seite bis an die Halbinsel vordringend, welche die Griechen Pelops Insel nannten und welche jetzt Morea heißt, auf der andern mit Schiffen über das Meer fahrend und die schönen Küsten Kleinasiens bis an die Berge Ciliciens und Cariens plündernd.

Rom, von faulen oder tyrannischen Fürsten immer gleich unglücklich regiert, von einem Sklavengesindel bewohnt, das nur nach Schauspielen und Menschen- und Thierhetzen und nach Brod schrie und weder arbeiten noch fechten wollte, von den Kriegsleuten beherrscht, die meistens Fremdlinge seine Götter und seine Gesetze nicht ehrten — Rom schien jetzt auf den Punkt gekommen zu sein, wovon Scipio Afrikanus geweissagt hatte, als er auf Karthagos rauchenden Trümmern die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge bedachte. Denn er weinte über die Stadt und die Männer, die als Schutt und Leichen vor ihm lagen, und sprach den homerischen Vers:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinfällt,
Und Priamos und Priamos Volk, der reich ist an Gütern.

Da fragte den Weinenden und Sprechenden sein Freund Polybius, was die Worte meinen? und er antwortete ihm: ich dachte an mein Vaterland und wie alle irdischen Dinge wechseln — Auch verdiente ein Volk nicht ewig zu leben, das so betrügen und zerstören konnte, wie die Römer mit Korinthus und Karthago und Numantia thaten. Doch ward Rom diesmal noch gerettet durch zwei

tapfere Krieger, die Kaiser Aurelianus und Diokletianus, welche beide gegen das Ende des dritten Jahrhunderts herrschten und das aus einander Fallende wieder zusammenbanden. So weit aber war Roms Herrlichkeit gesunken, daß Diokletianus den letzten römischen Schein zerstören durfte und daß er die Enkel der Fabier und Cornelier orientalisch vor sich im Staube anbeten ließ.

Im Anfange des vierten Jahrhunderts ward Konstantinus, den man den Großen genannt hat, durch viele Geschicklichkeit, viel Glück, und große Verbrechen Alleinherr der römischen Welt. Mit ihm bestieg das Christenthum den Thron der Herrschaft; auf welchem es die künftigen Jahrhunderte sitzen sollte. Aber nicht durch des Kaisers Macht siegte das Christenthum, sondern der Kaiser ward siegreich durch die Macht der Christen. Die meisten Länder und Völker, wo die lateinische und griechische Sprache geredet wurden, waren im dritten Jahrhundert größtentheils christlich geworden. Ausgegangen von einem verachteten und verspotteten Volke, das den Fremdlingen der Abscheu des Menschengeschlechts däuchte, armselig und unscheinbar war das Christenthum in die Welt getreten, in Druck und Verfolgung war es gewachsen, durch das Wort, nicht durch das Schwerdt. Dieses stille Wort, das den lauten Klang der Weltweisen besiegte, dieser unscheinbare Schein, der den Glanz der Eitelkeit überstrahlte, sagten und glaubten die Menschen seien von Gott, und sie nannten Christus den

Ausbreitung und Herrschaft des Christenthums.

Gekreuzigten den Urheber der neuen Lehre, und beteten ihn an. Die Lehre selbst aber hieß das Evangelium oder die frohe Botschaft, denn sie verkündigte, es sei Friede geschlossen zwischen dem Menschen, der Sünde, und dem Zorn Gottes; Friede und Freude und Unschuld sollen hinfort auf Erden herrschen für Bangigkeit und Zwietracht und Verruchtheit; Gleichheit solle sein aller Menschen vor Gott, des Schwächsten und Sündigsten wie des Stärksten und Reinsten: darum hieß sie auch die Lehre von der Liebe. Der Mann, der so göttlich gelebt und gestorben, die Thaten und Worte, wodurch die Welt ohne Waffen überwunden ward, sind späterhin bezweifelt und beklügelt worden als Erdichtung oder Erhöhung, ob sie überhaupt gewesen oder so göttlich gewesen, wie sie uns erzählt sind. Denn es giebt Zeiten des Menschengeschlechts, wo sie sich selbst blenden; dann dünken sie sich klug und glücklich, da sie doch dumm und elend sind; dann wollen sie ohne Glauben Gott durch die Natur und die Natur durch Gott deuten: sie wissen aber nicht, wie Gott durch die Natur wandelt, und wie er, wann große Durchgänge der Menschheit im Werke sind, in Menschengestalt herabsteigt, daß er sich ihnen offenbare.

Das verachtete und verspottete Volk, welches den Abscheu und Haß des Menschengeschlechts trug und von welchem das Christenthum ausging, waren die Hebräer oder Juden, die über die Welt zerstreut noch heute verachtet und gemißhandelt werden. Und doch ist die Geschichte dieses klei-

nen Volkes eine der tragischesten und denkwürdigsten, und sein Schicksal und seine Bestimmung hat einen Ernst und eine Weite für die Weltgeschichte, die allen Spott ausschließen. Der menschliche Mensch muß die Juden als Opfer ansehen, und sie wenigstens bedauren, wenn er sie nicht ehren kann. Ihre große Geschichte beginnt mit ihrem Stifter Moses, einem der außerordentlichsten Männer und erhabensten Gesetzgeber, die je gelebt haben. Dieser kühne und tiefe Mann faßte einen Gedanken, der über seinem Weltalter war: er wollte den verborgenen und geheimen Gott, den die Weisen seiner Zeit unter Mysterien und Hieroglyphen verhüllten, zum Volksgott erheben; er wollte seinem Volke nur Einen lichten und feurigen Weg zum Himmel lassen, und alle die lustigen und blumigen Seitenwege und Pfade abschneiden, auf welchen so viele auch unbewußt sich zum höchsten Ursprung aller Dinge oft hinauf spielten und scherzten. Jehovah, der reine gestaltlose, der einzige höchste Gott, den kein Bild und Gleichniß den jugendlichen Herzen versinnlichen durfte, sollte der Gott der Juden sein, und kein anderer. Diese von allem Leben abgeschiedene Idee, da sie dem jugendlichen Weltalter zu mächtig war, konnte nur durch Furcht und Schrecken herrschen. Auch erstarrte, versteinerte, und verstockte sie das Volk, das die Gewalt der Natur und Zeit oft wieder in das fröhliche und vielgöttische Heidenthum zurückriß, zumal da diese Sünde in jedem Unglück, das es traf, als Strafe und Rache des zürnenden Gottes gedeu-

tet ward. Auch daher das Spröde, Störrische, Abgeschlossene, und Feindselige dieses Volkes, das nicht spielen durfte, als die ganze Welt noch spielte; nicht allein aus früherem Unglück, das sie in Aegyptenland hart getroffen hatte, oder aus angebohrner Störrigkeit und Verworfenheit des Karakters, womit es einige belasten, die nicht bedenken wollen, daß die Juden die Opfer einer höheren Nothwendigkeit waren, welche Großes mit ihnen im Sinn hatte. Sie mußten den Haß und Abscheu der Völker tragen, weil eine große Idee als Same künftiger Zeiten erhalten, und bei vielen nicht bloß als etwas Innerliches verhüllt, sondern als etwas Aeußerliches dargestellt werden sollte; sie mußten den Jehovah, den sie nicht erkannten, viele Jahrhunderte ohne Liebe und Freude mit Angst und Zittern anbeten, damit spätere Geschlechter ihn einst mit Liebe und Freude annehmen und erkennen könnten. Als die Zeit erfüllet war, da erschien Jesus Christus, und predigte von dem einigen Gott und Vater aller Menschen; die Juden wurden die ersten Boten und Verkündiger der neuen Lehre des Heils, weil sie lange als vor einem kalten Gedanken vor dem gezittert hatten, was jetzt als der warme liebende Geist über die Zeiten und Völker hinwehen und aus den Trümmern und dem Schutt des begrabenen Heidenthums süße und liebliche Blüthen eines neuen Frühlings der Welt aufhauchen sollte.

Kein größerer Gedanke blitzt je in den Herzen der Sterblichen auf, als die Zeit zu betrach-

ten wie einen rastlos fortrollenden Strom der Gottheit, und die Geschlechter und Völker auf dieser göttlichen Fluth durch die Ewigkeit der Säkeln mit fortgetragen zu denken. Die Geschichte hat für den sinnenden Menschen keine höhere Aufgabe und für den erfindenden Genius keine innigere Lust, als hie und da die Erfüllung der Zeiten zu erblicken, jene unendliche Kette der Weltgeschichte zuweilen in ihrer herrlichen Gliederung und Fortsetzung zu erblicken, da sie an den meisten Stellen so zerrissen ist, daß nur der Glaube eines frommen und kindlichen Herzens sie wieder zusammenreihen kann. Die jüdischen Propheten und das Evangelium verkündigen und preisen diese Erfüllung der Zeiten; die jüdische Geschichte und selbst das letzte traurige Schicksal des denkwürdigen Volkes beweisen sie. Josephs Zwist mit seinen Brüdern, die Schandthat dieser Brüder an ihm, die Hungersnoth im Lande Kanaan, Moses wunderbare Kindheit und Jugend, die Drangsale des Volks in Aegypten, die Flucht aus dem Lande der Plager, und in den Steppen Arabiens am Horeb und Sinai, den erhabenen Säulen der Ewigkeit, die Stiftung einer diesem Zeitalter zu lichten und zu ätherischen Religion, die Verhärtung und Verstockung der Juden auch durch diese Religion, die Wurzelung derselben nur durch die grausamste Priesterstrenge und den sklavischesten Ceremoniendienst bewirkt; dann die Auflösung des Staates und Volkes, und seine Verpflanzung und Verjagung in alle Länder umher, nach Assyrien, Persien, Medien, bis

zum beschneiten Kaukasus und heißen Nil hinauf, dessen tyrannische Ufer ihre Vorfahren vor Jahrhunderten mit Verwünschungen verlassen hatten. Sie sollten alle Sprachen, alle Weisen, alle Sitten, alle Religionen und Philosophien der verschiedensten Völker lernen, sie sollten vorbereitet werden zu Dolmetschern und Predigern der großen künftigen Geheimnisse, wovon ihre Propheten geweissagt hatten. Endlich kam Jesus Christus, der eingebohrne Sohn des lebendigen Gottes, lebte, liebte, lehrte, ward verfolgt, gemartert, gekreuzigt, stand von den Todten auf, goß seinen tröstenden Geist über seine Jünger aus, und ging wieder zum Vater. Die zerstreuten Juden thaten ihr Amt im Abendlande und in Afrika, wie im Morgenlande; auch das Christenthum ward ihnen noch zum Verbrechen gerechnet, weil man lange Zeit alle Christen für Judenproseliten hielt, auch dafür wurden sie verfolgt und geplagt, bis sie endlich als Volk ganz untergingen. Wenn wir durch diese heilige Lehre der Liebe beseligte Sterbliche nun vor der ewigen Weisheit und Gnade Gottes knieen, sollen Moses und Christus und so viele erhabene und göttliche Seher, Propheten, und Apostel dieses Volkes uns nicht zur Milde und Freundlichkeit gegen sie ermahnen? sollen wir ein Volk nicht wenigstens bedauern, worauf eine so große Bestimmung lastete, und welches ein so gewaltiges Schicksal zermalmt hat? sollen wir auf dem Schutt und den Trümmern, aus deren Steinen und Pilastern ein so herrlicher neuer Tempel für alle Völker der Welt erbaut ist, nicht

wenigstens eine Thräne der Barmherzigkeit für diejenigen weinen, die immer noch hartnäckig meinen aus den übrigen Steinen und Säulen zu ihrer Zeit auf der Höhe von Sion auch ihnen wieder einen eignen Tempel erbauen zu dürfen? Wir sollen es, wir müssen es.

Dieses Christenthum, das Konstantinus öffentlich annahm, veränderte auch die ganze äußere Ordnung und Gestalt der damaligen Welt. Schon Kaiser Diokletianus, der vor ihm regierte, hatte die römische Einfachheit mit orientalischer Pracht vertauscht, entweder weil sie ihm gefiel, oder weil er glaubte, durch den Schein werde über Sklaven am sichersten geherrscht. Unter Konstantinus kamen, fast ein Nachbild der christlichen Hierarchie und mit ihr gewiß verwandter, als manche glauben, viele neue Weisen und Einrichtungen und Namen und Titel auf, welche zum Theil noch heutiges Tages unter den Völkern dauern. Er machte auch, entweder weil im Osten an der Donau die Gefahr von den Fremden am schwersten drückte, oder weil er fern von dem Kapitolium und von den alten Erinnerungen und Göttern das Neue am leichtesten schaffen zu können glaubte, eine neue Hauptstadt neben der alten: nemlich Byzantium an dem Hellespont, die er nach seinem Namen Konstantinopolis nannte, durch ihre Lage eine Stadt, die herrschen mußte. Das alte römische Volk, das sich Quiriten nannte, war lange nicht mehr gewesen; Syrer, Afrikaner, Griechen, Pannonier, Hispanier, Gallier — alle Völker der Welt waren hineinge-

mischt. Doch ist geklagt worden, auch das Christenthum habe Rom schneller zerstört. Das mag wahr sein, doch es ist kein Unglück; denn in dem, was man damals Römer nannte, waren die frischen und einfältigen Keime nicht woraus die Blüthe des Christenthums hätte in Herrlichkeit sprossen können. Auch Germanen waren schon unter den Römern, nicht bloß die im Heere und in der Leibwache dienten, sondern unter ihnen lebende und wohnende. Denn seit Markus Aurelius waren von Zeit zu Zeit einzelne Haufen, vorzüglich damit sie Gränzhüter wären, bei ihnen angesiedelt; und auch von diesen waren viele christlich geworden. Dies waren schon im dritten und vierten Jahrhundert die meisten Gothen; daher unstreitig früh eines der menschlichsten und gesittetsten Völker der Germanen.

Auch Konstantinus und seine Söhne und deren Nachfolger führten mit diesen Germanen viele und schwere Kriege am Rhein und an der Donau. Doch wechselten die Verhältnisse häufig, und für blutige Kriege waren oft Freundschaft und Bündniß; Geschenke, Zins unter dem Namen Kriegsgelder, selbst römische Titel mußten die Fremden gewinnen, und die entferntesten Völkerschaften fochten unter den römischen Fahnen: so daß die Trachten derer, die an der Nordsee und Ostsee, ja jenseits der Ostsee wohnten in Konstantinopel gesehen und von den römischen und griechischen Weichlingen wegen ihrer Schönheit oder wegen des kriegerischen Ruhms ihrer Träger nachgeahmt wurden. Denn seit den go-

thischen Zeiten zog die kriegslustige Jugend von dem Norden häufig nach dem Süden, und diente in Konstantinopel für Geld und Ehre und Abentheuer. So im steten Wechsel zwischen Frieden und Krieg kamen die Völker bis zum Jahr unsers Herrn 375, als plötzlich von Osten her ein Getümmel einbrach, welches das Ende der römischen Dinge beschleunigte. Dieses Getümmel kam von einem fernen Volke, dessen Namen man bisher nur im Orient dunkel gehört hatte, von den Hunnen, und mit ihm beginnt man in der Geschichte gewöhnlich die Epoche, welche die Völkerwanderung heißt. Diese Hunnen waren Brüder des großen ostasiatischen Steppenvolks, welches jetzt Mandschen und Kalmücken genannt wird. So beschreibt sie Ammianus Marcellinus, ein zuverlässiger Zeuge, der das Unglück, das sie über den römischen Staat brachten, mit erlebte:

„Das Volk der Hunnen, in ältesten Geschichten flüchtig bezeichnet, wohnt jenseits der mäotischen Sümpfe (Asower Meer) bis hin an das Eismeer und überschreitet jedes Maaß von Wildheit. Weil man alsbald nach der Geburt die Wangen der Kinder tief mit Eisen furcht, damit der jugendlich hervorsprossende Haarwuchs durch die zusammenlaufenden Narben geschwächt werde, so bleiben sie gleich den Hämmlingen bartlos und garstig bis zum Greisesalter. Alle sind von gedrungenen und festen Gliedern und dicken Hälsen, von ungeschlachter und breit aus einander fließender Gestalt, daß man sie für zweibeinigte Thiere halten mögte oder für solche Pfosten, die

Die Hunnen.

man grobausgehauen als Brückengeländer hinstellt. Bei dieser allerdings unholdren Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers noch bereiteter Speisen bedürfen, sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Viehes essen, das sie unter sich auf den Pferderücken legen und so ein wenig mürben. Nie sind sie von Häusern beschirmt, sondern scheuen sie als vom Leben abgeschiedene Gräber; denn nicht einmal eine mit Rohr gedeckte Hütte findet man bei ihnen, sondern Berge und Wälder unstät durchschweifend lernen sie seit der Wiege Frost, Hunger, und Durst ertragen. Sehr ungern, und nur wann die äußerste Noth sie zwingt, gehen sie in Häuser ein, weil es ihnen da nicht geheuer däucht. Sie kleiden sich in linnene Kittel oder in aus Mäusefellen zusammengenähete Pelze und haben kein anderes Alltags- kein anderes Festtagskleid. Ihre Köpfe bedecken sie mit überhängenden Mützen, ihre Lenden mit Bockshäuten. Ihre ungeschlacht gemachten Stiefeln hindern sie mit freiem Schritt zu schreiten; deswegen taugen sie wenig für Fußgefechte, sondern beinahe festgewachsen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich sind, verrichten sie ihre gewöhnlichen Geschäfte. Auf ihnen kauft und verkauft ein jeglicher dieses Volks bei Tage und bei Nacht, auf ihnen isset und trinkt er, und auf den schnellen Hals des Gauls gelehnt sinkt er in tiefen Schlaf bis zur Gaukelei der Träume; und ist über ernste Geschäfte Rathschlagung vor, so rathschlagt jedermänniglich in diesem Aufzuge.

Keine königliche Strenge lenkt sie, sondern mit der tumultuarischen Führung ihrer Großen zufrieden durchbrechen sie, worauf sie treffen. Zuweilen fechten sie auch gereizt, aber beginnen die Schlachten geschwaderweise mit einem vieltönigen scheußlichen Geheul. Und wie sie zur Geschwindigkeit leicht und plötzlich sind, so zerstreuen sie sich planmäßig in demselben Augenblick, und kommen rasch wieder, und schweifen so ohne geordnete Schlachtreihen im unstäten Morden hin und her, und ehe man sie über ihrer außerordentlichen Schnelligkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. Und deswegen mag man sie wohl die streitbarsten Krieger nennen, weil sie in der Ferne mit Wurfgeschossen, deren Spitzen mit seltener Kunst statt der Schneide sehr sauber mit Knochen besetzt sind, in der Nähe ohne Rücksicht auf sich mit dem Säbel fechten, und die Feinde, unterdessen sie ihren Hieben ausweichen, mit Schlingen fesseln, und bei so bestrickten Gliedern ihnen die Möglichkeit des Reitens oder Schreitens nehmen. Niemand pflugt bei ihnen oder rührt je die Sterze an. Denn alle streunen umher, ohne feste Sitze, ohne Heimath noch Gesetz noch stehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich, mit den Wagen, worauf sie wohnen, worauf die Weiber ihre groben Kleider weben, bei ihnen liegen und gebähren, und bis zur Mannbarkeit die Knaben groß ziehen. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten, anderswo entstanden, fernhin gebohren, und weiterhin erzogen. Treue der Verträge

kennen sie nicht, unbeständig und bei jedem Lüftchen einer neu winkenden Hoffnung wankelisch, ganz mit der ungestümsten Wuth hinfahrend; gleich den unvernünftigen Thieren von Recht und Unrecht nichts wissend; zweizüngisch und vieldeutisch; durch Scheu vor keiner Religion, vor keinem Aberglauben je zurückgehalten; von unersättlicher Goldgier brennend; so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage ohne die geringste Beleidigung von ihren Bundsgenossen abfallen und eben so ohne alle Besänftigung sich wieder aussöhnen. Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, durch die Verheerungen und Niederlagen der Nachbarvölker fortwüthend, gelangten bis zu den Alanen, den alten Massagoten."

Die Gothen. Die Hunnen, nachdem sie über den Rha (Wolga) gebrochen, gossen sich aus über das schöne Land, welches dem Kaukasus nördlich zwischen dem Rha und Tanais (Don) lag, und überschwemmten alles gleich einem wilden Bergstrom. Hier trafen sie auf ein schön gebildetes und streitbares Volk, das auch noch roh, aber mildere Gegenden bewohnend schon milderen Gemüthes war, auf die Alanen, in deren Beschreibung man Brüder des zweiten großen mittelasiatischen Stammes, des Stammes der Tataren und Türken, erkennt. Diese rollten sie mit sich vorwärts, wenige ausgenommen, die in die kaukasischen Berge wichen, und trieben sie auf die Gothen. Ueber die Gothen aber herrschte damals Hermanrich,

ein sehr kriegerischer König vieler Völker, die von dem nördlichen Meere bis zu dem schwarzen wohnten. Er war aber jetzt alt und hoch betagt, und als er vernahm, die Alanen und Hunnen seien über den Tanais gedrungen und haben die Gothen geschlagen, da verzweifelte er an seinem Königthum und stürzte sich in sein Schwerdt. Der König Vidimer, der ihm nachfolgte, widerstand den wilden Alanen eine Zeit mit Hülfe anderer Hunnen, die er sich durch Geld gewonnen hatte; aber auch er blieb nach vielen Niederlagen zuletzt in einem Treffen. Nach seinem Fall zog sein Volk unter Alatheus und Saphrax, seines Sohnes Viderich Vormündern, weiter westlich an den Dnester; und Athanarich, der König der Thervinger, die auch Westgothen genannt wurden, entwich in die Berge und Wälder über der Donau.

Da es hier aber an Raum gebrach für die Menschen und für die Heerden, und sie nicht fanden, wovon sie leben konnten, auch das ebene Land vor den Hunnen nirgends sicher schien, so sahen sie mit Wohlgefallen auf das Land jenseits der Donau, zwischen dem Strom und dem Berge Hämus, wo sie mit den Römern oft blutige Kriege geführt, und begehrten das Land von den Römern, wo sie Weide hätten für ihr Vieh und Schutz gegen die Feinde. Und die Römer nahmen sie gern auf, daß sie als ein Vollwerk des Kriegs vor ihnen lägen; denn sie hatten vernommen, wie alle Völker, die vom Ural und Tanais bis an den hercynischen Wald wohnen, von einem Wirbelwind ungeheurer Bewegungen von

Osten her erschüttert seien. Ihre Fürsten hießen Alavivus und Frithigern, und der Kaiser zu Konstantinopel, der sie in seinem Lande aufnahm, hieß Valens. Athanarich aber der Westgothen König ging immer tiefer in das Gebirg ein, und verdrängte die Sarmaten daraus. Auch der Ostgothen König Viderich verlangte Land von den Römern; sie aber weigerten ihm das.

Schlacht bei Adrianopel J. 378.

Es währte aber nur eine kleine Zeit, daß Friede war zwischen den Westgothen und den Römern. Denn da im Lande Theurung entstand wegen der vielen Menschen und des Viehes, die hineingekommen waren, und weil Gott jenes Jahr wenig Getraide hatte wachsen lassen, so suchten die Römer, und die, welche zu den öffentlichen Kornspeichern die Schlüssel hatten, zu gewinnen von den Fremdlingen, und nahmen ihr Silber und Gold und ihre Heerden, und als sie deren nicht mehr hatten, tauschten sie auch für Menschen; und ihre Unersättlichkeit war so groß, daß sie sich für einen Hund einen Menschen geben ließen, und wurden also auch die Kinder der Großen zu ihnen gebracht. Da dies und mehr dergleichen oft geschah, so ergrimmten endlich die Fürsten und das Volk, und nahmen von den Einwohnern, wo sie etwas fanden, und plünderten die Dörfer und Felder; und entstand so Krieg zwischen ihnen, und wurden auf beiden Seiten viele erschlagen, und die Gothen drangen raubend und verwüstend bis in die Berge Macedoniens und Thessaliens. Da das Kaiser Valens vernahm, der in Konstantinopel regierte, hieß er sein Kriegs-

volk sich versammeln und rüsten, und schrieb an seinen Neffen den Kaiser Gratianus, der im Abendlande herrschte, und an dessen Feldherren, daß sie ihm zuzögen zur Donau, denn die Fremden wollten fast übergewaltig werden. Die Gothen, als sie dies hörten, zogen all ihr Volk zuhauf, und Frithigern hatte zu Alatheus und Saphrax geschickt, und sie kamen mit Reitern und Alanen; auch kamen viele Hunnen mit, daß sie Beute machten von den Römern. Außer diesen stießen bei Adrianopel noch zwei Fürsten der Gothen zu ihnen, die hießen Sueridus und Kolidas. Diese waren in diesen Gränzen lange vor dieser Zeit aufgenommen, und hatten bei den Römern gewohnt, welche auch sie jetzt hinterlistig angegriffen hatten. Deswegen wurden sie aus Freunden Feinde, und verbanden sich mit ihren Landsleuten. Und dieses ganze Heer versammelte sich um Adrianopel, und Kaiser Valens zog gegen sie. Es baten ihn aber seine Fürsten und Feldhauptleute, daß er nicht schlüge, sondern sich in den Bergen hielte, bis sein Neffe und seines Neffen Feldherren zum Entsatz kämen; auch werde der Hunger die Gothen bald aus einander treiben, denn sie haben keine Zufuhr; auch verstehen sie nicht die festen Orte einzunehmen noch zu belagern. Er aber gehorchte ihnen nicht, denn er fürchtete, die Welt werde sagen, sein Neffe habe die Gothen geschlagen, und nicht er: denn er war sehr neidisch und eifersüchtig. Und die Römer wagten die Schlacht, und verloren sie nach einem sehr harten Streit, und die Ueberlebenden vergli-

chen die Niederlage derjenigen, welche ihre Vorfahren bei Cannä von Hannibal erlitten hatten, und zwei Drittheile des Heers lagen auf dem Wahlplatze, an die 80000 Mann. Der Kaiser Valens aber ward nach der Schlacht nirgends gefunden, und war entweder des Abends unter den Flüchtlingen erschlagen und zertreten, daß ihn niemand erkannte, oder ward auch in einem kleinen Hause verbrannt, wohin er sich geflüchtet haben soll, und welches die Feinde anzündeten. Diese Schlacht heißt die Schlacht von Adrianopel, und sie geschah im dritten Jahre, daß die Hunnen und Alanen über den Tanais gegangen waren, nemlich im Jahr 378.

Und die Sachen der Römer geriethen in große Verwirrung, und die Bestürzung und Angst war allgemein, und die folgenden Jahre folgten Kriege und Aufruhre dicht auf einander, bis der Hispanier Theodosius die Feinde besiegte und drinnen und draußen Ruhe stiftete. Dieser Kaiser, der ein großer Kriegsfürst war, starb im Jahr 395, und hinterließ das römische Reich seinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius, von welchen der ältere das Morgenland, der jüngere das Abendland regieren sollte. Da sie aber beide noch sehr jung und unerfahren waren, so gab er ihnen jeglichem noch einen Mann bei, der im Kriege und Frieden ihr Rath sein und ihnen beistehen sollte; und hatte Arkadius einen Gallier, der hieß Rufinus, und Honorius einen Germanen, der hieß Stiliko. Es sollten aber die beiden Reiche, das abendländische und das morgenländische,

angesehen werden wie Ein Reich, und die beiden Kaiser einander brüderlich helfen, und die beiden Räthe und Verweser einander einträchtig die Hände bieten. So hatte es der alte Kaiser gemeint bei seinem Sterben. Aber die beiden Reichsverweser hatten sich lange schon tödtlich gehaßt, und hatten es nur verborgen, weil der alte Kaiser lebte. Und wäre dies auch nicht gewesen, so wäre es wohl geworden, denn die Herrschaft ist der Natur, daß keiner mit dem andern theilen will, sondern jeder alles haben. Darum soll man nicht zwei neben einander stellen, sondern ist besser, Einem alles geben, damit Eintracht in der Regierung sei. Es war aber Stiliko der Vandale ein besserer Kriegsmann, sonst spröd, stolz, grausam; Rufinus hingegen größer in den Künsten des Hofes, thätig, schlau, hinterlistig: ein solcher, der unter Lächeln Verrath und Mord verhehlen konnte. Das Schlimmste war, daß die beiden Kaiser nie mündig wurden und selbst regieren konnten; denn sie waren unter Mönchen, Verschnittenen, und Weibern erzogen, und beschlossen auch unter ihnen ihr unrühmliches Leben. Denn darin hatte Theodosius gefehlt, daß er seine Söhne nicht unter den Waffen erziehen ließ, wie Fürsten erzogen werden müssen, sondern sie der Herrschsucht der Pfaffen und der Weichlichkeit der Hofschranzen übergab.

Die Fremden fühlten bald an dem schlaffen Regiment, daß Theodosius nicht mehr lebte, und sahen mit Freuden, daß Stiliko und Rufinus sich haßten; deswegen wurden sie übermüthig, und

Die Völkerwanderung.

traten mit neuen Forderungen und Ansprüchen hervor. Ueber die Westgothen, die unter dem Titel Bundsgenossen noch diesseits der Donau auf römischem Gebiete wohnten, herrschte jetzt Alarich, ein staatskluger und kriegerischer Fürst. Da man ihm was er verlangte nicht bewilligen konnte, so ward Krieg zwischen ihm und den Römern, und er faßte den kühnen Vorsatz, in Italien einzubrechen; doch mußte er diesmal vergeblich abziehen, denn Stiliko schlug ihn bei Verona. Dies geschah im Jahr 403. Das folgende Jahr ward Italien wieder von einem Schwarm von Fremden überschwemmt, der zahllos war wie der Sand am Meer. Es war, sagen die Erzähler, ein Gemisch vieler Völker, und man wußte nicht, woher sie kamen; doch meinte man, auch dies war eine Folge des Völkergedränges, das durch die Bewegungen der Hunnen und Alanen veranlaßt worden. Ihr Anführer hieß Radagaisus, und er führte sie langsam über den Padus und Apenninus, daß er auch die südlichen Länder einnähme und Rom gewönne und plünderte. Doch hielt ihn Fäsolä (jetzt Fiesoli) auf, eine hetrurische Stadt unter dem Apennin, eine halbe Meile von Florenz; diese lag sehr fest auf einer Berghöhe, und Radagaisus hatte sie berennt, und belagerte sie. Hier überfiel ihn Stiliko, der wieder ein Heer versammelt hatte, plötzlich, und schlug ihn aufs Haupt, und ward sein Name hinfort nicht mehr gehört. Die Römer erzählen, das ganze Gefild sei mit Leichen bedeckt gewesen, und sei fast keiner entronnen, und die Gefange-

nen, an die 80000 Mann, habe man so wohlfeil kaufen können, daß sie fast Schaafen und Kälbern gleich geschätzt wären.

Stiliko, damit er Alarich und Radagaisus bezwingen könnte, hatte aus Brittannien und von dem Rheinstrom fast alle Besatzungen weggezogen und die Gränzen entblößt. Seit den Jahren 406 und 407 finden wir also Gallien von einem Ende bis zum andern von mancherlei fremden Völkern durchstreift, die entweder über den Rhein gegangen oder einige vielleicht von Radagaisus Haufen durch die Alpen gegen Westen gewandert waren. Von diesen nahmen die Burgunder das Land ein um den obern Rhodanus und Arar (Rhone, Saone) und um das Gebirge Jura, wo ihre Nachkommen wohnen bis auf den heutigen Tag. Andere gingen weiter gegen Süden, und drangen über die Pyrenäen nach Hispanien, gerufen, sagt man, von einem verrätherischen römischen Landpfleger. Diese blieben in Hispanien sitzen, und besetzten das nordwestliche und südwestliche Land jenseits des Iberus, so daß den Römern nur blieb, was zunächst den Pyrenäen liegt, und an der südöstlichen Küste die festen Städte, welche von der See her Zugang hatten. Diese Völker theilten das Land unter sich, so daß die Sueven und Vandalen im Norden, die Alanen im Süden herrschten, und ein Theil Silinger und Vandalen die Seite besetzten längs dem Bätisstrom, der jetzt Guadalquivir heißt. Dieses schöne Land wird nach ihnen bis diesen Tag Andalusien genannt. Es ging aber siebenzehen Jah-

Die Burgunder Sueven ꝛc.

re später ein König der Vandalen mit einer kleinen Heerschaar über das Meer nach Afrika, geladen vor einem aufrührischen römischen Statthalter, dem Grafen Bonifacius, und eroberte binnen wenigen Jahren die schöne Küste von dem atlantischen Meere bis zu den Syrten und stiftete ein Königreich Vandalien, dessen Hauptstadt Karthago war. Aber dieses Reich währte nicht lange, denn nach hundert Jahren zerstörte es Belisarius, des konstantinopolitanischen Kaisers Justinian Feldhauptmann.

Die Westgothen in Italien und Südgallien.

Während dies hier vorfiel, gingen neue und schwere Schicksale über Italien und Gallien. Stiliko hatte den sinkenden Staat gehalten, wie er gehalten werden konnte. Dieser große Mann ward im Jahr 408 im Pallast zu Ravenna ermordet, wohin er gerufen war unter dem Schein, eine große Ehrenbotschaft nach Konstantinopel auszurichten. Dies geschah unter den Augen und mit dem Wissen des elenden Kaisers Honorius, der zu nichts taugte als aus dem Fenster zu gucken und Kapaunen zu füttern. Honorius war auch sein Eidam; aber nach des Vaters Tode verstieß er die Tochter. Auf die Nachricht von Stilikos Tode kam Alarich, der kühne Westgothe, wieder, und belagerte die Stadt Rom, welche mit schwerem Golde den Frieden kaufen mußte. Da Honorius ihm aber was ihm gelobt worden nicht hielt, sondern ihm Feinde in den Rücken zu locken suchte, so kam er das Jahr 409 grimmig zurück, rückte auf Rom, belegte die Stadt, und gewann sie in kurzer Zeit. Damit er Hono-

rius schreckte, setzte er einen elenden Weichling namens Attalus zum Gegenkaiser. Doch er stieß ihn das folgende Jahr wieder in den Staub, und nahm Rom mit Sturm ein, welche eine schwere Plünderung erlitt; doch fühlten die Römer sehr, daß die Gothen seit langer Zeit Christen geworden. Alarich handelte jetzt mit Honorius viel hin und her, welcher in Ravenna wie in seinem Kerker eingeschlossen saß, immer tückisch, immer treulos und hinterrückisch, wie alte Weiber von den Sternen hoffend, was Männer durch das Schwerdt gewinnen oder verlieren sollen. In des Westgothen großer Seele reifte ein kühner Plan, Sicilien und von daher Afrika zu gewinnen, denn er begriff, daß er Schiffe bedurfte, um eine weite Herrschaft am Mittelmeer fest zu halten: Herr einer Flotte konnte er auch Herr von Italien und Hispanien werden. Aber der Tod riß ihn aus seinen großen Entwürfen weg. Er starb in der Kraft seines Lebens Messina gegenüber. Da bereiteten seine Gothen ihm ein denkwürdiges Grab: sie leiteten, damit der Haß der Italier seine Gebeine nicht schändete, einen Strom ab, und begruben ihren König in seinem Grunde in voller Rüstung und mit seinem Streitrosse; dann ließen sie die Wasser wieder über ihn fließen. Der Strom, worin die Gebeine dieses großen Westgothenkönigs ruhen, heißt jetzt Busento. Adolf, Alarichs Gefreundter, führte das westgothische Volk im Jahr 412 aus Italien. Er vermählte sich mit Honorius Schwester Placidia, und nahm das schöne Südgallien ein jenseits des Rhodanus und

des östlichen Spaniens; und Tolosa ward der Sitz des westgothischen Reichs.

Etzel oder Attila, König vieler Völker. So wild und unglücklich, unter kleinen und großen Umwälzungen, draußen von dem Schwerdt der Barbaren, drinnen von unheilbaren Lastern angefochten, trieb der weströmische Staat gleich einem in Orkanen gescheiterten Schiffe mit seinen Trümmern umher, und über die letzten entarteten Sprößlinge unsterblicher Namen, über die letzten, unseligen Sklaven der Imperatoren ergieng ein furchtbares Weltgericht. Auch das oströmische Reich war nicht glücklicher, nur daß durch das Bollwerk des Hämus und durch Meere der Sitz seines Lebens den Barbaren unzugänglicher war. Dort wüthete seit fünf Jahren der große Hunnenkönig Etzel oder Attila, der von dem Don bis zur Donau gewaltig gebot: wann er sein Schwerdt, das sein Gott war, in die Erde stieß, so fielen hundert Völker in den Staub und Konstantinopel und Rom erbebten in ihren Grundfesten. Dieser gewaltige Mann wandte sich um das Jahr 450 gegen Westen, und wälzte wie ein wilder Bergstrom seine Völker vor sich her. Sein Weg hieß Vernichtnng; was nicht entfliehen konnte, mußte ihm folgen. So drang er verwüstend und zertrümmernd zwischen den Gränzen der Franken und Burgunder in Gallien ein, und gelobte nicht eher still zu stehen als am äussersten Meer. Doch stand er still an dem Liger (Loire), wo die Stadt Aureliani (Orleans) dem Verheerer einen unerwarteten Widerstand leistete. Das Schrecken dieser fürchterlichen Waffen und die gemeinschaft-

liche Gefahr des Unterganges vereinigten Rom und die Könige der Germanen. Aetius, der Römer Feldhauptmann, die westgothischen Könige aus Südgallien, auch Heerhaufen der Burgunder und Franken trafen mit Alarich auf den katalaunischen (Chalons) Feldern in einer mörderlichen zweitägigen Schlacht, worin die Hälfte der Streiter erschlagen ward. Die Westgothen verloren ihren König, welcher den Sieg entschieden hatte; Attila, der sehr geschwächt worden, zog wieder gegen Osten. Das folgende Jahr fiel er von neuem mit einem wilden und wüthenden Schwarm in Italien ein, wohin sein Ehrgeitz und Kaiser Valentinians üppige Schwester Honoria, die ihm einen Brautring gesandt hatte, ihn lockten. Auf dem Wege nach Rom erschrack er wunderbar und unbegreiflich vor dem Bischof von Rom, der ihm im feierlichen Aufzuge mit seiner Geistlichkeit und seinen Heiligthümern und dem Klange heiliger Hymnen entgegenzog, und kehrte eilends in sein Land zurück, und Rom war gerettet. Er starb bald darauf im Jahr 453, als er mit einem neuen Weibe eine Brautnacht feierte, wahrscheinlich vergiftet oder erstochen.

Dieser plötzliche Tod hinderte vielleicht, daß in Westeuropa nicht Mongolen herrschend wurden. Mit dem gewaltigen Attila starb auch der Hunnen Glück, welche er zu neuer Macht und Ehre erhoben hatte. Seine Nachfolger wütheten in innerer Zwietracht gegen einander, die fremden Völker rissen sich los, und nach zwanzig Jahren ward das Hunnenschrecken nur noch als eine

Vergangenheit gehört; das Volk verlor sich unter andern Völkern oder entwich auch weiter gegen Osten. Italien ward indessen bald wieder von einem eben so schlimmen Feinde heimgesucht, als Attila hätte werden können, von dem Könige der Vandalen Genserich, von welchem wir erzählt haben, daß er im Jahr 429 nach Afrika ging und dort ein kurzlebendes vandalisches Reich gründete. Der Sieger von Katalaunum Aetius war von Valentinian ermordet, wie Stiliko von Honorius; den Kaiser traf bald gleiches Schicksal, und seine Gemahlin Eudoxia, damit sie an Petronius Maximus, der ihren Gemahl erschlagen und sich auf seinen Stuhl gesetzt und in ihr Bett gelegt hatte, den Tod des Kaisers rächte, rief Genserich aus Afrika übers Meer. Dieser kam mit großem Zeug, belagerte und eroberte Rom, und ließ seine germanischen und afrikanischen Barbaren plündern. Dies ward die eigentliche Plünderung Roms, eine so scheußliche, daß man bei ihrer Erzählung doch über das Schicksal der Stadt weinen mögte, die über den Untergang anderer nie Erbarmen gefühlt hatte. Die Ehren, Leben, und Güter der Menschen, die Tempel und Altäre, die alten und die neuen Götter, jedes Alter, jedes Geschlecht wurden geschändet, geplündert, verwüstet, und auf ganzen Flotten schiffte Genserich den Raub ein. Aber die alten Götter Roms schienen noch einmal zu erwachen: Karthago sollte nach seinem Tode keinen glänzenden Triumph über Rom feiern. Stürme zerstreueten und zertrümmerten den größten

Theil der Flotte, über die Denkmähler der Kunst und die Heiligthümer der Menschen rollen jetzt die Wellen des mittelländischen Meeres hin; Genserich entkam mit wenigen Räubern nach Afrika.

So lag Italien um die Mitte des fünften Jahrhunderts da, entehrt, zertreten, verwüstet. Seine sibyllinischen Bücher waren geschlossen, seine Augurien weißagten nicht mehr; das Vergangene konnte kein Gott wieder beleben. Ein geistliches Rom, ohne Schwerdt gewaltiger als das weltliche, sollte 600 Jahre später unter Gregor dem Siebenten den Erdball beherrschen. Was jenseits der Alpen und des adriatischen Meers lag war verloren; es diente fremden Völkern oder den griechischen Römern in Konstantinopel, welche vom Tage zu Tage mehr Fremden gleich wurden. Afrika war vandalisch, Hispanien suevisch und westgothisch, Gallien größtentheils westgothisch und burgundisch geworden; Brittannien hatten seit dem Jahr 449 die gegenüber wohnenden Angeln und Sachsen besetzt, und kriegten mit den Eingebohrnen, wer dienen oder herrschen sollte. Die letzten traurigen Tage Roms und der Wechsel seiner unwürdigen Regenten waren noch mit Verbrechen und Schanden bezeichnet, die seit fünf Jahrhunderten auf diesem klassischen Boden klassisch geworden waren. Endlich kam der Mann, der auch den letzten Schatten der Herrschaft von seinem schuldigen Haupte nehmen sollte. Dies war Odoaker, König der Rugier und Heruler und Bundsgenössischer Feldherr der Römer. Dieser stieß im Jahr Christi 476 den jungen Kaiser Ro-

Ende der Herrschaft Roms. J. Chr. 476.

mulus Augustulus von dem Thron, und setzte sich selbst darauf.

Ludwig der Franken König wird Herr von Gallien im J. 486 2c.

Sonderbar genug zehen Jahre länger als Rom dauerte in Nordgallien ein kleiner Staat fort, dessen römischer Statthalter Siagrius hieß, über dem Liger und um die Sequana (Loire, Seine) immer enger eingeklemmt, westlich von Britten in Armorikum, östlich von Burgundern, nördlich von Franken. Wir kommen nun auf die Franken, welche in diesen Gegenden und auch in den Ländern über dem Rhein bis an die Elbe und den Inn binnen drei Jahrhunderten die Herren werden sollten. Dieses große Volk, wahrscheinlich aus mehreren germanischen Völkerschaften mit einem neuen gemeinschaftlichen Bundesnamen erwachsen, hatte seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts sich den Römern furchtbar gemacht und bei der nachherigen Schwäche Roms sich in dem westlichen Belgien zwischen der Maas und der Schelde immer weiter ausgedehnt. Doch war es fast eines der spätesten Völker, die in den schlecht vertheidigten oder verlassenen römischen Landen Reiche zu gründen wagten. Diese Erscheinung läßt sich theils aus seinen innern Verhältnissen, theils aus der Gelegenheit des Landes, worin es wohnte, erklären. Die Franken, wiewohl ein mächtiges und zahlreiches Volk, waren wieder in viele Stämme getheilt, deren jeder seinen eignen König oder Fürsten hatte. Dies, was die Freiheit im Innern vielleicht beförderte, minderte die Macht nach aussen hin: nur große Gefahr verband das ganze Volk zu gemeinschaftlicher Ver-

theidigung, damit sie fremde Angriffe abwehrten; Fremde von selbst anzugreifen und ihr Land zu erobern dazu waren sie schwer zu gewinnen. Auch die Gelegenheit ihres Landes hielt sie länger als andere in ihrem alten Zustand fest. Die Völkerstürme, die über den Rhein einherbrauseten, erschütterten sie fast nicht; denn sie fuhren zwischen dem Rhein und dem Ardennerwalde, der ihre östliche Seite deckte, nach dem Süden hinunter. Südlich vor ihnen hatte Gallien die festeste Gränze, die nicht leicht zu durchbrechen war; denn die Römer, lange von ihren Anfällen geneckt, hatten eine ganze Reihe Festungen gegen sie aufgeführt. So saßen sie freiwillig, zufällig, und gezwungen still, bis, als die Zeit zur Aerndte reif war, in Chlodwig oder Ludwig, einem ihrer Fürsten, ein Mann gebohren ward, der sie zu einem großen Volke machen sollte. Dieser Ludwig hatte wie die meisten Eroberer seelen mehr von Satan als von Gott. Alle Wege, wenn sie nur zur Herrschaft führten, däuchten ihm gleich gut: durch Tapferkeit, Hurtigkeit, Klugheit gewann er das Volk, durch Gift, Dolch, Verrath rottete er die Fürsten der Stämme aus, und ward auf solche Weise Alleinherrscher aller Franken. Als so der Weg gebahnt war, da hielt er sich nicht auf, sondern führte Schlag auf Schlag seine großen Entwürfe durch.

Die Westgothen in Hispanien.

Zuerst schloß er, damit er den Rücken sicher hätte, ein Bündniß mit den Britten, die seit lange in Armorikum zwischen dem Liger und der Sequana an den Küsten saßen, und jüngst, da die

Sachsen Brittannien überwältigten, von daher viele Verstärkung an Volk erhalten hatten. Darauf griff er den römischen Landpfleger Siagrius an, dessen nordgallischer Staat bis an seine Ardennen stieß, schlug ihn bei Sigdunum (Soissons) aufs Haupt, und nahm das letzte romanische Land ein bis an die Gränzen der Westgothen, und theilte es unter seine Franken. Diese entscheidende Schlacht war im Jahr 486, zehen Jahre nach Romulus Augustulus Absetzung. Alsbald nach dieser Schlacht mußte Ludwig mit seinem siegreichen Heere gegen die Allemannen ziehen, die, des Glückes ihrer Feinde der Franken eifersüchtig, in ihr Land einzufallen droheten. Bei Zülpich unweit des Rheins trafen die beiden Völker wüthend auf einander, und stritten mit scharfer Erbitterung; denn es galt um die Herrschaft. Schon wankte der Sieg zu den Allemannen hin; da that Ludwig das Gelübde, wenn Gott ihm Sieg verleihe, Christ zu werden und sich taufen zu lassen, und in demselben Augenblick wichen die Allemannen wie vom Schrecken Gottes ergriffen, und die Kraft ihres Volkes blieb auf dem Wahlplatz. Ludwig ließ sich taufen und mit ihm dreitausend Franken. Er ward hinfort der Allerchristlichste König genannt, und auch seine Nachfolger nannten sich so, aber sie waren es nicht; die Allemannen aber wurden den Franken zinsbar. Bald fühlten auch die Britten in Armorikum, daß man schwerlich frei bleibt, wenn man Einen Nachbarn über alle mächtig werden läßt. Auch über die Westgothen gewann Lud-

wig im Jahr 507 eine große Schlacht und erweiterte sein Land bis an die Garunna und die Sevennen. Jene aber, von ihm gedrängt, rückten immer tiefer in Hispanien hinein, wo sie endlich seit dem Jahre 585 des ganzen Landes Herren wurden, so daß auch das suevische und vandalische Spanien zuletzt ein westgothisches genannt ward. Daß der Eroberer Ludwig nicht noch weiter um sich griff und alle seine Nachbarn beraubte, das hinderte der weise und kriegerische König der Ostgothen Dietrich. Dieser Held heißt von seinem Siege bei Verona auch Dietrich von Bern, und, in Liedern und Mährchen vielfältig besungen und erzählt, lebt er als eine mythische Heldengestalt seines Volkes in den Sagen und Gesängen der meisten Germanen unsterblich fort.

Die Ostgothen und Longobarden in Italien, Jahre Chr. 492 und 568.

Nachdem die große Herrschaft der Gothen durch Hermanrichs freiwilligen Tod und Vidimers Niederlagen zerfallen war, hatte sich das Volk der Ostgothen an und in die Karpathen gezogen. Nach Attilas Tode saßen sie über der Donau in einem Theil Pannoniens; bald gingen sie unter ihren Königen auch über die Donau, wo sie wechselsweise Feinde oder Bundsgenossen der Oströmer weideten. Dietrich, der Sohn eines ihrer Könige, ward unter diesen Verhältnissen als Geißel nach Konstantinopel geschickt, wo der Jüngling die Ränke und Künste lernte, wodurch Herrschaften wachsen und vergehen, aber nicht die Laster, welche rohen Menschen gefährlicher sind als gebildeten. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Oheime ward er alleiniger König, und ließ

sich von dem Kaiser in Konstantinopel Italien anweisen, daß er es besäße als sein Erbe und es einnähme als einen Sold für geleistete Dienste oder als Bezahlung schuldiger Hülfsgelder: denn die in Konstantinopel waren froh, daß ein so mächtiger König weit wegzog von ihren Gränzen. Er machte sich denn auf mit seinen Gothen, zog von der Donau nach Süden, ging durch die Alpen, und hielt bei Verona die erste Schlacht mit Odoaker, die er gewann; die zweite war bei Pavia, worin er Odoaker belagerte; im Jahr 493 ergab sich Odoaker ihm nebst der Festung Ravenna, und ward ermordet. So endigte das Reich der Heruler und Rugier im siebenzehnten Jahr ihrer Herrschaft, und die Ostgothen wurden die Herren Italiens.

Dietrich beherrschte sechsunddreißig Jahre mit Weisheit und Kraft einen großen und schönen Staat, der in Südeuropa vielleicht noch leben würde, hätte er einen Nachfolger gehabt, ihm an Tugend gleich, der eben so lange regiert hätte. Italien, die schönen Alpenländer, was in Südgallien die Rhone umschließt, und ein großer Theil der Länder, die damals Norikum, Pannonien, und Illyrikum genannt wurden, bis an die Donau ehrten Dietrich als ihren Herrn. So hoch ragte seine Tugend über alle seine Zeitgenossen, daß sein bloßes Wort Frieden und Krieg gebot und daß die fernsten Völkerschaften ihn als Freund und Schiedsrichter und Rath mit Botschaften suchten oder mit Geschenken ehrten. Dieser große und weise König starb im Jahr 526, und mit ihm

starb der Ruhm seines Volkes. Siebenundzwanzig Jahre voll Getümmel, Verrath, Aufruhr, und Mord folgten auf seine schönen Zeiten, und in einem Kriege voll der ungeheuersten Wechsel und Thaten wurden die Gothen durch griechische Tapferkeit und Hinterlist und durch ungermanische Treulosigkeit ihrer fränkischen Nachbarn nicht besiegt, sondern ausgerottet. Ihre Rache und ein großes Gebiet ihres Landes nahmen funfzehen Jahre nach ihrem Untergange die Longobarden, ein tapferes und wildes germanisches Volk, nach welchem das obere Italien zum Theil heute noch die Lombardei genannt wird.

Ludwigs des Franken Nachkommen.

Ludwigs des Franken Geschlecht war des Vaters würdig. Durch die scheußlichsten und unerhörtesten Gräuel, durch alles, was Wohllust, Verrath, Mord, Hinterlist, Schändliches und Grausames haben, wüthete dieses durch solche Künste gestiftete Herrscherhaus in seinen eigenen und in des Volkes Eingeweiden fort, bis die letzten des Geschlechts durch die Schanden der Väter so ermattet waren, daß sie nicht einmal Verbrechen begehen konnten. Alle Uebergänge, wo die Völker den rohen Zustand mit einem mehr künstlichen und gesitteten vertauschen wollen, sind mit Kämpfen zwietrachtiger Kräfte und mit Verbrechen bezeichnet: auch die Griechen hatten ihre Gräuel der Kadmiden und Atriden. Aehnliches muß man auch den Franken verzeihen; nicht aber das, daß auch ihre erste Geschichte die Geschichten aller andern Germanen an Verruchtheit übertrifft. Man sieht die Bartholomäusnächte, die Septemberta-

ge, die gefühllose Tyrannei, die staubleckende Knechtschaft frühe vorgebildet. Doch will die alberne Welt noch nicht glauben, was schon vor dreizehn Jahrhunderten offenbart ist. Nach vielfachen Familiengräueln, Schändungen, und Zersplitterungen des Staats und des Volkes wuchs Ludwigs Reich auch nach seinem Tode noch durch die uralte Treulosigkeit der Franken und durch die Schwäche der einzelnen Völker, die sich nicht zu verbinden wußten. Schon seine Söhne wurden durch den verruchtesten Verrath Herren aller Burgunden, deren verschwiegertes Königshaus sie vertilgten; nach Dietrichs von Bern Tode nahmen die Franken von den Ostgothen das Land zwischen der Rhone und den Alpen; jenseits des Rheins waren die Allemannen schon seit Ludwig dem Ersten zinsbar; in den folgenden Zeiten wurden die Hermunduren in Franken, auch die Katten und Thüringer besiegt; mit den übrigen germanischen Völkern bald Kriege, bald Stillstände, immer wechselndes Glück.

Pipin und seine Nachkommen. Aber im Innern zerfiel das große Frankenreich völlig, und wäre durch Zerrüttung des Regiments, durch Ungehorsam der großen Vasallen, durch Sklaverei des kleinen Volkes, und durch Untugend und Faulheit der Herrscher gewiß untergegangen, hätte die Vorsehung in einem neuen Stamm nicht neues Leben erweckt. Dies war das Haus Pipins von Herstall, der Major Domus oder Reichsverweser des Frankenlandes war, sich von dem großen Bischof Arnulf von Metz herleitete, und um die Maas in der Gegend von Aachen

und Lüttich große Besitzungen hatte. Dieses Haus hatte — was selten ist — in Einer Reihe vier große Männer, deren Tugend und Geschicklichkeit es zu einer Größe der Macht und des Ruhms emportrieb, die noch kein germanisches Fürstenhaus erreicht hatte. Schon die beiden ersten, Pipin und sein Sohn Karl Martell, regierten das Reich ohne den Königsnamen, als ob sie Könige waren. Karl Martell verehrte das ganze christliche Europa als seinen Retter, weil er die muhammedanischen Saracenen schlug, die zugleich von den Pyrenäen und vom mittelländischen Meere und dem Archipelagus her den Westen überschwemmen wollten. Karl Martells Sohn, Pipin der Kleine, stieß endlich den letzten Schattenkönig der Merovinger vom Thron, und setzte sich darauf. Daß das Unrecht geheiligt würde, dazu stand ihm der heilige Bonifacius bei, welcher der Apostel der Teutschen hieß, und der Pabst, der ihn und seine Söhne zu St. Denis bei Paris salbte. Diese Salbung geschah im Jahr 754. Der Pabst aber bedurfte sein gegen die Longobarden, die den Bischof, der nach der Herrschaft der Welt trachtete, zwingen wollten, Unterthan zu seyn.

Karl der Große v. J. 770 bis 814.

Auf Pipin folgte im Jahr 770 sein Sohn Karl, ein Eroberer und Zusammenwickler der Völker, der wegen seiner großen Eigenschaften Karl der Große genannt worden ist, nie zu entschuldigen wegen der Art, wie er das verwandte Haus der Longobarden ausrottete, wie er die Söhne seines Bruders Karlmann verschwinden ließ — auch traf dieser Fluch sein Haus — wie er den

Herzog der Baiern Thassilo in den Kerker brachte; aber sehr zu loben, daß er viel Böses, das er thun durfte, nicht gethan hat. Sein Leben ist ein ewiger Krieg, den er zuerst selbst, dann meist durch seine Feldherren und Söhne führte; aber doch arbeitete er daheim und im Innern seiner weiten Herrschaft tüchtig und unablässig an seines Lebens großem Entwurf, ein gewaltiges germanisches Reich zu stiften, das alle Völker dieses Stammes, die auf dem festen Lande Europens wohnten, umfassen sollte. Auch hatte er sie alle seinem Scepter unterworfen, bis auf die Skandinavier auf den nördlichen Inseln und Halbinseln, und bis auf die Westgothen, die er den Arabern nicht abgewinnen konnte. Dieses Reich sollte ächt germanisch werden und bleiben; denn Karl war kein romanisirter Franke, sondern ein germanischer, und hielt vor allen seinen Zeitgenossen auf des Volkes Ursprache, Sitten, und Weisen. Aber ihm ist es ergangen wie allen Welteroberern, entweder weil Gott die Eitelkeit aller menschlichen Dinge immer in dem Sturz des Glänzendsten beweisen will, oder weil so große Staaten als Karls nicht bestehen dürfen, als welche Ungerechtigkeit, Knechtschaft, und Faulheit in ihnen eingewickelt tragen. Die Keime dieses großen Staats, die zu Einem Leben zusammenwachsen sollten, waren zu ungleich, die Anziehungen und Abstoßungen ihrer Triebe zu gewaltsam, endlich Karls Nachfolger zu unfähig, als daß sie seinen großen Bau hätten weiter führen, geschweige denn erhalten können; denn was nicht weiter

geführt werden kann, das kann auch nicht erhalten werden, es muß sterben.

In den Jahren 773 und 774 besiegte Karl zuerst die Longobarden, und ward Herr von ganz Italien bis auf die südöstlichen Küsten und Sicilien, wo Griechen und Saracenen herrschten: seinen Schwäher Desiderius und dessen Kinder stieß er in Klostermauren, wo sie von dem Angesicht des Lebens verschwanden. Durch ähnliche Künste machte er das mächtige und wenig gehorchende Volk der Baiern völlig abhängig. Aber mehr als dreißig Jahre und zahlreiche Heere und geliebte Feldherren kostete ihm der schwere und blutige Krieg mit dem tapfern Volke der Sachsen, das er durch Gewalt der Waffen zu seinen Unterthanen und zu Christen machen wollte. Diese Sachsen bewohnten den heiligen Boden, wo einst die Marsen, die Katten, die Cherusker, die Chauken, die Brukterer so tapfer und unbezwinglich für die Freiheit gestritten hatten, wo Varus erschlagen war, wo Arminius gefochten hatte, worauf Drusus und Germanikus mehr als einmal geflohen waren. Es lebte in den Urenkeln noch das alte Feuer, die alte göttliche Wuth für die Freiheit, welche die Urväter so groß und so glücklich gemacht hatten. Schon die Merovinger in früheren Zeiten, jüngst noch Karl Martell und Pipin der Kleine hatten sich an diesem freien Lande und seinen kriegerischen Bewohnern oft vergeblich versucht; ihre Unabhängigkeit blieb unangetastet, nur ein Theil der Friesen war dienstbar und christlich geworden. Auch endigte

dieser lange dreißigjährige Krieg nicht mit der Unterjochung der Sachsen, (wozu Friesen, Engern, Ost = und Westfalen gehörten) sondern nur mit ihrer Anschließung an das große Karolingische Reich. Sie wurden ein Theil desselben, und ließen sich taufen, aber behielten größtentheils ihre Gesetze, ihre Verfassung, und ihre eigenen Fürsten.

Nicht so lange, aber auch oft zweifelhaft und gefährlich, wurde im äußersten Osten mit den Avaren und im untersten Westen mit den Saracenen gekriegt. Die Avaren, ein wilder asiatischer Stamm, hatten sich längs den Karpathen und der Donau den alten Völkerweg von Osten nach Westen gezogen und das schöne Land um die Donau besetzt, wo seit vier Jahrhunderten so viele Völker sich hin und her getrieben hatten und noch einige Jahrhunderte hin und her treiben sollten, ehe es ruhig werden konnte. Von hieraus fielen sie mit leichtberittenen Schaaren gleich den alten Hunnen häufig in die westlichen und südlichen Länder, raubten Silber und Gold, schleppten Menschen und Vieh weg, und verwüsteten das Land. Diese schlug endlich Karls Sohn Pipin an der Theiße aufs Haupt, und der Westen hatte Ruhe: Die Raab ward die östlichste Gränze der Karolingischen Monarchie. Kaum durch die ganze Gewalt des großen Karls, der von seinem tüchtigen Zuschlagen den Beinamen der Hammer erhielt, waren die Saracenen abgehalten worden, daß sie nicht unwiderstehlich bis an den Rhein und die Donau vordrängen. Diese, die aus Asien

in Afrika eindrangen und bald die ganze Küste bis an den atlantischen Ocean überschwemmten, gingen im Jahr 711 über die herkulische Meerenge, die jetzt die Meerenge von Gibraltar heißt, schlugen die spanischen Westgothen bei Xeres de la Frontera in einer heißen Schlacht, und erschlugen ihren König Roderich, und standen das folgende Jahr schon siegreich auf den Pyrenäen, ja an den Sevennen und an der Garunna, den äussersten Gränzen der Westgothen. Auch nach Karl Martells Siegen und unter seinem Sohn Pipin saßen sie immer noch in diesen festen und gebirgigten Gegenden, und mehr als zwanzig Jahre hat Karl der Große mit ihnen gekriegt, und nicht mehr gewonnen als die sogenannte Spanische Mark, die etwa zehen bis funfzehen Meilen weit jenseits der Pyrenäen laufen mogte. Wie hartnäckig, tapfer und ritterlich, mit welchen Abentheuern, Zweikämpfen, und ungeheuren Wechseln des Glücks und Unglücks hier gefochten seyn muß, das bezeuget am besten, daß dieser Feldzug gegen die Saracenen zum Mährchen geworden ist und daß die Berge und Schluchte der Pyrenäen und die Thäler von Ronceval das Feld sind, worauf sich die Riesenstärke von Karls Neffen Roland und der Muth der übrigen Paladine herumtummelte. Große Thaten des Heldenmuths scheinen einmal auf diese heilige Gegend vererbt zu seyn.

Was Karl sonst im Innern seines Reichs für Einrichtungen machte, wodurch er ein gewaltiger Herr und Gebieter war; wie er die großen Tage und Versammlungen des Volkes hielt; wie er das

Heer versammelte und ordnete; wie er durch seine Verwaltungsart die Großen abhängig und die Kleinen zufrieden machte; wie er alle Theile seines weiten Staats überschauete und die Befehlshaber und Verwalter schlau und streng belauschte; wie er selbst die Priester beherrschte — dies und was die Sitten, die Gesetze, die Religion, die Bildung, und Ordnung des Volkes, den Ackerbau, die Haushaltung, und überhaupt den Zustand des Landes angeht, wäre hier zu weitläuftig abzuhandeln. Was davon den Theil des germanischen Volks, bei welchem wir bald allein stehen bleiben, berührt, das werden wir zu seiner Zeit erzählen. Endlich, daß Karl sich vierzehn Jahre vor seinem Tode im Jahr 800 zum Kaiser von Rom krönen ließ, bedeutete für die Meinung der Welt viel, für die Macht wenig. Wie viel es dem Volke, welches wir bald im engeren Sinn unser Volk nennen müssen, bedeutet hat, werden wir weiter unten lernen.

Ludwig der Fromme J. 814 bis 840.

Karls des Großen Sohn Ludwig war nicht bestimmt gewesen das Scepter und den Degen zu führen; sein Gemüth zog ihn zu geistlichen Dingen, und er wandte sich nur zu den weltlichen, als seine Brüder vor dem Vater hinstarben. Er führt in der Geschichte den Beinamen des Frommen, ein Beinamen, der bei Ludwig kein Lob bedeuten soll; man könnte ihn übersetzen: der keinem was zu Leide thut, der sich alles gefallen läßt. Seine sechsundzwanzigjährige Regierung von 814 bis 840 war ein einziges Gewebe von Schwäche und Unglück, wozwischen sei-

ne zweite Gemahlin Judith, seine Söhne, und die Priester die Spieler waren. Weil er nicht herrschen konnte, so wollte jeder herrschen, der Staat wankte schon nach allen Seiten, und da Ludwig ihn überdies unter seine Söhne theilte, so war vorher zu sehen, daß die schwachen Bande, die das Lose zusammenhalten sollten, bald zerreißen würden.

Teutschland ein besonderes Reich.

In drei Theile ward das große Frankenreich getheilt, und der König des nordöstlichen Theils, das der Franken Volk hinfort Allemannien, seine Bewohner mit einem alten Namen Teutschland nannten, ward Ludwig des Frommen zweiter Sohn, welcher Ludwig der Teutsche genannt wird. Unter ihm und seinen Söhnen setzte sich die westliche Gränze fest längs den Ardennen und dem Vogesus bis ans Meer hin: die Sitze der alten Belgen wurden wieder teutsch. Die Franken aber wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr ungermanisch und gallisch und römisch: Sprache, Gemüth, Sitte, dann der Haß baueten eine Scheidewand zwischen Ländern, die für Einen Herrn zu groß waren. Glücklich für Beide, wenn sie nie überschritten wäre! Teutschlands andere Gränzen aber wurden in dieser Zeit noch nicht fertig. Im Norden über der Elbe und im Osten jenseits der Saale und des Böhmerwaldes wohnten unbezwungene Wenden und Slaven, welche seit der Völkerwanderung, die den Norden ausleerte, dort eingerückt waren; und im Südosten löseten Avarer, Slaven, Magyaren einander in der Herrschaft ab, und waren mit den Normännern,

die von den Inseln und Halbinseln der Ostsee kamen, im neunten und zehnten Jahrhundert eine arge Plage Teutschlands. Das Königreich Teutschland war schwach durch seine Zusammensetzung, und durch seine Könige, auf welchen der Fluch der Gräuelthaten Karls ruhete. Der letzte Karolinge auf dem teutschen Thron war Ludwig das Kind, der im Jahr 911 starb. In Frankreich endigten die Karolinger sechsundsiebenzig Jahre später, noch elendiger als in Teutschland.

Teutschlands sächsische Könige und Kaiser J. 918-1024.

Die Teutschen schufen sich nun Könige aus ihrem Volke, und Gott gab ihnen tüchtige Männer, die das Land löblich regierten, die Feinde des Reichs schlugen und bezwangen, und die Gränzen erweiterten. Nach Konrad dem Franken, der das Reich nur sechs unruhevolle Jahre regierte, herrschten in Teutschland vom Jahr 918 bis 1024 über ein Jahrhundert Könige und Kaiser aus sächsischem Stamm. Heinrich der Erste, der auch Heinrich der Vogler heißt, war ein weiser und siegreicher Herr, wie auch sein Sohn Otto der Erste; die drei letzten waren mittelmäßige Männer. Heinrich kriegte glücklich gegen die Slaven und Normänner, die er selbst in Jütland heimsuchte. Daß er die Magyaren oder Ungarn noch bei Merseburg aufs Haupt schlagen mußte, beweist, wie fürchterlich diese Krieger für Teutschland waren. Gegen sie bauete er Städte und Festen, schuf sich eine hurtigere Reiterei, und stiftete im Reiche viele löbliche Ordnungen und Einrichtungen. Sein Sohn Otto der Erste trat in seine Spuren, und hielt das Regiment tüch-

tig zusammen; er bezwang die Aufrührer im Innern, bändigte die Wenden und Slaven, stiftete Markgrafschaften gegen sie, und schlug die Ungarn im Jahr 955 in der Schlacht am Lech dergestalt, daß sie Teutschlands Gränzen nimmer wieder zu beunruhigen wagten; noch zeigt der Urenkel dem Wanderer in Franken und an der Donau Gefilde, die Hunnenfelder genannt werden. Seit dieser Schlacht blieben sie in ihrem Lande, und ließen sich taufen: Teutschland erhielt gegen Südosten seine feste Gränze.

Aber nach Süden gab Ottos Regierung dem Volke einen neuen Zug, der drei Jahrhunderte gewaltig, nachher leiser auf die beiden Länder wirkte, und dessen letzte äußere Verhältnisse erst vor wenigen Jahren aufgelöst sind. Karl der Große hatte sich im Jahr 800 die Kaiserkrone aufgesetzt; seine Nachkommen trugen diese Krone nicht mit seiner Würde beinahe hundert Jahre; dann ging sie fast ohne Glanz von einem Haupte auf das andere zwischen lombardischen und burgundischen Fürsten wechselnd hin und her, bis Otto um die Mitte des zehnten Jahrhunderts sich das Königreich Italien unterwarf und im Jahr 962 sich in Rom als Kaiser ausrufen ließ. Seit diesem Tage haben die Könige von Teutschland auch Könige von Italien und römische Kaiser geheißen bis auf das traurige Jahr 1805. Manche haben über diese Verbindung zwischen Teutschland und Italien geklagt, und behauptet, sie habe dem teutschen Volke geschadet, seine Kraft zersplittert, jenseits der Alpen viel teutsches Blut umsonst

vergossen, und zwischen so verschiedenen Völkern und zwischen Kirche und Staat viele vergebliche Kämpfe und Zwietrachten gestiftet, die glücklicher vermieden wären. Wie ruhig in sich selbst geschlossen habe Teutschland seinen Boden bebauen und sein Gemeinwesen verwalten können ohne diese immer erneuerten Arbeiten und Versuche, die Herrschaft hinaus zu treiben, wohin sie nicht durfte! Klagen mehr wohl gemeint als weise. Man kann auch zeigen, wie diese Reibungen mit dem Süden auf Teutschland wohlthätig zurückwirkten und seine Trägheit aus dem Schlafe aufschüttelten; wie auch vieles, was nicht vergeblich war, über die Alpen ging und zurückkam. Selbst der Name Kaiser und Schirmherr der Kirche blieb für Teutschland lange von hoher Bedeutung: es ziemte den Germanen, die in sich rein und ungemischt geblieben waren, vor ihren Brüdern die höchsten Ehren zu tragen und selbst mit der Kirche am verderblichsten zu kämpfen; von ihnen ging später der Sturz der alten Kirche aus, ihre, der gemüthvollesten und geistigsten Europäer, Arbeit wird es künftig sein, eine neue unvergänglicher wieder zu begründen. — Auch soll man nicht vergessen, daß Teutschland solcher Kämpfe bedurfte; nachher fand es leider zu wenig Kampf, und ward schwach, da die andern Völker sich durch Wechselkämpfe stärkten.

Dies waren Heinrichs und Ottos des Ersten äußere Thaten. Ihre Nachfolger herrschten auf ihrer Größe fort, nicht mit ihrem Geist: Händel mit den Großen und mit Rom und den Päbsten

und unbedeutende Kriege mit den Slaven und Saracenen sind für unsere Geschichte zu klein.

Zustand des teutschen Volkes u. Landes im neunten u. zehnten Jahrhundert.

Nach diesem flüchtigen historischen Ueberblick thun wir einen Sprung zurück, und sehen, wie der Zustand des Landes und Volkes war von dem Ende des achten bis zum Anfang des elften christlichen Jahrhunderts; wie das Christenthum das Heidenthum abgelöst hatte; was die Priester waren; was der König; was die Fürsten und Großen; wie die Freien und Halbfreien und Knechte zu einander standen; was die Städte bedeuteten und die Bürger in den Städten; wie die Bewaffnung geordnet, und wie der Kriegsdienst geleistet; wie die Gerechtigkeit geübt und wie die Regierung verwaltet ward. Viele Fragen, worauf wir nur schlecht antworten können, weil in den Anfängen dieses jungen Staates vieles verworren, manches überhaupt unbestimmt und dunkel seyn oder uns wenigstens so überliefert werden mußte, da das Meiste nicht nach geschriebener, sondern nach herkömmlicher Ordnung geübt und verwaltet ward, und gar vieles nur aus früheren Aehnlichkeiten oder späteren Andeutungen und Beziehungen einzeln aufgelesen werden muß. Denn diejenigen begehen in der teutschen Geschichte einen großen Irrthum, welche die älteste Geschichte des fränkischen Reichs von Ludwig dem Ersten bis Karl den Großen und selbst die Geschichte desselben zu Karls des Großen und Ludwigs des Frommen Zeit auch auf das Land anwenden, welches nachher Teutschland hieß und von seinen besonderen Königen regiert ward. Aehnlichkeiten

sind allerdings da und Beziehungen, die aus früherer Gleichheit der Bildung und aus Verwandschaft des Stammes entsprangen; manche Einrichtungen, die aus alten germanischen Gebräuchen und überhaupt aus dem vormals gleich rohen Zustande hervorgingen; manche Erscheinungen beiden gemein, welche alle Völker bei dem Uebergange zu einem mehr künstlichen Leben offenbaren; anderes, was das gemeinschaftliche Christenthum bei den meisten Völkern gemeinschaftlich erzeugte. Dergleichen täuschet leicht, das fränkische und das teutsche Wesen fast für einerlei zu nehmen, da doch weder das Land noch der Himmel noch die äußeren Gelegenheiten und Verhältnisse noch endlich — was so viel bedeutet — die Zeiten zusammentreffen. So daß man sich — was viele nicht gethan haben — sehr hüten muß, das Ungleiche für gleich und das Entfernte für gleichzeitig zu halten.

Denn als die Franken Gallien eroberten, war es schon seit lange ein geordnetes und angebauetes Land gewesen, freilich in den letzten Jahrhunderten arg verwüstet und verheert, doch mit der wilden und rohen Natürlichkeit des alten Germaniens jenseits des Rheins keinesweges vergleichlich. Dies und seine mehr südliche Lage gab ihm einen viel milderen Himmel und natürlich manche Triebe und Reitze, die jenseits nicht sein konnten. Schon dies mußte zwischen denen, die diesseits und jenseits wohnten, eine große Verschiedenheit erzeugen; größer ward die Verschiedenheit der beiden Völker durch die Gelegenhei-

ten und Verhältnisse. Die Franken eroberten nicht allein das Land, sondern auch die Menschen, die darin wohnten, und diese waren gewiß zweimal so zahlreich als sie selbst. Diese, ein Gemisch aus Galliern und Römern, — wir können sie Romanen nennen — wurden unter die Eroberer getheilt als mehr oder minder dienstbare Knechte, so daß von dem Könige der Franken herab bis auf den geringsten der Freien ein jeder sein Loos Land und Leute bekam. In dem Lande selbst fanden sie Reste alter Bildung und Verfeinerung, mehr Reste alter Sklaverei und Verdorbenheit; sie fanden eine Lebensweise und eine Sprache ganz anders als die ihrigen; sie fanden — was das Größte war — das Christenthum, und nahmen es an. Alles dies, bloß gehört, nicht einmal einzeln näher erwogen, welche unendliche Verschiedenheit zwischen den Franken und Teutschen, welche Menge von Reitzen, Strebungen, Verführungen, Kämpfen, und Entwickelungen mußte es geben und herbeiführen, die jenseits des Rheins ganz anders oder nie gekommen sind! Die Franken brachten ihre Leibeigenen mit, sie bekamen eine große Menge gallischer; sie lernten manche Gelüste und Genüsse früher kennen, als ihr Gemüth eine geistige Stärke gewonnen hatte, sie zu beherrschen; sie wurden mit einem fremden Volke gemischt, das sie freilich Knechte nannten, aber das sie an Listen und Geschicklichkeit eben so sehr übertraf, als es ihnen an Tapferkeit und Tugend nachstand, und mußten in diesen, mit der Tracht der Kanzler und Minister oder mit der priesterli-

chen Tiara geschmückt, bald wieder ihre Herren erkennen; nach ein paar Jahrhunderten banden schon Befreiungen der Knechte, gegenseitige Vermählungen, Zusammenschmelzung der Sitten, Zusammenfluß der germanischen und gallischen Sprache die Eroberer und die Eroberten mehr zusammen. Hier also frühere Verdorbenheit, frühere Streite mit Sünden und Verbrechen, mehr Uebermuth und Verruchtheit bei der größeren Zahl der Knechte, und bei der Meinung, der Romane sei ein viel schlechterer Mensch als der Franke. Dies erklärt die fränkischen Gräuel, welche unsre teutsche Geschichte nicht entehren, auch die weit länger währende französische Nichtigkeit, wovon sie glücklich gleichfalls nichts weiß.

Dies hier Gesagte gilt von dem eigentlichen Gallien, welches zwischen der Garonne, den Bergen von Auvergne, der Rhone und Saone, und dem Vogesus und den Ardennen liegt und dessen Hauptstadt Paris geworden ist. Dieses Gallische mit dem Fränkischen vermischt, hat das wunderliche, leichtfertige und närrische Völkchen hervorgebracht, das man heute Franzosen nennt und das sich selbst wohlgefällig das große Volk betitelt: ein Ding, das man weder festhalten noch erklären kann, das aber allen gallischen Wind und Leichtfertigkeit und Treulosigkeit dreifach in sich enthält. In den Alpen und zwischen den Alpen und der Rhone und dem Jura und der Saone wohnten die Burgunder, ein Volk, das gedrängter zusammen sitzen geblieben, auch siebenzig Jahre früher eingerückt war, als die Franken;

daher war wenig Romanisches in den Landschaften geblieben, welche sie einnahmen, sondern hatte sich vor den Schrecken ihrer Waffen weiter gegen Westen in das Mittelland geflüchtet. Die Burgunder blieben also reiner und ungemischter, und sind bis diesen Tag außer der Sprache durch gleicheres Wesen, gutmüthigere Treue, und ernstere Sitten Germanen. Auch an die Küsten und bis zu dem äußersten Süden war weder das Gallische durchgedrungen noch drang das Fränkische weiter durch als mit der Herrschaft, nicht mit dem Volke; auch das erscheint bis auf den heutigen Tag. Das alte Belgien, von jeher germanisch, und von Gallischem und Romanischem wenig angesteckt, ward nun seit den großen Völkerzügen mehr und mehr ganz wieder germanisch.

Wir schelten also diejenigen hart, welche uns die Gräuel und Verruchtheiten und Tyranneien der ältesten französischen Geschichten gleichsam als den Anfang unsrer neuen und christlichen Geschichte mit aufladen wollen. Gott hatte uns verliehen, uns glücklicher und gerechter aus uns selbst zu entwickeln: wir sollten ein reines Volk bleiben. Denn nur an unsern Ostgränzen ist etwas Slavisches mit uns vermischt, nicht aber sind wir wie die jetzigen Franzosen und andere unglückliche Völker aus vier fünf verschiedenen Völkern gemischt, noch haben wir wie sie mit zwei Dritteln dienstbarer Knechte aus einem andern Volke die Geduld der Knechtschaft für alle Zeiten empfangen. Auch selbst das Ueberrheinische, was mit dem Fränkischen früher ver-

bunden war, muß man sich nicht so verbunden denken, als wenn jetzt von einer zubehörigen oder zinsbaren Landschaft die Rede ist. Die Stärke der Franken zerfiel bald nach Ludwig dem Ersten und ward nur von den Pipiniden etwa für hundert Jahre wieder aufgerichtet. Aber die drei ersten von diesen hatten zu kämpfen, daß sie die Herrschaft begründeten und daß die Saracenen im Süden nicht zu gewaltig würden; der Norden und Nordwesten lag vor ihnen meistens ruhig. Nur Karl der Große konnte erst seine Waffen dahin wenden, und alle germanischen Stämme wirklich unter Eine Herrschaft nöthigen. Was also in dem sechsten, siebenten, achten Jahrhundert in Francien schwach geschah, das mußte jenseits des Rheins viel schwächer geschehen, ja es geschah wohl fast gar nicht. Wie sollte eine Regierung, die zu Hause auf das eigene Volk nicht drücken konnte, in der Ferne auf ein ganz anderes Volk haben drücken können? Wenn man nun das frühe entwickelte oder verdorbene Gallische und Romanische, dessen Einfluß auf die Franken und ihr Wesen und Regiment allerdings der größeste war, auch noch wegdenkt, so blieben die den Franken zinsbaren Allemannen, Baiern, Franken, Thüringer meistens in freier und selbstthätiger Verwaltung und Entwickelung, und die Einwirkungen der neufränkischen oder französischen Art konnten wenigstens nur sehr gering sein, und allenfalls einige Aehnlichkeiten erzeugen. Denn wenn auch die Franken zuweilen im Regiment etwas verfügten und bei großen Heereszügen auch

die zinsbaren Völker unter ihrem Oberbefehl auszogen, so war die Wirkung nur augenblicklich und zeitlich. Aber man weiß, daß sie erst dann bedeutend wird, wann die Regierung und Verwaltung auf das Ganze schlau berechnet ist oder wenn die Anführung durch viele Jahrzehende fortwährt. Beides war aber in dieser Zeit nicht, und lose wie der Befehl waren auch die Völker verbunden. Selbst das Christenthum, das die neue Welt bilden und richten sollte, kam einige Jahrhunderte später zu den Allemannen, Baiern, und Thüringern, als zu den Franken, und bei den Friesen und Sachsen blieb es fast drei Jahrhunderte länger aus. Welche Verschiedenheit der Zeiten giebt schon allein dies? und wie kann man das Ungleiche so als gleich zusammenmischen wollen?

Noch im Anfange des neunten Jahrhunderts war Teutschland ein rohes, wildes, und wenig bebautes Land. Nur die Gegenden um den Rhein hatten durch die Römer schon früher eine freundlichere Gestalt gewonnen, und die Hügel des Stroms waren mit Fruchtbäumen und Reben bepflanzt, und einige Städte und Schlösser spiegelten sich in seinen Wellen, einst verabscheute Zeichen der wälschen Knechtschaft und Ermahnungen zur Freiheit: aus römischen Lägern, Festungen, und Kolonien entstanden, jetzt als Beispiele eines feineren Lebens und als Sitze der teutschen Obergeistlichen, wohlthätige Hülfen der Bildung. Das übrige Land, wenig zum Ackerbau bezwungen, lag noch sehr in Wäldern, Süm-

pfen, und Haiden, und Viehzucht war der Haupterwerb und das Hauptvermögen der Menschen, die Pflege ihrer Heerden und die Jagd ihre Hauptbeschäftigung. Man sieht die Verhältnisse dieser Dinge aus den Kapitularien Karls des Großen, und erkennt den Zustand des Landes in den Feldzügen Karls gegen die Sachsen wieder, wo er und seine Feldherren auf dieselben Schwierigkeiten stießen, woran Drusus und Germanikus gescheitert waren. Das soll uns nicht wundern, obgleich 700 Jahre verflossen waren, seitdem Tacitus das Land und das Volk beschrieben. Rohe Völker, die in keine Schule der Noth gethan werden, wo sie durch Gewalt Neues lernen und wollen müssen, oder die der gewaltige Weltgeist mit einem göttlichen Triebe nicht im innersten Herzen ergreift, daß sie aus ihnen selbst plötzlich ein neues Leben hervorbilden müssen, können von sich sagen, wie Gott sagt: E i n J a h r t a u s e n d i s t m i r w i e e i n T a g u n d e i n J a h r w i e e i n A u g e n b l i c k, d e r n i c h t m e h r i s t. Sorgenlos und gedankenlos weiden sie Jahrhunderte in demselben Zustande fort, und rechnen die Zeit nur nach ihren Kindern, die gebohren werden, und nach ihren Greisen, die sie begraben. Daß wir aber schon hundert und zweihundert Jahre nach der Einführung des Christenthums und Begründung eines teutschen Königthums unter den letzten Karlingern und unter den Sachsenkönigen alles so sehr verändert finden, muß uns auch nicht wundern, denn die Kräfte, die damals vereinigt auf das Volk wirkten, waren gewaltig, und muß-

ten plötzlich etwas ganz Neues gebähren, um so geschwinder, je fähiger und freudiger die Keime waren, woraus gebildet ward.

Die merkwürdigste Erscheinung dieser Zeit ist die allmälige Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse oder der verschiedenen Stände zu jenem wunderbaren Zusammenhange, den man das Lehnwesen genannt hat, worin das Knechtische und das Freie, das Menschliche und das Grausame so bunt in einander gewickelt liegen, und welches überhaupt in den verschiedenen Landschaften so mannigfaltige und abweichende Gestalten trägt, daß viele es eben so sehr gelobt, als andere es getadelt haben. Und auch das ist bei dieser Erscheinung wunderbar, daß ihr Anfang sich nie völlig zeigen noch ihr Zusammenhang aus einander setzen läßt. Man versteht beide nicht durch die Worte, sondern nur durch die Vertrautheit mit dem ganzen Sinn und der innigsten Art jener jetzt für uns auch meistens vergangenen Welt. Wie Christenthum und Hierarchie, wie die Unmündigkeit und Unbehülflichkeit des Volkes in seinen neuen Anfängen, wie die eigene ältere Verfassung und das Beispiel fränkischer Einrichtungen jenseits des Rheins, hie und da das Beispiel fränkischromanischer Verdorbenheit auch wohl auf die Germanen diesseits des Stroms verschieden gewirkt hat, das alles läßt sich im Ganzen andeuten, im Einzelnen nicht weisen. Es war ja zu seiner Zeit ein lebendiges Leben, und muß daher wie alles Leben in seinen innigsten Keimen verhüllt und verborgen bleiben,

weil die Enden auch die Anfänge sind. Das soll man aber nicht sagen, daß das Christenthum und römische Verdorbenheit oder wenigstens Unzweckmäßigkeit und Ungehörigkeit die alte germanische Freiheit zerbrochen und halb oder ganz knechtisch gemacht habe; sie diente nur, den Uebergang zu beschleunigen: gekommen wäre er doch einmal, und ohne das Christenthum mit einer gewiß viel schlimmern Knechtschaft. Denn wie es zweierlei Unschuld giebt, so giebt es auch zweierlei Freiheit. Die erste Unschuld und Freiheit werden durch das Gefühl besessen und durch das Gefühl vertheidigt, es sind die der Kindheit, und ihre Art ist lieblich wie die Art der Kindheit, und sie scheinen dadurch noch herrlicher, als sie sind. Die zweite Art der Unschuld und Freiheit kommt nach der Erkenntniß der Sünde und des Verderbens wieder, und wird nicht so geschwind gewonnen, als sie verloren wird; sie wird mehr durch Bewußtsein besessen und durch Bewußtsein vertheidigt. Alle Völker hatten durch Gräuel und Knechtschaft ihren Uebergang aus der kindlichen Freiheit zu den Anfängen jener zweiten Freiheit. Alle Völker, die nicht von Anfang an mit überwiegenden Anlagen zur Sklaverei geschaffen waren, hatten in dem rohen Zustande etwas Aehnliches wie die germanischen Gefolge zu Cäsars und Tacitus Zeit: Könige, welche durch Gerechtigkeit befahlen, Fürsten und Große, welche die Anführer im Kriege waren und welchen die Edelsten und Freiesten des Volks sich frei zugesellten. Bis dahin ein stolzes, kriegerisches, muthiges,

freies, und gleiches Leben. Dann der Anfang eines neuen Zustandes; feste Sitze; Dienstbarkeit, und Fesselung an die Erdscholle durch den Ackerbau; Städte, das Bild des Erblichen und Bleibenden, gegründet; jetzt in jedem die Begier zu besitzen, zu verdrängen, zu unterjochen; auch die Nothwendigkeit neuer Ordnungen und Gesetze, die, in ihnen selbst ungewogen, weder den Befehlenden ein Maaß der Gerechtigkeit noch den Gehorchenden einen Punkt des Widerstandes geben. Alles Proben, Versuche, dunkle Triebe, wilde Leidenschaften, blutige Zusammenstöße, alles in Verwirrung, Hülflosigkeit, Uebermuth, Elend über einander, in einander stürzend. So ist Griechenlands Geschichte von dem zehnten bis zum sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; so war Roms Geschichte unter und zunächst nach den Königen.

Ich habe feste Sitze und Ackerbau genannt, und diese Worte enthalten die Haupterklärung. In demselben Augenblick, wo die Felder und Wälder fest vertheilt werden, wo der Pflug anfängt das Gebiet des Hirten und Jägers einzuschränken, stirbt die fröhliche und bewegliche Freiheit für lange Zeit, eine ernstere und festere muß von den Enkeln wieder gesucht werden. Die Könige und Fürsten selbst müssen dann darauf sinnen, wie sie ihr Gefolg und den Gehorsam desselben sich bleibend sichern, und das Gefolge muß wieder nach Dienstleuten streben; denn ohne strengen Dienst läßt das Leben sich nicht mehr halten. Die Beute der Siege und des Kriegs verschwin-

der mehr und mehr, wie die Völker so befestigt werden, die Beute der Jagd und des freien Lebens wird unergiebiger, ja die bloße muthige Freiheit für sich ohne Reichthum und Besitz wird bald ein leeres, ja sogar ein gefährliches Ding. Also die Lehre: greife zu und unterdrücke, oder: laß dich greifen und unterdrücken. Jene Gerechtigkeit, wo alles nach Thaten und Ehren beurtheilt und belohnt wird, verliert sich, wie Gelegenheit zu hohen Kriegsthaten und Ehren seltener wird; also: suche erblichen Reichthum, erblichen Dienst, oder deine Herrlichkeit und Freiheit ist dahin. Dieses Gesetz galt in den neuen germanischen Anfängen von dem Könige bis zu dem kleinsten Freien. Die Merovinger gingen auch dadurch unter, daß sie ihr Erbgut zu früh dem Gefolge gegeben hatten und zeitlichen Besitz zu erblichen werden ließen. Die Pipiniden wurden nicht allein durch ihre Tapferkeit die Herren, sondern mehr noch durch ihren Reichthum an Land, daß sie ein großes Gefolge besolden konnten.

Das Fränkischromanische liegt unserm Zweck zu fern, wie es kam, daß die Könige bald ohnmächtige Puppen wurden und die Großen unter mancherlei Namen das Volk plagten und unterdrückten und den Herren nicht gehorchten. Strenger herrschten die Pipiniden, die ersten gemäßigter, weil die alten Könige mit ihren Ansprüchen noch lebten, die beiden letzten, seitdem der Pabst das Unrecht gesalbt hatte, kühner. In Karls Regierung erkennt man klar den Plan, daß er

durch das Volk die Großen verkleinern wollte, damit seine Nachfolger als unumschränkte Könige endlich über alle herrschen könnten. Er schaffte die mächtigen Herzoge weg, wie er konnte, hielt die großen Beamten unter der strengsten Aufsicht, nicht bloß wegen der Gerechtigkeit, sondern auch wegen der Herrschaft, und in seinen Volksversammlungen behauptete er durch die mittleren Freien, deren Macht ungefährlich war, über die mächtigeren ein drückendes Gewicht; über seine Priester und Bischöfe herrschte er durch Koncilien, und war der Pabst ihrer Beschlüße. Auch war das schon lange Sitte, daß Abkömmlinge von Römlingen und Söhne von halben oder ganzen Knechten durch Hofgunst und Hofdienst zu den höchsten Ehren steigen konnten. Uebrigens erinnere ich, daß man die Geschichte aus den Geschichten und nicht aus schimmernden Verordnungen und schönen Gesetzen erklären soll. Das Leben tödtet oder macht lebendig, das Geschriebene und Geredete bleibt todt, wenn es nicht ins Leben übergehen kann. Karl hat das Glück gehabt, daß die Nachkommen auch sein Todtes für Lebendiges erklärt haben. Immerwährende vierzigjährige Kriege, gefährliche und blutige Kriege, die bis zum Ebro und Garigliano, zur Theisse und Elbe geführt wurden, ließen wohl die Einrichtungen des Friedens nicht befestigen noch die Künste des Friedens bauen. Karl war ein unersättlicher Eroberer und wollte draußen und drinnen glänzen, er trieb, so lange er regierte, seine Völker athemlos durch die Welt umher, hinterließ einen gro-

ßen Namen und einen geschwächten Staat, und zerstörte geschwinder die übrigen germanischen Freien. Die Früchte seiner Aussaat ärndteten sein Sohn und seine Enkel. An diesen Früchten soll man ihn erkennen.

Als seit dem achten und neunten Jahrhundert die Teutschen sich mehr und mehr an ein stätiges Leben und einen fleißigeren Ackerbau gewöhnten und die unstäte und arme Freiheit täglich seltener ward, da schon mußte das Verhältniß des Fürsten und Freien, des Herrn und seines Gefolges sich mächtig ändern. In dem Maaße wie der ganze bürgerliche Zustand vielseitiger und verflochtener ward, kam auch in ihr Verhältniß mehr Unbestimmtheit und Streit. Als endlich die Könige der Franken über allen Könige sein wollten, und das Ansehen der Fürsten und Großen zu sinken begann, wie ihr Ansehen stieg, da suchten diese Höheren, wie es geschehen mogte, durch Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Kleinen ihre Macht gegen die größere königliche sicherer zu stellen; oder sie hängten sich auch an die Könige, wurden Hofdiener und Ausführer des königlichen Willens, und schmälerten durch die höchste Gewalt häufig die Freiheit, lernten wenigstens, wenn sie dies noch nicht durften, jenseits des Rheins, wie sie geschmälert werden konnte. Zu diesen ganz natürlichen und in den Dingen selbst liegenden Entwickelungen kam so viel Neues, glückliches und unglückliches Neues, daß das Alte nothwendig zu Grunde gehen mußte. Die unaufhörlichen Kriegszüge in die entferntesten Län-

der unter Karls Regierung, die nachherige Schwäche des teutschen Regiments bis auf Heinrich den Vogler, die fürchterlichen Einfälle und Verheerungen der Avaren, Slaven, Normänner, und Magyaren, dazu noch Hungerjahre, Pesten, Schrecken des Himmels und der Kirche — alles dieses zusammen wirkte dahin, daß gegen den Ausgang des zehnten-Jahrhunderts nicht nur der alte freie Stolz und Muth, sondern auch die meisten freien Männer der Germanen verschwunden waren.

Karls Heerbann war gewiß sehr drückend. Nach alter teutscher Sitte gehörte der Krieg den Freien an. Aber solche Kriege hatten sie sonst nicht geführt, hatten auch zu Hause keine solche Wirthschaft hinter sich gelassen, die des Hausvaters nicht entbehren kann; auch waren ihrer damals weit mehr gewesen. Denn durch mancherlei Gebundenheit und Verpflichtungen waren viele von ihnen in die Klassen der Abhängigen, der Halbfreien, oder Dienstmannen übergegangen, und hatten sich dem schweren Kriegsdienst entzogen. Wie viele Männer die Züge gegen die Avaren gekostet haben, wie viele um die Pyrenäen geblieben sind, wie viele in dem dreißigjährigen Sachsenkriege gegenseitig erschlagen worden — das hat die Geschichte nicht aufgerechnet. Gewiß aber gaben sich in dieser hartseligen Zeit viele freie Männer mit Leib und Gut Großen und Vornehmen als Dienstleute oder Vasallen unter, damit sie einigen Schutz gegen den König und seine Feldherren hätten, welche sie ihr lebenslang aus einer Schlacht in die andere treiben.

Bei der folgenden unglücklichen Schwäche und Verwirrung geschah dies gewiß aus ähnlichen Gründen, damit sie Schutz hätten gegen fremde Plünderer und eigene Dränger; viele Kleine sind in dieser wilden Zeit gewiß auch mit Gewalt um ihre freie Ehre gekommen, denn es war eine Zeit des Zugreifens und Umkehrens. Was aber allen unmündigen und ungeordneten Völkern in neuen Zuständen immer begegnet ist, das begegnete auch der teutschen Freiheit. Ohne Ordnung im Regiment und ohne Polizei waren die Länder dahingegeben, wenn Gott sie mit theuren Jahren oder Seuchen heimsuchte. Diese im Anfange des sogenannten Mittelalters alltäglichen Plagen machten viele freie Menschen zu Knechten, die, damit sie nicht vor Hunger stürben, sich, ihre Kinder, und ihre Güter um eine Kleinigkeit an Herren und Stifter hingaben. Von Kirchen und Klöstern auch sind viele Tausende abhängig geworden, weil sie es für ein Verdienst um Gott hielten, sich und ihre Habe seinem Altar zu schenken, oder weil sie ihre Seele zu lösen meinten, wenn sie bei ihrem Tode alles den Heiligen weiheten.

Es hatte aber diese Abhängigkeit, Hörigkeit, Pflichtigkeit, und Knechtschaft, die mit Einem Namen oft viel zu allgemein Lehnwesen genannt wird, tausenderlei Arten und Stuffen, so daß alle Namen oder Grade aufzuzählen ein unmögliches Ding wäre. Einige waren mehr, andere weniger abhängig und beschatzt, viele aber dienten in so tiefer Schmach, daß ihr Dasein wohl unselig zu nennen war. Im allgemeinen kann

man sagen, daß die unter Kirchen und Priestern wohnenden am mildesten gebraucht wurden; daher man fast sprüchwörtlich sagt: unter dem Krummstab ist gut wohnen. Am härtesten und schnödesten war die Knechtschaft in den Landen Teutschlands, wo sonst Slaven und Wenden gewohnt hatten, die von dem zehnten bis zwölften Jahrhundert entweder ausgerottet oder verdrängt wurden. Dies geschah, entweder weil die Gewalt das Recht nicht aufkommen ließ, oder, wie einige meinen, weil das Slavische von Natur knechtischer ist, als das Germanische; ja viele glauben, daß das Wort Sklav und Slav im Teutschen dasselbe bedeutet: noch jetzt heißt in den vormals slavischen Landen Teutschlands slaven so viel als schwere Arbeit thun, und die Schande der Leibeigenschaft hat dort am längsten gesessen. Doch wie traurig der Zustand der Kleinen im Volke auch war von dem neunten bis zum zwölften Jahrhundert, so muß man ihn auch nicht so grausam denken, als manche ihn im übertriebenen Eifer für Gerechtigkeit gemacht haben, noch so gräuelvoll, als er in Gallien und Italien unter den Franken und Langobarden anfangs erscheinen mußte. In Teutschland waren Herren und Knechte doch Ein Volk, und der alte treue, tüchtige, und redliche Sinn der Fürsten und Großen, wiewohl er durch den neuen Zustand verändert und häufig verdorben ward, war doch nicht bis zum Untergang aller Milde und Gerechtigkeit ausgeartet. Bei den meisten war es gewiß ein gemäßigtes und väterliches Verhältniß,

wie das, welches Tacitus als das Verhältniß der Freien und Knechte zu einander schildert; aber für das Ganze freilich schlimm: denn wer den Stolz und Muth auf Freiheit verlor, der hat das Beste verloren. Bei andern war allerdings wohl die Härte und der Uebermuth, die, weil alles erlaubt ist, sich auch alles erlaubt hielten; besonders mußte solcher Uebermuth und solches Unglück groß sein, wann die Regierung schwach verwaltet ward und fremde Heerschaaren das Land überschwemmten und plünderten. Aber es gab auch eine mächtige Linderung des Harten und Grausamen, und diese war in dem Christenthum, das oft mit Unrecht beschuldigt worden ist, es habe den Stahl der stolzen Seelen zerbrochen und die Freiheit auch zerstört. Wie dies wohlthätig wirkte, werde ich weiter unten erzählen.

Viele alte teutsche Völkerschaften hatten erbliche Könige, einige auch wohl erbliche Fürsten; bestimmte Macht ruhte nicht in dem Namen, jeder mußte ihn durch seine Tugend würdig erhalten. Daß ein Volk sich zu alten Geschlechtern hält, ist so natürlich, als daß der Sohn seines Vaters Haus und das Feld und den Wald, wo er gebohren ist und die er kennt, mehr liebt als andere: der Mensch wäre nicht Mensch, wenn er sich nicht an das Feste gewöhnte; auch ist der Glaube so süß, daß Würdiges von Würdigem und Hohes von Hohem gebohren wird. So gab es auch bei den Germanen sehr alte Geschlechter. Nur in größten Gefahren galt höchste Tapferkeit mehr als Geburt; dann befahl allen, wer der

tüchtigste war. Als Teutschland Ein Staat ward, hatte er erbliche Könige, die Karlinger. Als ihr Stamm bei ihnen erlosch, wählten sie aus den Fürsten ihres Volkes zuerst Konrad aus den Franken, dann Heinrich aus den Sachsen. Diesem folgten vier seiner Nachkommen. Man kann wohl kaum sagen: sie wurden von den Fürsten und dem Volke gewählt — eher: sie wurden ihnen gezeigt, und von ihnen angenommen und bestätigt. Dieser Könige Macht war sehr unbestimmt; es war in Teutschland immer noch ein Gleichniß der frühesten Zeit, weil das Meiste Brauch und Herkommen, Weniges Gesetz und Beschreibung war. Unter den schwachen Karlingern hatten die Großen, die Herzoge, Grafen, Landgrafen, Markgrafen, Pfalzgrafen, und andere Fürsten des Volks, die zum Theil nur Dienstmannen und Amtleute des Königs waren, gleich den französischen Großen sich fast wie Erbherren ansehen gewollt und das Amt in eine Herrschaft zu verwandeln gesucht. Konrad dem Franken wurde schlecht gehorcht, selbst Heinrich der Vogler und Otto der Erste, so tüchtige und mächtige Herren, hatten mit gefährlichen Aufständen der Fürsten zu kämpfen; doch mußten diese wieder gehorchen lernen. Die größten Völkernamen hatten gewöhnlich einen Herzog, den der König einsetzte oder bestätigte; an den Gränzen gegen die Dänen, Slaven, und Ungarn waren Markgrafen ernannt; Pfalzgrafen, Burggrafen, Grafen pflegten der hohen Gerichte in den Landschaften und Gauen. Alle diese setzte oder bestätigte der König; aber absetzen mogte er nicht

wohl jemand ohne ein Gericht noch ohne daß das Volk auch ohne Gericht den Abgesetzten und Gestraften schuldig erkannt hatte. Es war — sieht man — dem alten Teutschen gleich, schwankend zwischen Erblichkeit und Nichterblichkeit: das Unbestimmte, was zwischen der Gewohnheit und der Macht in der Mitte liegt.

Der Gerichte über die Freien pflegten im Namen des Königs die Pfalzgrafen und Grafen, die sich ihre Schöppen wählten. Ueber die Dienstbaren und Knechte hielt jeder Herr sein eigenes Gericht, so der König wie der kleinste Lehnsherr. Allgemeine Gesetze für ganz Teutschland gab es nicht; besondere Sitten, Herkommen, und alte Ordnungen schlichteten und entschieden in jeder Landschaft: doch erschien in allem die Verwandtschaft des ganzen Volkes. Verrätherei, Mord, und Schande ward nach alter Weise bestraft; jähligen Todtschlag versöhnte Buße an die Verwandten und den König; es war ein Wehrgeld gesetzt, das der Todtschläger erlegen mußte, geringst für den Knecht, größer für den Halbknecht, dann für den Freien, den Geistlichen, den Fürsten, den Bischof immer steigend: in den Stuffen des Wehrgelds erschien die Schätzung der Menschen. Verletzungen und Verstümmelungen wurden in ihren verschiedenen Graden nach der Absicht des Verletzers und dem Schaden des Verletzten geringer gebüßt. Verworrene Sachen und schwere Anklagen verborgener Verbrechen brachte der fromme Glaube vor Gott, daß er sie entschiede; ein solches Gotesurtheil haben alle Völker in ihren jugendli-

chen Zeiten gehabt. Durch das heilige Kreuz, durch das Wasser, durch das Feuer, durch glühendes Eisen, durch Zweikampf sollte Gott richten: er hat mit dem Schwerdt gewiß oft gerecht gerichtet durch die Gewissen, auch hat verzeihlicher Betrug manchen Unschuldigen gerettet. Die Strafen waren oft sehr hart, wie die Zeit rauh war; es giebt weiche Zeiten, wo sie zu weich werden.

Der Kriegszug ward durch die Könige befohlen; die Herzoge und Grafen boten in ihren Landen und Gauen auf, und zogen ihm zu. Die Großen und Herren und ihre freien Vasallen wurden nur noch als Zahl gerechnet und stritten in Reiterrüstung. Ein freies Volk war kaum mehr; darum sagte man: ein Heer von 6000 oder 12000 Lanzen: es konnten aber noch 40000 oder 80000 Fußknechte mit sein; die rechnete man nicht, man zählte sie kaum. Es waren Dienstleute oder Knechte, schlecht bewaffnet und gerüstet, schlechter geachtet. Dahin war die alte germanische Freiheit gekommen; das war jenes fürchterliche Fußvolk geworden, wovor Germanikus und Julianus gezittert hatten.

Alte Städte waren die rheinischen und einige an der Donau; jetzt hatten Heinrich und Otto auch viele gegen die Slaven und Magyaren gegründet. Sie wurden als des Königs Städte angesehen, ihre Bewohner als seine Leute; auch waren die ersten, die sich in Städten versammelten, wohl größtentheils dienstbare Leute: der König setzte seine Beamten und Richter über sie,

wie über sein anderes Eigenthum. Später wurden diese Städte Wiegen der neuen Freiheit und zum Theil der Sitz und die Zuflucht der edelsten Geschlechter.

Das Christenthum und Priesterthum ist durch die Schuld oder überhaupt durch den Gang der Entwickelung und Meinung späterer Zeiten mit Vorwürfen und Beschuldigungen belastet worden, die es nie verdient hat. Als es sich im Abendlande in mehrere äußere Partheien zerspaltet hatte, da vergaßen die Jüngeren ganz, daß, wenn vor ihnen nicht edle und für die Liebe Gottes und des Menschen kräftig empfindende und wirkende Menschen gelebt hätten, selbst das nimmer hätte entstehen können, was sie ihr Glück und ihre Weisheit nannten. Als Gleichgültigkeit gegen alle Religion entstand, da traten Hohnlächler auf, die alle Schanden und Gräuel, welche die Menschen ohne diese heiligen Bande noch gräuelvoller und verruchter geübt haben würden, auf das Christenthum und seine Priester wälzten, ja welche selbst das Herrlichste und Höchste des Mittelalters zu Albernheit und Thorheit umdeuteten. Endlich als die dritte Zeit kam, wo die Grübler und Klügler und Ueberschauer der Dinge laut wurden, da betrachtete man, was in seiner Zeit lebendig gelebt hatte, als ein Ding für sich, und überschätzte oder vielmehr verschätzte alles im Guten und im Bösen. Das Christenthum aber kam eben so nothwendig, als das Leben jener Jahrhunderte war, in welchen es entstand; wie die damaligen Geschlechter ihre Welt ausfüllen soll-

ten, so hatte es auch die seinigen auszufüllen. Was an Pfaffenkönigen und Priestern und Mönchen und an allem, was der sichtbaren Kirche Aeußerliches ankleben mußte, Verkehrtes oder Schlechtes oder gar Schändliches erschienen ist, warum wollen die Menschen es an das Christenthum heften, welches doch mit irdischen Trieben und Leidenschaften und Genüssen nichts zu thun hat? warum heften sie es nicht an die Sündlichkeit und Unvollkommenheit jener Zeit oder der Menschen überhaupt? Die Priester waren doch mit ihnen einerlei Art und nicht von einem andern Planeten zu ihnen hinunter gewohnt. Diese Urtheile und Klagen sind auch ein plattes Nachgericht von Nachrichtern des letzten Jahrhunderts, die nur das platte Aeußere der Dinge sahen und von dem innern Leben Gottes und der Geschichte nichts vernehmen konnten. Auch das äußere Christenthum und Priesterthum hatten allerdings Gebrechliches und Sündliches genug, doch ward der wilde Trotz, die rohe Grausamkeit, das räuberische Unrecht durch nichts so sehr gebändigt, als durch diese. Wie viele vortreffliche Muster jeder Tugend bei großen und kleinen Priestern kann uns jene mittlere Zeit aufweisen! Priester baueten Städte und Dörfer, trockneten Sümpfe aus, machten Felder urbar, lehrten Künste und Handwerke, richteten Schulen ein, pflegten und trösteten die Armen, befreieten die Gefangenen, erlöseten die Sklaven, waren unerschrockene Fürsprecher und Beschirmer der Bedrängten, und stifteten neben manchem Wahn, der aber nicht

bloß Wahn ist, so viele weise und treffliche Einrichtungen, welche das reißende Unrecht aufhielten und die geschwinde Macht lähmten. Durch die Würde ihres heiligen Amtes, die durch persönliche Tugend allmächtig ward, schlichteten sie Unheil und Fehden und vertraten oft die heiligste Sache des Rechts und der Freiheit. Ihre Milde, ihre Lehre und Vermahnung löseten so oft die strengen Bande der Hörigkeit und Leibeigenschaft; ihr Regiment selbst gab ein Beispiel größerer Sanftheit. Die Gottesurtheile, welche so oft großes Unheil verhüteten, standen unter ihrer Aufsicht; der Gottesfriede und die Bestimmung heiliger Tage, wo jedem Unruhigen und Ueberzieher der Zorn der Kirche angekündigt ward, und so manche andere für die Roheit und Unmündigkeit unserer Väter wohlthätige Stiftungen waren Erfindungen von Priestern. Uebrigens stand die teutsche Hierarchie in diesem Zeitalter meist unter den Kaisern; auch die Päbste in Rom waren ihre Vasallen und wurden von ihnen ein- und abgesetzt. Es schien sich alles zu einem kräftigen, einträchtigen, und doch freien teutschen Gemeinwesen bilden zu wollen.

Das aber ist ein Adel unsers Volkes, der nicht verschwiegen werden darf, daß wir rascher und glücklicher, als die andern Zeitgenossen und Stammgenossen, durch die Verpuppung und Todesschwäche der neuen Verwandlung zum Ziel geschritten sind. Wir haben keine so lange Elendigkeit und träumerische Erstarrung durchlebt, als die andern Germanen in den romanischen Landen.

Diese waren Jahrhunderte früher als wir Christen und empfingen von ihren Besiegten manche Reste der Bildung, Städte, und angebauete Länder. Wir gingen in zwei arbeitvollen und unglücklichen Jahrhunderten durch die große Verwandlung des Christenthums, wir hatten Wälder auszurotten, Sümpfe zu trocknen, Städte zu bauen: das vollbrachten wir meist in dieser Zeit. Eine Elendigkeit, wie die französische vom sechsten bis achten und vom neunten bis elften Jahrhundert war, haben wir nie gehabt. Nur hundert Jahre, von Ludwig dem Teutschen bis Heinrich den Vogler waren wir schwach; dann das unbestritten stärkste Reich im Abendlande. Nie haben wir eine Epoche gehabt, wo die meisten unserer Könige und Fürsten mit dem Beinamen der Faule, der Dicke, der Kahle, der Einfältige genannt wurden. Wir brachten eine reine unverdorbene Jugend in die Schule; deswegen konnten wir eher dadurch gehen.

Die Salischen Kaiser und ihre Macht.

Auf die sächsischen Kaiser, welche ausstarben, folgten die sogenannten Salier oder die Franken, der erste, Konrad von Franken oder Konrad der Zweite, gewählt, die übrigen vom Vater auf Sohn angenommen. Sie regierten vom Jahr 1024 bis 1125, hundert Jahre lang, glorreich und gewaltig beginnend, kleiner endigend, fast wie das Geschlecht Heinrichs des Voglers. Konrad und sein Sohn Heinrich der Dritte oder der Schwarze arbeiteten planvoll, kühn, und mächtig darauf hin, die Fürsten mehr und mehr abhängig zu machen, besonders die großen Herzogthümer

ganz unter ihre Gewalt zu bringen, sie mit ihren Anhängern oder mit Herren aus ihrem Hause zu besetzen, ja wohl gar zuweilen ledig zu lassen. Heinrich der Schwarze vorzüglich, vom Jahr 1039 bis 1056, herrschte in allen Gränzen seines weiten Reiches so gewaltig, wie einst Karl der Große. Die Fürsten fürchteten, das Volk liebte ihn; er bändigte die Böhmen, entschied die ungarischen Sachen, herrschte in den Burgundischen Landen, die sein Vater für das Reich erworben hatte, und in Italien als mächtiger König, und regierte Rom und die Pabstwahlen mit solcher Gewalt, daß er einen Pabst nach dem andern setzte; aber seine Päbste ließen die Italiäner geschwind hinter einander sterben. Hätte dieser Kaiser zehn oder zwanzig Jahre länger gelebt und seine Arbeit mehr begründen und seinen Sohn selbst erziehen können, vielleicht hätten die teutschen Dinge ein anderes Ansehen und das teutsche Reich eine ganz andere Entwickelung gewonnen. Er starb in der Mitte großer Entwürfe und Arbeiten und hinterließ seinen Sohn Heinrich, ein vierjähriges Kind, als anerkannten König. Schon die Jugend dieses nachher so unglücklichen Mannes, der funfzig Jahre durch die ungeheuersten Wechsel des Glücks umhergetrieben werden sollte, ward ein Spielball in den Händen der Großen. Sie hatten seinem Vater nur gehorcht, weil sie mußten, und wollten sich nun einen nichtigen und schwachen König erziehen, unter welchem sie das Verlorne wieder nachholen konnten. Hanno, Erzbischof von Cöln und der tapfere und kühne

Graf Otto von Nordheim, dem Heinrichs Mutter, damit sie ihn gewönne, das Herzogthum Baiern ertheilt hatte, entführten ihn in seinem zwölften Jahre der Kaiserin Agnes, und konnten nun durch das Ansehen seines Namens im Reiche Manches entscheiden und unter der Zuchtruthe sein Gemüth zerbrechen. Diesen entführte ihn wieder Erzbischof Albert von Bremen, ein prächtiger, wohllüstiger, hochstrebender, und despotischer Mann, der des Jünglings Gelüsten den Zügel ließ und seinen Groll und Haß gegen die Großen nährte. Die Uebermacht dieser aber zwang ihn, Albert von sich zu entlassen und sich in seinem sechszehnten Jahre, als er schon wehrhaft war, wieder in Hannos Hände zu liefern. So zwischen Härte und Wohllust hin und her gerissen, mit Tücke und Arglist früher als mit Güte und Tugend bekannt, gewann Heinrich nie die feste Ruhe und Mäßigkeit, welche die höchste Majestät der Könige ist: große Anlagen, feuriger Muth, Geschwindigkeit des Entschlusses, ritterlicher Stolz wurden in ihm mit so vieler Ungleichheit, Lässigkeit, und Sorglosigkeit gemischt, daß sein Gemüth eben so bunt war als sein Schicksal. Wenige Jahre, nachdem er die Regierung angetreten hatte, war er mit den Sachsen im offenen brennenden Kriege; die Jahrbücher erzählen, Albert habe ihm gegen diese teutsche Völkerschaft recht geflissentlich Haß eingeflößt. Diesen Krieg führte Heinrich lange zweifelhaft; endlich schlug die fürchterliche Schlacht an der Unstrut die Sachsen nieder und brachte die mei-

sten sächsischen Großen in des Kaisers Gewalt. Er wies sich strenge gegen sie, brach ihre Burgen uud Festen, und verheerte das Land. Die sächsischen Großen wurden hiedurch noch mehr geschreckt und erbittert; auch die Nichtsachsen in Teutschland fürchteten, wohin dies bei Heinrichs jäher und durchgreifender Natur führen würde.

Gründung der päbstlichen Herrschaft.

Da trat ein Zwischenspieler darein, der die Augen aller Welt auf sich wendete und eine Herrschaft gründete, welche drei vier Jahrhunderte gewaltiger gebot, als alle Kaiser und Könige. Dies war der vormalige Diakonus und Kardinal des römischen Stuhls Hildebrand, ein geborner Burgunde, seit dem Jahr 1073 mit dem Namen Gregor der Siebente Pabst in Rom. Hildebrand hatte frühe in des Kaisers burgundischer Kanzlei gedient, war dann in mancherlei Botschaften und Geschäften in den meisten Landen Burgundiens, Frankreichs, und Teutschlands herumgefahren, und kannte der Länder Gelegenheiten, Verbindungen, Verhältnisse, und Stimmungen. Kaum war der gewaltige Heinrich der Schwarze todt, so begann die Einleitung zu der neuen Ordnung. Schon damals lenkte Gregor in Rom alles, und übersah mit kühnem Blick die Gegenwart und die Zukunft. Unter Stephan dem Neunten gab er Verbote wider die Simonie und Priesterehe; unter Nikolaus dem Zweiten stiftete er das Kardinalkollegium, das künftig allein die Päbste wählen sollte. Noch suchte man bei dem jungen teutschen Könige die Bestätigung. Dies that Gregors Vorgänger Alexander der Zweite nicht mehr.

Als Gregor nun alles vorbereitet hatte, und sah, wie wankend und verworren die teutschen Dinge waren, und wie ungeschickt der junge Heinrich, sie fest und ruhig zu lenken, da trat er mit dem Letzten Größten hervor, das ungefär in Folgendem enthalten ist:

Kein Geistlicher mag von einem Laien seine Stelle annehmen: nur durch freie Wahl der Stiftsgeistlichen wird ein rechtmäßiger Prälat, Bischof, oder Pabst; es ist unwürdig, nach geschehener Ernennung durch die Stiftsgeistlichen von einer unheiligen weltlichen Hand in die Würde und die Güter eingeführt und eingesetzt zu werden; auch der Pfarrer wird von der höheren Geistlichkeit ernannt, und darf keines Weibes Mann seyn; durch Simonie erlangte Aemter sind ein Fluch und haben keine Gültigkeit; weil der Pabst Gottes Stellvertreter auf Erden und der Darsteller der unsichtbaren und geistlichen Macht ist, so geht sein Reich auch über alle Reiche der Welt, und der Kaiser ist vor dem Pabst, wie der Mond vor der Sonne, von welcher er nur sein Licht hat.

Gregor hatte das Aeußere berechnet, wie ein Mann thun muß, der die Welt beherrschen will; in dem Innern trieb ihn seine Ueberzeugung, ein hoher Sinn, und ein unerschütterlicher Muth. Heinrich den Vierten, dessen Vater einen Pabst nach dem andern wie er wollte auf den Stuhl setzte, klagte er der Simonie an, that ihn in den Bann, als der da unrechtmäßige Gewalt übe, und entband alle seine Unterthanen des Eides und der Treue. Heinrich, gegen welchen die Sachsen

sich wieder bewegten und ihm Rudolf Herzog von Schwaben als Gegenkaiser zeigten, zog über die Alpen, und erflehete in der Stellung und Tracht eines Büßenden mitten im Winter baarfuß und knieend von Gregor die Lösung von dem Banne. Doch ward der Zwiespalt nicht geschlichtet, und konnte so leicht nicht geschlichtet werden. Heinrichs Glück riß ihn wieder aus der Demüthigung, und sein Feind Rudolf ward besiegt und erschlagen durch Gott, dem sein Meineid gegen seinen Kaiser nicht gefiel. Heinrich ließ nun Gegenpäbste wählen, wie Gregor Gegenkaiser. Dieser große Pabst starb im Elende in Apulien, im Lande der Normänner, seiner Vasallen; aber sein Werk starb nicht mit ihm. Heinrich trieb sich herum zwischen den Ränken und Zettelungen seiner Großen und der Päbste zu Rom; selbst seine Söhne — so groß war sein Unglück — empörten sich wider ihn, und er starb vor Gram im Jahr 1106. In seinen letzten Jahren begannen die Kreuzzüge, die nicht durch Asien Europa umgestalteten, sondern, weil die Keime großer Entwickelungen reif waren, Europens Völker auf Asien stürmen ließen.

Heinrich der Fünfte schloß endlich den langen Kampf um das Kirchenregiment, nicht um die Herrschaft. Die auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1122 abgeschlossenen Konkordate stellten die geistlichen Fürsten und Prälaten mehr außer des Kaisers Gewalt; nur für das Weltliche blieb ihm die Belehnung mit dem Scepter, die Belehnung mit Ring und Stab, als Zeichen der geist-

lichen Obergewalt, ward von ihm genommen. Künftig kam es darauf an, wie weit Kaiser durch Geschicklichkeit und Macht auf die Wahlen Einfluß üben konnten; den Päbsten war zu immer neuen Ansprüchen und auch zu Beschatzungen des teutschen Volkes unter mancherlei Titeln der Weg geöffnet. Heinrich der Fünfte, auf dem seines Vaters Fluch lag, starb ohne Kinder.

Die teutschen Fürsten, damit sie zeigten, daß sie sich nicht an Familien binden, wählten nach der Erlöschung der Salier nicht von deren Vettern, den mächtigen Hohenstaufen, einen Kaiser, sondern setzten Lothar, Herzog von Sachsen, auf den kaiserlichen Stuhl, welcher zwölf Jahre ohne große Thaten regierte. Lothars Eidam, Herzog Heinrich der Stolze von Baiern, ward nicht Kaiser, weil er zu übermüthig und mächtig schien, sondern nun bestieg Konrad von Hohenstaufen den Thron, den er und sein Geschlecht 117 Jahre besaßen, vom Jahre 1137 bis zum Jahr 1254: gewaltige Männer; doch waren die Päbste und die Liebe der Freiheit gewaltiger.

Zwölftes und dreizehntes Jahrhundert. Die Hohenstaufen Kaiser.

Dieser Konrad führte schwere Kriege mit den bairischen Herzogen, die er demüthigte und verkleinerte, und that einen Zug nach dem gelobten Lande gegen die Heiden. Ihm folgte sein Neffe, Friedrich der Erste, Herzog von Schwaben, der acht und dreißig Jahre das Reich regierte, vom Jahr 1152 bis zum Jahr 1190. Er wandte sein Aug von der Herrschaft Teutschlands auf die Herrschaft Italiens, und ließ die teutschen Fürsten ungeschmälert, ja vermehrte sie noch, damit

sie ihm Italien bezwingen hülfen. Deswegen setzte er, damit er ihn zum Freund und Helfer hätte, Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich den Löwen, wieder in sein verlornes Herzogthum Baiern ein. In Italien waren seit zwei Jahrhunderten durch Handel und Fleiß gewaltige Städte entstanden, die auch den umliegenden Adel in ihre Mauren genöthigt und versammelt hatten und durch Freiheitssinn und Ritterlichkeit als Bürger und als Krieger gleich herrlich waren. Alle erkannten den teutschen Kaiser als ihren Oberherrn und König; aber die freien Männer hatten sich Manches eingerichtet und zugeeignet, wovon der Kaiser sagte: sie dürfen es nur durch mich und haben es nur von mir. Mit dem Glanz und Reichthum wuchs der Geist des Trotzes und Muthes, auch wohl des Uebermuthes; denn die großen Städte wollten sich über die kleinen stellen und ihre Herren sein. Für diese konnte Friedrich als Beschützer auftreten und durch sie sich die großen unterwerfen. Gelang es ihm, auf diese Weise Herr des italiänischen Reichthums zu werden, was konnte er dann nicht in Teutschland, da Franken fast wie der Hohenstaufen salisches Erbgut betrachtet ward, da sie in den burgundischen Landen durch Güter und Städte gewaltig waren, und da das Herzogthum Schwaben bei ihrem Hause war! Auch bezwang Friedrich bei seinem ersten Zuge die mächtige Stadt Mailand, und ließ auf den Roncalischen Feldern nach den römischen Rechten, wodurch ihm Meer und Land zufiel, die Kaisergewalt auslegen. Aber die Mai-

länder steckten bald wieder das Panier des Aufruhrs auf, und jagten die kaiserlichen Statthalter und Beamten aus der Stadt. Zu gleicher Zeit ward der furchtbare Alexander der Dritte zum Pabst gewählt, ein Mann von Gregors Muth und Kraft, der erkannte, daß mit der Freiheit der italiänischen Städte auch die römische Macht zusammenfalle. Er schloß sich an die Städte, und hielt aus, wiewohl der Kaiser in Rom Gegenpäbste aufstellte. Ihn schützten gegen den kaiserlichen Zorn seine normännischen Vasallen, die Könige von Apulien und Sicilien, wie sie Gregor den Siebenten weiland geschützt hatten. Der Kaiser bezwang auch diesmal Mailand, und ließ auf ihre Trümmer und Aschen Salz streuen, zum Zeichen, daß sie nie wieder eine Stadt werden sollte. Dies erbitterte mehr, als es erschreckte. Doch unterwarfen sich die Italiäner im Jahr 1162, und erkannten die Gültigkeit der Roncalischen Schlüsse — Indessen im Jahr 1167 schlossen die Lombarden und Venedig und Pabst Alexander gegen den Druck der Fremden ein Bündniß, und waren so stark, daß Friedrich über die Berge nach Teutschland entweichen mußte. Er wagte noch einen dritten Zug gegen das schöne Land; aber als Heinrich der Löwe und viele Fürsten mit ihrem Volk von ihm zogen, schlugen die Verbündeten ihn bei Lignano aufs Haupt, und sieben Jahre später, auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahr 1183, mußte er ihnen die billige Freiheit lassen, sie aber erkannten ihn für ihren Kaiser und Oberherrn. Friedrich rächte sich an dem mächti-

gen Heinrich von Baiern und Sachsen, der in ganz Norddeutschland wie ein König gebot; denn der Schimpf von Lignano schmerzte. Er versammelte die Fürsten des Reichs und Heinrichs eigene Vasallen gegen ihn, schlug ihn, that ihn in die Acht, und hieß ihn auf mehrere Jahre ins Elend gehen; auch wurden die beiden großen Herzogthümer von ihm genommen. In England lebte er im Elende; seine Urenkel sitzen dort jetzt auf dem Thron. So wechseln die Schicksale und die Rollen der Geschlechter. Friedrich zog, nachdem er Italien und das Reich beruhigt hatte, ins gelobte Land, und starb nach einem kalten Bade im Flusse Seleph, ehe er hingelangte.

Sein Nachfolger war sein Sohn Heinrich der Sechste. Durch Vermählung mit der sicilischen Prinzessin Konstanzia ward er auch König von Apulien und Sicilien: ein strenger, geitziger, und grausamer Mann; er starb in dem siebenten Jahre seiner Regierung an Gift. Sein Sohn Friedrich war schon als Kind als sein Nachfolger erkannt; aber die Päbste, die Fürsten, und die Städte fürchteten der Hohenstaufen Macht: bald sah man in Teutschland Philipp von Hohenstaufen, des jungen Friedrichs Oheim, und Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, als Nebenbuhler, Philipp von alter Gewohnheit und Macht, Otto von der päbstlichen Parthei unterstützt. Als Philipp im Jahr 1212 von Otto von Wittelsbach ermordet war, wollte Otto allein Kaiser seyn, und auch gegen den Pabst. Dieser erklärte ihn in die Acht, und rief nun den Jüngling Friedrich von

Hohenstaufen, Heinrichs des Sechsten und Konstanzias Sohn, zur Herrschaft. Dieser ward Kaiser im Jahr 1212, Ottos Macht sank seit diesem Tage, und er starb nach sechs Jahren als ein Schattenkaiser.

Friedrich der Hohenstaufe wollte kein Schattenkaiser sein, sondern der Geist und Stolz seiner Ahnen und hohe Gaben von Gott wohnten dreifach in seiner Brust. Daher bald wieder Zwiespalt, Krieg, und Kampf mit dem Pabst, der auf seinem Thron bebte, und mit den lombardischen Städten, die für ihre Freiheit zitterten. Denn Friedrich wollte Herr sein über die Geistlichkeit, mehr als dem Pabst gut däuchte, und er forderte von den Städten Gaben, die sie sonst geleistet, und Reichsgüter, die sie vom Reich entwendet hatten. Das nannte der Pabst Trotz gegen Gott, die Städte nannten es Unterdrückung der Freiheit. Friedrich war glücklich, er überwand alle päbstlichen Bannflüche, er schlug die Heere der Städte, und regierte alle seine Länder mit Weisheit und Gerechtigkeit. Schon diente alles bis auf Brescia und Mailand. Diese sollten sich unbedingt unterwerfen, von Mailand aus, als seiner Hauptstadt, wollte er die Länder diesseits und jenseits der Alpen beherrschen. Das forderte der stolze Kaiser. Sie trotzten, sich lieber unter Schutt begraben zu lassen. Friedrich konnte sie nicht bezwingen. Aber auch ihn konnten seine aufrührischen Söhne, die päbstlichen Bannstrahlen, die Beschlüsse der Koncilien, ja die Ränke der Hölle nicht besiegen. Viele ächte und un-

eheliche Söhne fochten in seinen letzten Jahren ihm zur Seite, sein hoher Sinn schuf Helden aus kleinen Männern um ihn; es war ein herrliches und muthiges Zeitalter. Dieser beredteste, gelehrteste, heldenmüthigste, und gewaltigste Kaiser starb durch Gift im Jahr 1250. Daß ein solcher Mann die Städte und den Pabst nicht dienstbar machte, beweist, was Gregors Tiefsinn erkannt hatte, und wie unvertilglich die Freiheit ist, die sich fühlt.

Mit ihm fiel sein Geschlecht. Sein Sohn und Nachfolger Konrad der Vierte starb an Gift; viele seiner natürlichen Söhne blieben im Felde oder vergingen in Kerkern; seine Anhänger von Städten und Fürsten wurden nach seinem Tode unterdrückt: die Päbste empörten die Welt zum Untergange der Hohenstaufen. Manfred, der Bastard, der nach Konrads Tode in Apulien und Sicilien herrschte, blieb in einer Schlacht; und Friedrichs Enkel Konradin, Konrads des vierten Sohn, ward im Jahr 1268, als er aus Teutschland nach Italien hinabzog, daß er sein Erbtheil wieder gewönne, von Karl von Anjou bei Aquila geschlagen und gefangen, und das folgende Jahr durch Haß und Furcht der Päbste in seiner Hauptstadt Neapel auf dem Blutgerüst hingerichtet. So endigten die Hohenstaufen.

Daß so mächtige Geschlechter, und so viele große und gewaltige Männer, als die Salier und Hohenstaufen aus sich zeugten, Teutschland und Italien nicht zur Monarchie machen konnten, ja daß sie erloschen, ohne daß die Erblich-

keit der Herrschaft stiller dazu schleichen konnte, beweist, daß das Zertheilte aber Freie Gott mehr gefiel, als das Verbundene und Strenge. So mächtige Kaiser sahen die folgenden Jahrhunderte weder in Teutschland noch in Italien; als Oesterreich stark ward, war eine neue Weltordnung eingetreten, die Zeit war vergangen, wo durch Wahn, Gewohnheit, und Unbestimmtheit der Rechte Reiche gemacht wurden.

Teutschlands innerer Zustand vom zwölften bis funfzehnten Jahrhundert.

Teutschland hatte in dieser Zeit seine Gränzen gewonnen, ja mehr als seine Gränzen; denn jenseits des Vogesus und Jura und südlich den Alpen waren Burgunder, Longobarden, Tuscier, und Ligurer dem Reiche hörig, und von der Weichsel bis zur Neva hatten seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die teutschen Kreuzherren und Schwerdtbrüder den mächtigen Ritterstaat von Preußen, Kurland, Lievland, und Esthland gestiftet, wo sie Städte baueten und teutsche Krieger und Kolonisten ansiedelten. Sie erkannten das teutsche Reich und den Kaiser als ihre Oberen: so weit herrschte der teutsche Name. Was aber in Teutschlands ordentlichen Gränzen eingeschlossen war, diente und hieng dem Reiche an. Der slavische König von Böheim, die slavischen Piastenfürsten in Schlesien gehorchten teutschen Kaisern; an der Ostsee hatte Heinrich der Löwe die letzten Wenden bezwungen, und teutsche Krieger nahmen die eroberten Lande ein, teutsche Bürger gründeten mächtige Städte: die wendische Sprache und die wendischen Namen entwichen aus diesen Gegenden. Auch war in

den Ländern zwischen der Oder und Elbe der Krieg für die Freiheit so tapfer geführt worden, daß die Wenden fast nicht besiegt, sondern vertilgt wurden. In diesem weiten und herrlichen Reiche war, seit der Demüthigung der Magyaren und seit sie in Pannonien friedliche Sitze eingenommen hatten, keine äußere Gefahr mehr; denn die Mongolen stürmten in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nur einige Jahre an der Oder, und entwichen bald wieder in den äußersten Ost Europens. Teutschland wohnte von Otto dem Großen bis auf Karl den Fünften, 560 Jahre lang, in einer beneidenswerthen Sicherheit. Zweihundert Jahre nach Otto hatte es noch mit Schwächeren zu kämpfen; dann bis zur Zeit der Türkengefahr nur kleine innere Streite, die das Volk mehr übten, als aufrieben; und zuweilen die Römerzüge der Kaiser nach Italien, die unter den Saliern und Hohenstaufen noch kriegerisch und blutig, nachher nichts als Gepränge waren. So mußte, da bei dem freien Volke jeder Einzelne nach Unabhängigkeit und Freiheit für sich strebte, jene wunderbare und krause Zusammensetzung der vielen kleinen und großen Staaten und Mächte entstehen, deren Vielseitigkeit und doch Zusammenhang sich eher im Ganzen vor das Aug halten als darstellen läßt. Und weil das Volk von außen nicht gedrängt ward, so konnte durch lange und gefährliche Kriege gegen Fremde der Kaiser nicht das Schwerdt in die Hand bekommen über alle, wie mancher Herrschlustige wohl gewünscht hätte; denn nur das Schwerdt

macht die gewaltigen Herren. Jedem mußte die kleine Freiheit gefallen, so lange sie sicher war; denn sie war die wohlfeilste, und bei der Aehnlichkeit, die sie oft mit einem sittlichen Hausvaterstande hatte, die anmuthigste und gemüthlichste.

Heinrich der Dritte, der zweite und gewaltigste Kaiser des salischen Hauses, wollte ein Karl der Große werden, und wäre es vielleicht geworden, wenn er zwanzig Jahre länger gelebt, und wenn er seinen Sohn für den großen Plan hätte selbst bilden können, und wenn Gregor der Siebente nicht die geistlichen Donnerkeile geschärft hätte. Denn immer bleibt es zweifelhaft, ob irgend eine irdische Macht, auch die kühnste und geschwindeste, diese Waffen je hätte zerbrechen können. Die beiden großen Friedriche von Hohenstaufen mögen da Zeichen sein. Heinrich arbeitete sichtlich dahin, die Herzoge allmälig wegzuschaffen und ihre Stellen wieder als kaiserliche Aemter, die er willkührlich besetzen möge, ansehen zu lassen. Das entgalt sein Sohn Heinrich der Vierte, und Gregor gebrauchte den Haß der erbitterten Fürsten für sich. Seitdem wurden die Fürsten fast wie erbliche Herren der Lande geachtet; am Ende dieses Zeitraums waren sie wirkliche Erb- und Landherren. Und auch viele kleine Aemter, als da sind die Burggrafen, Gaugrafen rc. hatten kaiserliche Rechte und kaiserliches Gut zu ihrem Eigenthum gewendet; denn die Hohenstaufen, die um Italien stritten, konnten auf das Teutsche nicht sehen. Die Zersplitterung der großen Macht Heinrichs des Löwen in Nord-

teutschland durch den Neid und Haß seiner Vasallen, die mit Friedrich Rothbart gegen ihn aufstanden, und der Fall der gewaltigen Hohenstaufen erlöseten viele kleine geistliche und weltliche Herren und Städte, daß sie nicht einem mächtigen Fürsten gleich einem Könige gehorchten, sondern unter dem weiten Schatten des schirmenden kaiserlichen Namens künftig in Freiheit herrschen mogten. Weil nach der Vertilgung der Hohenstaufen in den Herzogthümern Franken, Schwaben, Elsaß kein vorragend mächtiges Fürstenhaus war, so breitete sich da vorzüglich die kleine Freiheit aus in einer Unendlichkeit von Reichsstädten, Stiftern, und Reichsritterschaften, die bis auf die letzten Zeiten bestanden sind. Alles dies, wie es geschehen ist, beweiset zugleich von innen ein Streben der Einzelnen nach Freiheit, und von außen eine Gnade Gottes, welcher das vielfältige Freie noch manche Jahrhunderte bestehen lassen wollte, damit die höheren Zwecke der allgemeinen Freiheit befördert würden. Auch die geistlichen Fürsten erweiterten sich gleich den weltlichen auf Kosten von Kaiser und Reich; wie der Pabst sie gelöst hatte, ist oben erzählt. Doch waren sie immer noch Teutsche, und blieben es, und hielten sich gebührlich zu Kaiser und Reich. Die Persönlichkeit jedes Kaisers sollte künftig entscheiden, wie weit er über sie und durch sie herrschen könnte; denn waffenloser als die großen Weltlichen waren sie und die Städte der kaiserlichen Hoheit zugethaner, weil das Wehrlosere mehr durch Ansehen und Recht besteht.

Die Städte waren in den beiden letzten Jahrhunderten auf eine wunderbare Weise gewachsen, und wuchsen die beiden folgenden Jahrhunderte, welche die Zeit ihres höchsten Glanzes waren, noch immerfort. Die meisten von ihnen begannen aus schwachen und geringen Anfängen; sie waren königliche oder bischöfliche Villen und Burgen, und ihre ersten Bewohner fast lauter hörige Leute, ihre Richter und Schultheiße herrschaftliche Beamte, ihre Rechte und die Verwaltung derselben in fremden Händen. Aber der wachsende Handel und Flor Italiens breitete sich über sie aus; die Kreuzzüge brachten neue Reitze des Ziehens und Strebens, welche auch in Teutschland gefühlt wurden; der Sinn für Freiheit erwachte auch bei den Kleinsten mehr und mehr; und selbst viele Reiche und Angesehene flüchteten sich, damit sie Schutz hätten, hinter den Schirm ihrer Mauren, und vergrößerten ihr Wesen. Schon unter Friedrich dem Ersten saßen Städte mit bei den Reichsversammlungen. Nachher seit dem dreizehnten Jahrhundert blüheten sie von der Schelde bis zur Neva und von der Ostsee bis zu den Alpen mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit und Triebkraft zu Glück und Freiheit auf. Viele freie und edle Geschlechter siedelten sich an in ihnen, andere zwangen sie wegen gefährlicher Nachbarschaft sich und ihre Güter ihnen einzuverleiben. Auf diese Weise gewannen sie viele ritterliche Geschlechter, die ihren Glanz und ihr Ansehen vermehrten. Reichsgüter erwarben viele von den Kaisern, nahmen einige in Zeiten der Verwirrung. Die kai-

serlichen Gerichte, Zölle, Münzrecht, und andere Herrlichkeiten bekamen sie für geleistete Dienste geschenkt, oder pfändeten und kauften sie von geldarmen oder geldsüchtigen Herren. Wie sie selbst in ihren Arten und Einrichtungen eben so unendlich mannigfaltig und verschieden waren, als die griechischen Städte in ihrer blühenden Zeit — nur daß teutsche Sitte und Oberherrlichkeit alle verband — so war in ihnen wieder eine Menge kleiner Staaten, geistliche und weltliche, unter dem Namen Brüderschaften und Schwesterschaften, Gilden, Zünfte, Mittel, und Innungen, die wieder kleine Gemeinwesen für sich bildeten. Diese alle, in Einer großen Ordnung zusammengefaßt, machten das ganze Stadtwesen aus; so daß im Mittelalter eine Stadt ein ächtes Bild des großen Reiches war, eben so viele kleine Körper in sich schließend, als Kaiser und Reich Herzoge, Fürsten, Bischöfe, Städte, Ritter, Grafen, und Freie zählten.

Die Kreuzzüge und jenes von innen hervorsprudelnde und rege christliche Leben, welches gegen das Ende des elften Jahrhunderts die gerüsteten und bewaffneten Wallfahrten nach dem gelobten Lande veranlaßte, veränderten binnen einem Jahrhundert den äußeren Zustand von ganz Europa, und hatten auch auf Teutschland den geschwindesten Einfluß. Italien, das schon früher blühende Städte und mancherlei Schiffahrt und Verkehr mit den konstantinopolitanischen Griechen und Römern gehabt hatte, wuchs plötzlich an Handel, Reichthum, Macht, und Freiheit. Wir

haben gesehen, wie die mächtigen Hohenstaufen mit den lombardischen Städten vergeblich kämpften. Dies wirkte auf Teutschland zurück durch die politische Verbindung beider Reiche, noch mehr durch die geographische Lage der Länder. Italien und Teutschland waren die großen Handels- und Fabrikländer der Welt bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Ich erinnere nur, welch ein geschwinder Trieb des Guten, Schönen, und Freien in dem reingermanischen Teutschen lag, das sich hierin wie in allem andern offenbarte. Durch den lebendigen und glühenden Geist, den die Kreuzzüge erregten und unterhielten, durch die großen Thaten und Abentheuer, die bestanden, selbst durch die Fabeln und Mährchen, die aus der Ferne erzählt wurden, durch den Anblick unbekannter Menschen, Länder, und Welttheile, und durch den ganzen gewaltigen Strom und Strudel der Dinge, worin alle Triebe und Leidenschaften der Menschen umgetrieben wurden, entstand ein neues Menschengeschlecht. Ein langer Traum mit seinen magischen Dämmergestalten entfloh von den Augen, und sie sahen klar in ein neues Leben hinein, woraus zu seiner Zeit wieder Träume und Dämmerungen aufsteigen sollten. Jetzt regten sich viele mildere Triebe und feinere Künste: Dichtkunst und Saitenspiel, Gott und die heilige Jungfrau, und alle Heiligen und Helden des Christenthums, und alle irdische und himmlische Liebe, und aller fromme Glaube und aller dunkle Wahn wurden in einem wundersamen Bündniß zusammengebunden, verschönerten

das Leben, und erschufen das Ritterthum und die Ritterlichkeit. Manche Unhuld und Härte des früheren Zustandes verschwand durch diese edlere Schwärmerei, die wenigstens drei Jahrhunderte lebendig fortlebte und nachher mehr und mehr zu eitler Einbildung und lügenhafter Ziererei erstarrte: ein Schicksal, das den besten und größten menschlichen Dingen begegnet.

Das germanische Weib und ihr Verhältniß zum Manne war immer in Würden gewesen. Schon Tacitus erzählt, wie unsere Altvordern in dem Weibe die leisen und verborgenen Kräfte Gottes und der Natur gewahrten und das Prophetische und Weissagende in ihr verehrten. Das war einem Volke natürlich, welches eine so tiefe Anlage in sich trug die inneren und gemüthlichen Dinge zu ahnden und zu verstehen. Als das Christenthum den Thron der Welt bestieg und das Milde und Zarte über das Strenge und Rohe stellte, da trat das Weib in neue Rechte: die Welt der himmlischen Träume, die Welt der Sehnsucht und Liebe begann; das Ahndungsvolle und Ueberschwängliche, im tiefen Glauben geschaut, sollte die Götterspeise der künftigen Geschlechter sein. Kaum erwachte im elften, zwölften Jahrhundert die zarte Geistigkeit des Christenthums, so war auch ein Paradies von Liebe und Schwärmerei aufgeschlossen, worin die weibliche Liebenswürdigkeit und Anmuth und der sehnsüchtige Himmelssinn als die Göttinnen des neuen Lebens wohnten: das Weib ward zu einem Himmel von Reinheit, Huld, und Schönheit erhoben, wo sie

mit der Mutter Gottes und mit allen Heiligen in Einer Reihe saß. Tiefste und innigste Verehrung des Geheimen in der weiblichen Natur ward die heiligste Pflicht der Ritter und Männer. So entstand mit der hohen Schwärmerei des Ritterthums ein angebetetes und vergöttertes Frauenthum, dessen unsichtbare Gewalt sich über das ganze Leben jener Zeit verbreitete, und was würdig, keusch, sittig, und anmuthig im Weibe ist wie mit einem überirdischen Heiligenschein weihete. Dieses Frauenthum, beide aus dem germanischen Gemüthe und dem vergeistigenden Christenthum geboren, blieb nicht allein in den höheren Ständen der Gesellschaft stehen, sondern ward auch in den niederen lebendig. Gottlob selbst in dem Leben und den Sitten unserer Zeit sind noch Spuren davon übrig, wieviel wir auch mit wälscher Ziererei und französischer Lüge getändelt haben, die germanische Reinheit und Einfalt zu verfälschen und zu beschmitzen.

Allein nicht bloß ein Ritterthum und veredeltes und vergeistigtes Frauenthum entstand in dieser Zeit, sondern auch eine politische Ritterschaft, die sogenannte Reichsritterschaft. Solange die Macht der teutschen Kaiser im Glanz stand, blühete auch der teutsche Adel in Herrlichkeit: da waren auch die teutschen Fürsten nur Edelleute. Aber als sich die Herrlichkeit der Kaiser schwächte, da rundeten einzelne Fürsten ihre Herrschaften in größeren Massen ab, und die kleinen Herren mußten manche Verträge der Abhängigkeit unterschreiben. In allen Landen Teutschlands, z. B.

in Thüringen, Westfalen, Niedersachsen wie viele edle Grafengeschlechter sind unterdrückt oder erloschen, deren Güter und Schlösser die mächtigeren Fürsten einnahmen und mit ihrem Lande vereinigten. Der kleine Adel also, damit er sich gegen die großen Unterdrücker schirmte, that sich in manchen Gauen zusammen, und bildete Genossenschaften. Diese wurden nachher unmittelbare Glieder des Reichs, und hatten oft Männer unter sich, die durch ihre Tugend und Ritterlichkeit es mit der Macht großer Fürsten aufnehmen konnten. Das gehörte auch dem Zeitalter und Volke, daß es ritterliche Bünde und Hansen gab, nur eine andere Art Gilden und Innungen, als die der Bürger in den Städten. Solcher besonderen Genossenschaften sind im teutschen Reiche, vorzüglich in Südteutschland, viele gewesen, z. B. die Schlegler, die Martinsvögel, die mit den rothen Ermeln. Diese hatten ihre bestimmten Tage, wo sie sich versammelten, und Zeichen und Sinnbilder, woran sie erkannt wurden; sie hielten bei Zwisten zusammen, und standen für Einen Mann, und gaben Fehden und endeten Fehden.

Auch der Zustand der Abhängigen, Hörigen, und Leibeigenen besserte sich in diesem Zeitraum. Die Städte mit der Sicherheit ihrer Mauren wurden Pflegerinnen der Freiheit; sie schirmten viele, welche sonst dienstbar waren, und zwangen die Herren milder zu seyn, damit die gedrückten Knechte nicht zu ihnen entwichen. Mehr thaten die Kreuzzüge: wer auf seine Brust das Kreuz nähete und gelobte in das heilige Land zu ziehen

und gegen die Heiden zu fechten, den durfte niemand festhalten, er mogte Herr oder Knecht seyn. Viele hunderttausend Dienstbare entliefen so, und ganze Bezirke wurden öde von Bauren. Damit die übrigen nicht eben so thäten, mußten die Herren sanfter regieren. Manche auch kauften sich nach und nach los von Zins, Pflicht, und Hörigkeit, und erlangten wieder eine Art Freiheit; über alle aber begann nach dem langen Druck ein menschlicheres Gesetz zu walten. Das ist das Glück in einem gemischten und eidgenossischen Staate, daß man von dem einen Herrn zu dem andern entrinnen kann, und das war oft der Stolz der freien Städte, daß sie die sich in ihren Schutz gaben gegen mächtige Dränger beschirmten.

Von Konrads des Vierten Tode bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo eine neue Zeit begann, sind 250 Jahre. Dies ist vielleicht die stillste Zeit, welche Germanien jemals erlebt hat; die Verbindung und das Verhältniß zwischen Italien und Teutschland und zwischen dem Pabst und Kaiser meistens festgesetzt: viele kleine Händel und Neckereien noch, keine blutige Kriege mehr noch Kämpfe auf Leben und Tod; in Teutschland selbst unwichtige Streite und Zwiste: nur die Kriege der Schweitzer mit den Erzherzögen von Oestreich, herrlich durch den Sinn, womit sie geführt wurden, traurig für Teutschlands Sicherheit, weil künftig eines seiner Bollwerke gegen die Fremden sich losreißen sollte; nur die unseligen Hussitenkriege, zehen Jahre mit der Tücke und Wuth geführt, womit Johann Huß bei dem Koncilium von

Kostnitz von seinen Feinden auf den Scheiterhaufen gebracht ward; von aussen keine Gefahr noch irgend ein Volk so mächtig, daß es sich mit dem teutschen Volke messen konnte. In glücklicher Freiheit ründete sich jedes Land, jede Stadt, jeder Gau zu einem eigenen Gemeinwesen ab, und das Reichsband, das alle zusammenhalten und umschlingen sollte, mußte von Jahrhundert zu Jahrhundert loser und weiter werden. Wie das Reich bei der Erlöschung der Hohenstaufen stand, ist ungefär gezeigt worden. Nach ihnen war eine zwanzigjährige Zeit fast herrenlos. Die Teutschen nannten Alfonsus den Weisen von Kastilien und Richard Prinzen von England ihre Könige, von welchen aber der letzte nur einige Monate, der erste nie in Teutschlands Gränzen gesehen ist. Diese zwanzig Jahre ohne Kaiser hat man das Zwischenreich genannt. Dieses Zwischenreich diente den Fürsten und Herren, um sich zu greifen, ihre Macht noch mehr zu befestigen, und sich von dem Raub des Reichs und den Gütern der Hohenstaufen zu stärken. Doch ward Uebermuth, Selbstgewalt, und Verwirrung in Teutschland und Italien endlich so groß, daß beide Fürsten und Pabst das Bedürfniß eines Kaisers fühlten. Damit aber jeder seine Macht und Freiheit desto gewisser bliebe, hüteten sie sich hinfort wohl, die Kaiser immer aus Einer Familie zu wählen noch sehr mächtige Herren auf den Thron zu setzen. Im Jahr 1273 ward der Graf Rudolf von Habsburg gewählt, und schloß das lange Zwischenreich. Er ist der Stifter der östreichischen Macht. Von

der kaiserlichen Herrlichkeit und den eigentlichen Reichslanden war fast nichts mehr übrig: die obersten Gerichte, die Judensteuer — denn die Juden waren des Kaisers leibeigene Knechte — einige Gaben und Verleihungen, einige Zölle, Standeserhöhungen, und manche kleine Dinge — dies gab die Einkünfte dessen, der für den gewaltigsten und mächtigsten Herrscher der Christenheit gehalten ward; und jeder Kaiser beeiferte sich noch, durch Verschenkungen, Verpfändungen, Tausche, Verkaufe, und Verleihungen, die er seinem Erbhause zuwandte, diesen letzten Rest zu schmälern. Es war der Glanz der Ehre und der hohe Wahn, welche diese Würde begehrlich machten; doch war in dem Wahn und in seiner Unbestimmtheit vieles, wodurch der Name Kaiser in großen Zeiten und durch große Männer wieder mehr als bloßer Name seyn konnte. In diesen friedlichen und nur durch die eigene Kraft und Lebendigkeit des Volkes zuweilen getümmelvollen Jahrhunderten war der Kaiser der oberste Richter und freundliche Vater tapferer und freier Söhne, welche, in genügsamer Freiheit bei sich zufrieden wohnend, allen andern Völkern gleiches Glück gönnten und keinem einzigen Volke Krieg und Unfrieden brachten. In Italien aber dauerten die Wirkungen der Salischen und Hohenstaufischen Züge immer noch fort; dort erschien auch bei dem schönen und edlen Kampf um die Freiheit, was das heißere Blut des Südens immer hervorbringt: gewaltigere und blutigere Kriege und grimmigere Feindschaften und Verfolgungen; dort lebten die alten Geschichten

der griechischen Städte und Tyrannen wieder auf. Die Namen aber Waiblinger und Welfen deuteten auf die vergangenen Zeiten hin, wo das mächtige Haus der Welfen und die Päbste für die Freiheit standen gegen die Hohenstaufen, deren Stammschloß Waiblingen in Schwaben war.

Teutschland war seit Heinrich dem Fünften immer mehr Wahlreich geworden; aber die Fürsten und Herren waren und wurden seit dieser Zeit immer mehr unbestrittene Erbherren ihrer Länder und Richter und Verwalter derselben. Doch waren nach teutscher Weise allenthalben Landstände von Adel, Prälaten, und Städten, in manchen auch von freien Bauren; und kein Fürst durfte alles durch sich. Nicht die kleinste Steuer oder Zulage mogte er fordern, das Land habe sie ihm denn bewilligt. Von seinen Gütern, von einigen Gerichten und Zöllen, von den Forsten und Bergwerken, wenn deren im Lande waren, mußten Hof und Staat unterhalten werden. Der Fürst war noch nicht mächtig durch Soldaten, sondern allein durch die Liebe und Treue seiner Städte und freien Männer. Am wenigsten vermogten die Fürsten, deren Lande in der Nachbarschaft großer Reichsstädte oder Hansestädte lagen, oder die dergleichen Städte gar zu ihren Städten rechnen wollten. — Die ersten Fürsten des teutschen Reichs heißen jetzt die sieben Kurfürsten, geistliche und weltliche. In der früheren Zeit waren die Herzoge an der Spitze der großen Volksgeschäfte gestanden und hatten dem Volke die Kaiser zur Wahl oder Anerkennung ge-

wiesen. Als aber diese Herzoge und ihre Würden zerfallen waren, da kam dies mit den sogenannten Erzwürden auf gewisse mächtige Herrscherhäuser, und auf die drei rheinischen Erzstifter, deren Ansehen im teutschen Reiche sehr alt war. Im vierzehnten Jahrhundert wurden diese Sieben durch Karls des Vierten goldene Bulle mit großen Vorrechten und Herrlichkeiten öffentlich anerkannt. Bei ihnen war hinfort die Wahl der Kaiser, bei ihnen meistens die Leitung der Reichstage und Reichsangelegenheiten, und immer neue Vorzüge ließen sie sich durch die sogenannten Willnbriefe, die der Kaiser bei'm Antritt seiner Regierung bestätigen mußte, beilegen und bebriefen. Die anderen Stände des Reichs murreten und sträubten sich oft, und nannten ihren Besitz unrechtlich erworben; aber sie behaupteten sich darinn: denn wer die Macht behauptet, behauptet das Recht.

Das Glück, der Reichthum, die Macht, und die Kunst und der Glanz waren in diesem Zeitraum bei den Städten. Es war das goldene Zeitalter der Freiheit und Bürgerschaft, das sie seitdem nie wieder erlangt haben. Von dem Kaiser hätten sie nach und nach alle Herrlichkeiten gelöst und ausgepfändet: Gerichte und Hochgerichte, Grafschaften und Burggrafschaften, Reichsvogteien, Zölle, Gülten, Münze, und wie die mancherlei Namen der Hoheit hießen, waren endlich ihre, und sie richteten sich fürstlich und ritterlich ein mit Festen und Thürmen und mit einem so streitbaren Zeuge und Wehr, daß eine

Stadt, die in ihren Mauren nur 10000 freie Männer hegte, es mit vier, fünf großen Fürsten, wie sie damals waren, im Felde wagen durfte. Ja es rissen sich manche Städte, die von Fürsten gegründet worden, völlig los aus der fürstlichen Pflicht, und sahen sich als unmittelbare Reichsstädte an; was besonders den Fürsten Nordteutschlands widerfuhr, deren Städte der Hanse anhingen: so daß die Fürsten darüber fast arm und ohnmächtig wurden. Weltbekannt wurden die großen Städtebünde, die Hanse und die rheinischen und donauischen Städte, welche von Fleiß, Kunst, Gewerben, und Manufakturen blüheten und den ganzen Handel des Nordens und Osten in ihren Händen hatten. Denn Hispanien war in einem schweren Kampf mit den Mohren, England und Frankreich arbeiteten einander Jahrhunderte in blutigen Kriegen ab, Rußland und Polen waren barbarisch und zum Theil unter asiatischer Herrschaft, und der skandinavische Norden hatte seinen Reitz zur Weltthätigkeit noch nicht erhalten. Die Blüthe und der Reichthum waren vom zwölften bis sechszehnten Jahrhundert bei Italien und Teutschland. Die mancherlei Verfassungen und Ordnungen dieser Städte sind wieder fast eben so verschieden, als ihrer Namen waren; und auch ihre Bünde sind ein eben so unbestimmtes und unbeschreibliches Wesen als das ganze teutsche Gemeinwesen dieser Zeit war. Das Herkommen, die Sitte, die Treue des Volkes regierten und schlichteten damals das Meiste; des Bestimmten und Geschriebenen war

weniger: davor entsetzt sich die Freiheit, weil es durch Erstarrung die Knechtschaft einzuleiten pflegt. Alles gebahr, fügte, und ordnete sich, wie die lebendige Natur in fröhlicher Jahrszeit alles in einander und aus einander erschaffet und erhält, ohne daß man sagen könnte, welches das Erste und welches das Letzte ist. Jenes Zeitalter war wie die sprießende Kraft des Frühlings. So erwuchsen die Bundesordnungen und die Schöppenstühle und so manche löbliche und weise Einrichtungen durch die Freiheit und Biederkeit der Menschen von selbst, und für das, was in der Lebendigkeit des ganzen schaffenden Lebens so geworden war, konnten die späteren Menschen, die nur durch den todten Buchstaben Geschichte zusammenzureihen verstanden, keine Verbriefung und Urkunde finden. Auch das hatte die teutsche Freiheit, daß in den Städten zuweilen Aufruhre und Verwirrungen entstanden, wobei die Gemeinde gegen die Obrigkeiten, oder die Zünfte gegen einander, oder die Weltlichkeit gegen die Priester im Harnisch waren. Daß dabei Blut vergossen ward und das Henkerbeil zuweilen entblößt werden mußte, war unvermeidlich. Aber dies war schöner, als die Todtenstille, die eine spionische Polizei schafft, und als die Ordnung, die das Soldatenthum stiftet. Im Zuchthause ist es am stillsten; aber wer mag im Zuchthause wohnen? In des Gärtners Garten stehen die Bäume pfeilgerade an Stäben gereihet und sollen so nach der Regel wachsen; im Walde wachsen sie nur durch Gott, manche wirft auch der Wind um,

aber die stehenden stehen kühner und gewaltiger. Doch war teutsche Treue nie so mordisch und blutig, als italische Tücke, noch so wild und unruhig, als griechische Heftigkeit. Einige fielen bei solchen Bewegungen als Schuldige oder als Opfer, und dann stellte die Unruhe das zerrüttete Gleichgewicht wieder her.

Die Gerechtigkeit ward verwaltet nach den alten teutschen Gesetzen und Ordnungen, die in den verschiedenen Landen galten. Die Städte schufen sich aus diesen und aus Aehnlichkeiten und Bedürfnissen neue Beliebungen und Satzungen. Auch aus dem römischen Rechte, das unter dem Namen Kaiserrecht mit jedem Jahrhunderte bekannter und umgreifender ward, nahm man immer mehr auf, theils weil die gesellschaftlichen Verhältnisse mit der größeren Ausbildung wirklich verwickelter und künstlicher wurden, theils auch nur, weil die Gewohnheit oft ohne Sinn und Bedürfniß Gutes und Böses zugleich einschleichen läßt. Die alten kaiserlichen Pfalzgrafen und Gaugrafen und die Centgerichte waren an vielen Orten verschwunden, weil die meisten Lande Eigenthum der Fürsten geworden und diese in ihrem Namen die Gerichte verwalteten; doch waren noch immer einige kaiserliche Land- Hof- und Burggerichte. Alles dies gilt nur von den ältesten teutschen Landen; die nördlichen und östlichen, sonst wendischen und slavischen, Länder waren den Fürsten von Anfang an unmittelbarer unterworfen; der Adel war dort nicht so frei, das Volk war oder ward völlig leibeigen; nur

die Städte erhuben sich auch da durch die Hanse zu einer Freiheit, die zum Theil herrlicher war, als die südteutsche: Breslau, Danzig, Lübeck, Riga, Stralsund konnten sich wohl gegen Augsburg, Zürich, Cöln, und Strasburg stellen. Die Städte pflegen ihrer Gerichte fast allein durch sich selbst, und stifteten Obergerichte, wohin sie wetteten, welche zuerst die Gewohnheit zeigte, nachher die Ehrfurcht heiligte. Solche waren die Schöppenstühle in Magdeburg, Cöln, Lübeck rc. Oft geschah es aber auch, daß die Bürger einer großen Stadt an das Gericht einer kleinen Bundesstadt wetteten und von ihr Recht nahmen — Große Händel zwischen den Fürsten, oder zwischen Reichsstädten, oder zwischen Städten und Landschaften und Fürsten pflegte man durch Austräge oder Schiedmänner zu schlichten; und geschah es oft, daß große Fürsten, ja daß ganze Lande und Fürsten im Streit ihre Händel der Obrigkeit einer Stadt zur Entscheidung auftrugen, und schwuren, sie wollen bei dem fallenden Ausspruch stehen; ja es ward wohl in solchen Fällen, wo kein geschriebener Buchstab, sondern das mitgebohrne Gesetz des Herzens entscheiden muß, irgend ein Fürst oder Burgemeister oder anderer Biedermann, der als solcher von dem Volke erkannt war, von den Streitenden zum Schiedmann gewählt; und ging auf diese Weise die Treue und Redlichkeit wieder zu der ältesten Art zurück, die im Stande der Unverdorbenheit fast die einzige gewesen war.

Es war uralter teutscher Freiheitsbrauch, von seines Gleichen gerichtet zu werden. Aus diesem Brauch entsprang ganz natürlich die Sitte der Austräge und Schiedmannschaften, welche unter Maximilian dem Ersten gesetzlich geheiligt ward, so daß von diesem Vergleichsgericht an das Kammergericht nicht gewettet werden durfte. Das römische Recht wollte in dieses und in manche andere ehrwürdige Herkommen des teutschen Volkes immer siegreicher einbrechen. Oft war Klage über dieses Recht und über die Verwirrung, worin römische und teutsche Gesetze unter einander lagen, so wie über manche andere Unzulänglichkeit der alten gerichtlichen Verfassung, die durch Willkühr und Selbstgewalt gefährdet ward; aber es blieb lange bei Klagen. Seit dem dreizehnten Jahrhundert saß im Namen des Kaisers ein gewisser Hofrichter, ein Mann hohen Ranges, welchem Beisitzer zugegeben wurden, die laufenden Sachen abzumachen; außer ihm waren einzelne kaiserliche Landgerichte und Hofgerichte. Oft waren Vorschläge gethan, wie die teutsche Gerichtspflege verbessert werden könnte, unter andern unter Albrecht dem Zweiten und Friedrich dem Dritten; aber erst unter Maximilian im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts kam die neue Ordnung der teutschen Gerichte zu Stande, deren Art fast unverändert bis auf unsere Zeiten bestanden ist.

Die peinlichen Gerichte waren hart, die Rache der Beleidigten, wenn sie ihrer Dränger habhaft wurden, oft fürchterlich; alles dies willkühr-

lich, wie die Menschen, welche solche Verbrechen begehen oder in solchen Händeln befangen sind, nicht mehr in den gewöhnlichen Gesetzen stehen. Die Menschen jener Zeit leitete ihr natürliches Gefühl besser, als uns die weiche Weinerlichkeit, die gar nicht mehr strafen kann; nur gingen sie oft zu weit. Die Gottesurtheile wurden von Tage zu Tage seltener, und hörten endlich ganz auf, theils weil das Geschlecht mündiger, theils weil der Glaube an den unmittelbaren Eintritt Gottes schwächer ward. Aber ein merkwürdiges Hochgericht entstand in dieser Zeit, das sogenannte geheime Gericht, oder die Vehme, welche verborgene Sünden und Todesverbrechen eben so dunkel richtete, als dunkel sie verübt waren, und durch das Unsichtbare und Nächtliche ihrer Strafen fürchterlicher war, als durch den Strang selbst. Dieser Gerichte Freigrafen und Schöffen waren in allen Landen des südwestlichen Teutschlands, eine unsichtbare, streng in sich verhüllte und verschlossene Macht, die ihre geheimen Sitzungen hielt und die Verbrecher geheim und unvermeidlich richtete. Welcherlei ihre Art, ihre Bräuche, ihre Weihen waren, weiß man nur dunkel. Das Feierliche und Nächtliche dieser Hochgerichte hätte man immer behalten sollen; denn ein Menschenleben ist ein ernstes Ding, und der Ernst und das Grausen der Strafen schrecket die meisten Menschen mehr, als das fantastelose Beil und der nackte Strang. Auch diese Gerichte wurden gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts abge-

schafft, weil mit dem alten Glauben auch die alte Art fallen mußte, und weil die Freigrafen, wenn auch ihnen Glaube und Gewissen verging, furchtbare Tyrannen werden mußten.

Das Mittelalter ist das Zeitalter der Fehden. Die jetzigen Menschen denken bei dem Worte Fehde fast dasselbe, als wenn man ihnen von Räuberbanden und Spitzbubenschaaren erzählt, welche stehlen, morden, brandstiften, und alle scheußlichsten Gräuel der Natur begehen. Es ist das Fehdewesen auch häufig so dargestellt worden. Wenn das aber das Alltägliche jener Zeit gewesen wäre, wie hätten Freiheit und Blüthe des Volks bestehen können, die doch damals viel herrlicher waren, als zwei oder drei Jahrhunderte später? Freilich als noch keine Söldner die Thore bewachten und keine Regierungen unter dem Schein der Sicherheit durch zu fein ausgesponnene Ordnung und Polizei die Menschen zu Weichlingen und Knechten machten, war die Selbsthülfe und Selbstrache und selbst der Muthwille und Uebermuth häufiger, als jetzt; der unruhige und kriegerische Sinn, die Liebe der Waffen und des Getümmels, die reitzbarere und kühnere Jugend des Zeitalters, selbst das Abentheuerliche und Ritterliche, was in dem Aufsuchen der Gefahr lag; auch die Leichtigkeit, die jeder freie Mann vor dem Gebrauch des Pulvers hatte, sich in seinem Schlosse oder hinter den Wällen seiner Burg zu vertheidigen — alles das reitzte zu Ueberziehungen und Fehden, die man mehr als Uebungen der Tapferkeit denn als ein ehrlo-

ses Räuberhandwerk betrachtete. Nie war eine Zeit, wo es an kleinen Kriegen, Ueberfällen, Plünderungen, und Räubereien fehlte; zuweilen, wann dies Wesen zu wild zu werden drohete, mußten Bündnisse und Bewaffnungen gestiftet werden, um die kriegslustige und getümmelvolle Jugend wieder zur Ordnung zu weisen. Zuweilen geschah es auch wohl, daß schändliche und wirklich räuberische Gesellen das Befehden und Ueberziehen zu einem Handwerk machten und rechte Räuber wurden; diese endigten aber gleich Räubern an dem Galgen oder auf dem Scheiterhaufen. Bei den andern ging es gewöhnlich ehrlich und ordentlich zu durch Absage- und Aufsagebriefe, und Bestimmung des Tages und der Stunde, wo man als Feind auftreten wolle; denn das däuchte ihnen nach altem teutschen Brauch jedes freien und wehrhaften Mannes Recht zu seyn, daß er seinen Feinden absagen und sie bekriegen mögte, wann, wo, und wie er konnte und wollte. Nicht bloß Fürsten gegen Fürsten, Städte gegen Städte, oder einzelne Ritter gegen eine Stadt, einen Bischof, einen Fürsten, sondern einzelne Bürger sagten oft einer ganzen Stadt oder einem ganzen Lande den Frieden auf. Dies war uralte Weise. Es gab aber hier auch Gesetze des Herkommens, und wer seinen Feind völlig Gesetzlos überfiel und behandelte, der ward auch, wenn man ihn fing, wie ein ehrloser Bube behandelt. Unsere leidenden Bürger und Bauern, an lange und mürbe Faulheit der Knechtschaft gewöhnt, denken, wenn sie die Geschichten jener Zeit hören, immer an

ihren kümmerlichen und wehrlosen Zustand; sie meinen, es waren eitel adliche Räuber und Ritter, die sich in Fehden zerbalgten und andern das Gut und das Leben plünderten. O wie mancher freche Gesell aus den Städten und vom Lande, der die rege Kraft nicht zu lassen wußte, zog aus und that ein Gleiches. Wie können die Menschen überall glauben, daß ein so treues, frommes, freundliches, kunstreiches, und tapferes Volk, dessen Gesetze alle auf löbliche Freiheit und freudiges Leben zielten, so lange ein Wesen bei sich geduldet hätte, das nichts als Gewalt und Räuberei gewesen wäre? Diese Waffenfreiheit und dieser brennende Thatentrieb bei unsern Vätern hatten ihr Lästiges und Unbequemes; aber freien Menschen thut es so weh, alles einzuschränken, wodurch Muth und Tapferkeit zugleich mit gestraft wird: sie duldeten das kleinere Uebel für das größere Gut, für die Freiheit. Wäre aber — wie viele sich einbilden — das Land voll eitel Räuber und Banditen gewesen, wie hätte es so mächtig und blühend seyn können, als es war?

Nein, in diesen Fehden sprach sich noch täglich der alte kriegerische Sinn aus, und jene freie und tüchtige Vergeltungsart, die ihre Klage so ungern unter die Klauberei der Schriftgelehrten und unter die Tücke des todten Buchstaben stellt; aber offen und ritterlich, nicht meuchlisch und hinterrückisch sollten die Fehden angekündigt und geführt werden. So lange der Geist des Ritterthums bestand, so lange der Gottesfriede, der geheime Glaube an eine dunkle, aber gewisse Ver-

geltung, die Macht der Priester und Altäre und ihr Bann über die Herzen Gewalt hatten, gab es Zügel genug, die wilde Kraft zu bändigen und den jugendlichen Uebermuth zu zerknirschen. Dies und die ganze natürlich ritterliche und priesterliche Art und das ganze Leben des Mittelalters überhaupt muß man sich vor das Gemüth stellen können, wenn man das Vergangene begreifen und beurtheilen will. Was in dunkeln und kindlichen Zeiten dunkel und unentwickelt mit einander bestehen und leben kann, das darf freilich nicht mehr seyn, wenn das Menschenalter mündig oder nur hell wird; will man es dann noch behalten, so wird es ein Aberglaube oder Gräuel.

Die Hierarchie und das Priesterthum blieb zu dem Kaiser und Reiche wie zu dem Volke ungefär auch jetzt noch in denselben Verhältnissen, worein es durch die siegreichen Gesetze Gregors und durch andere große Kirchenvorsteher gestellt worden war, und worin es der Natur des Christenthums und der Bildung des Volks nach stehen mußte. In Teutschland wurden jetzt keine großen Veränderungen erlebt, doch aus der Kirche selbst und aus andern bedeutenden Zeichen und Erscheinungen, die sich am Horizont dieser Jahrhunderte zeigten, konnte man weißagen, daß es nicht lange mehr so bleiben würde. Die päbstliche Macht, worauf als auf dem eigentlichen Grundstein das ganze Gebäude der damaligen Kirche ruhete, hatte gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihren höchsten Punkt erreicht, und ging seitdem abwärts; nie hat sie

wieder geherrscht, wie von Alexander dem Dritten bis auf Innocenz den Dritten. So scheint das Verhängniß aller menschlichen Dinge zu seyn, oder bestehen sie überhaupt nur im Kampfe lebendig und stark? Die Päbste konnten ausruhen auf den Arbeiten ihrer Vorfahren, als keine Friedriche von Hohenstaufen mehr zu fürchten waren; die Anspannung ließ nach, und die Macht löste sich mehr auf. Auch das verdarb die Päbste, daß, was die Geistlichkeit weder aufhalten konnte noch wollte, die freien Städte und die nun schon reiche und gebildete Weltlichkeit in Muth und Freiheit und Kunst immer frischer fortstrebten, sie aber und die ganze Hierarchie in ihrem Wesen und Seyn eisern und starr bleiben und nicht mitgehen wollten. Und das wäre noch verzeihlich gewesen, aber sie gingen mit in Lüsten und Begierden und Genüssen; die Heiligkeit und der Ernst wurden abgelegt, und kein neuer Harnisch angethan, der die Augen des Volks hätte blenden oder die Mängel bedecken können. Aber am meisten schadete den Päbsten, daß sie sich durch die Schlauheit des bösen Königs von Frankreich Philipp des Schönen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nach der Stadt Avignon in Südfrankreich bringen ließen, wo sie 72 Jahre, bis zum Jahre 1378, saßen, und sich und ihr ganzes Verhältniß und Wesen von der europäischen Welt zu nahe beleuchten, auch sich durch die französische Politik in manche Verhältnisse einklemmen ließen, die ihnen nicht immer das Rechte und Politische zu thun erlaubten. Diese Entfer-

nung von Rom, und manche andere Unvorsichtigkeiten und Nachlässigkeiten veranlaßten die lange Kirchenspaltung, wo die Christenheit sich zwischen zwei und drei Päbsten theilte, und wo man in 39 Jahren nicht wußte, wer in Rom denn eigentlich der Herr sei. Diese für den päbstlichen Stuhl traurige Zeit hatte im Innern der Kirche fast dieselben Folgen, welche das zwanzigjährige Zwischenreich zwischen Konrad dem Vierten und Rudolf von Habsburg in Teutschland für die kaiserliche Macht gehabt hatte: Verwirrung, Spaltung, entweihte Kirchengewalt, und Bannflüche der Päbste gegen einander: die Laien lernten nun an der Untrüglichkeit zweifeln, und sahen, daß die geschleuderten Donnerkeile nicht immer trafen; Auflösung der Kirchenzucht, Verfall des Glaubens, Krieg unter den Mönchsorden, Macht, die der weltliche Arm sich nehmen mußte, da der geistliche sein Amt nicht verwalten konnte. Das Schlimmste war die Schlichtung dieser geistlichen Vielherrschaft oder Hirtenlosigkeit. Sie geschah durch die beiden Koncilien, die in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Konstanz und Basel gehalten wurden. Diese Koncilien sollten auch die Kirche ordnen und bessern, alle Misbräuche und alles lästerliche und schandbare Wesen wegthun, und die Eingriffe der Päbste in die Rechte der Völker und Herrscher zurückweisen; aber von allem diesem geschah fast nichts, die Päbste und die italiänische Schlauheit täuschten alle, und äusserlich blieben die Päbste noch Päbste. Innerlich ward es aber ganz anders: was

der Gedanke durchschaut und begriffen hat, das kann nicht wieder getödtet werden. In den langen Jahren, als diese Koncilien saßen, wozu die hohe Geistlichkeit aller christlichen Länder berufen war, ward vieles begriffen, erklärt, und ausgesprochen über die Gewalt der Kirche und des Pabstes, und über Misbräuche und Gräuel aller Art, die sich eingeschlichen hatten; über Regierung, Freiheit, Fürsten- und Pabstrecht wurden kühne und freie Begriffe ausgebreitet, die jeder Abreisende mit in seine Heimath nahm. Die Schwäche der Hierarchie war aufgedeckt, was man aus der Ferne angebetet hatte, war zu nah gesehen worden: man zitterte nicht mehr vor dem Bann, und glaubte nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Nachfolger des heiligen Petrus.

Bei der Geistlichkeit war auch der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die lustigsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur Einer Meinung; und es kann wirklich nicht geleugnet werden, daß es so war. Aber so leer, so arm, und geistlos konnte es nicht sein, als viele meinen; denn wie sollten so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere, und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat,

aus jenen Anstalten hervorgegangen sein, wenn alles so gar todt und dürftig gewesen wäre? Nein, das war es gewiß nicht. Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, und was Frische und Saft auf das Dürreste und Leblosesten goß und es mit Geist und Athem beseelte: sie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kind auf in das ganze Leben und in all sein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche und unbewußte Religion; und diese höchste Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit, und Geschicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameisen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauern, und nicht wissen, wodurch noch warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige, und einfältige Geist der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen jetzt vergangenen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die frühesten Tage seiner Jugend zurückdenkt und der vielerfahrne Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch diese Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze; durch diese waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und

Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen gleich allen anderen. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so liebliche Früchte. Hier auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen das Elenn und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen gewesen, wo keine frühern Völker Zeichen und Bilder zurückgelassen hatten, woran die späteren sich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meister als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, schufen, bildeten, und erfanden sie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberschwängliches erstaunt. Auch das ist eine Ehre unsers Volkes und ein Beweis für diese Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: man weiß den Meister und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutscher. Und wer will alle die Erfindungen und Künste herzählen, die dieses sinnvolle, geduldige, und fromme Volk ersonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verschönert und die Sitte befestigt hat?

Das ist aber klar, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in

der frühesten Zeit geworfen, eine uralte geistreiche und seelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der frühesten Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten schon so herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, was jene früheste Zeit geboren hat? aus welcher Brust klang zuerst das herrliche Nibelungenlied und so viele süße Volksgesänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wann das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend ausgestorben ist? wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Cöln, Wien, Strasburg, Auxerre, Pisa gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder wie Andeutnngen und Weißagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wnnder bleibt dies immer, wie alles höhere Dasein ein Wunder ist. Darum nennen die einen es eine Narrheit und die andern eine

Herrlichkeit; die einen mögten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde, die andern schreien: dummes mystisches und mönchisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit; viele stellen sich aber, als verständen sie es, und verstehen es doch nicht, sondern sind nur Stauner und Nachbeter. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkennt und darin gelebt hat, dem ist der Sinn oft so zugeschlossen, in diese Heiligthümer einzudringen, daß, wenn sie ihm auch lieblich dünken, sie ihn doch immer bänglich und halb verworren und fast mit einem Gefühl von Sünde gehen lassen. Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sei und lebendig und gläubig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket; dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiserthum, die weltliche Waidlichkeit, und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle, und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieses nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt solche Mauren, wölbt solche Pfeiler und Dome, und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann

kein Mensch, sondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen so hoch in die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt solche fromme, freundliche, und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen solche Weltfantasien? Wahrlich, nicht aus dem Herzen eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm sei und kindlich und einfältig, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volkes, die solche Werke schaffet; denn was kann auch der herrlichste und göttlichste Mensch, es sei denn des ganzen Volkes Sinn oder Gott in ihm, die ihn treiben? Wie aber, wenn ein Volk keinen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr ordentlich abgedruckt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtlosigkeit — diese Zeichen tragen alle Werke jener Menschen; aber wo das Herz höher streben und die Fantasie mannigfaltiger spielen durfte, da fällst du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Christenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberschwängliche, das keinen irdischen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut; in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tausend Bildern und Blüthen hinwehet, und doch nirgends in Gestalt

schließet noch bestimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Christenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewebt; was man das Romantische genannt hat. Wie willst du diese Schnörkel und Zierrathen, diese Mannigfaltigkeit von Natur- und Fantasiegestalten, dieses bedeutungsvolle Bedeutungslose, dieses alles, worin tausend Gestalten sich zu bilden scheinen und worin keine ist — wie willst du es erklären, nicht in den Bildern allein, sondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubest, es ist wie ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschlossenen und klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geistern und Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar und besonnen ist die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedlich, klug, und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben! wie umgehen sie sich, weichen einander aus, belauschen was jedem gefällt mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so ge-

scheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Anstöße und Triebe schon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt sind; da ist ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Fantasien. Dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen und Anspielungen, welche Fantasien wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch, und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander sein kann.

Das Leben jener Zeit hatte allerdings seine Härten und Sprödigkeiten, wie sie kräftigen Zeitaltern natürlich sind und weichlichen unausstehlich dünken. Wer bloß in unserer Feinheit gelebt hat, kann die Großheit jener Menschen nicht begreifen. Die Jugend und die Freiheit hatten ihren Muthwillen und ihre Ausgelassenheiten; aber über das Ganze neigte sich der Gottesglaube und die himmlische Freundlichkeit, und beruhigten die Wildheit, wie eine liebliche Jungfrau sich über einen wilden Buben neigt und ihn mit Mährchen und Fabeln in den Schlaf lullt. Jenes Ernste und Feierliche und doch wieder Lustige und Kindliche, was in den Liedern und Sa-

gen klingt und in den Bilderchen und Zierrathen der Tempel spielt, war die Gestalt des ganzen Lebens geworden. So war das Haus bestellt, so der Hausrath, so die Kleidung, so Schritt und Haltung der Menschen: alles Eines Lebens und Triebes; deswegen ein anmuthiges, friedseliges, und einträchtiges Wesen, bei dessen Betrachtung einem wohl ums Herz wird. Strenge und Stattlichkeit und Freundlichkeit und Demuth, Ernst und Feierlichkeit und Spiel und Muthwille wohnten ungestört und geschwisterlich neben einander, und die bürgerliche Langsamkeit und fromme Bedächtigkeit des gewöhnlichen Lebens ward in Kriegen und Gefahren zu einer Geschwindigkeit und Entschlossenheit, die nur das Herz erzeugt. Nichts Finsteres, nichts Mürrisches in den Sitten, sondern Freude und Wohlleben; aber Zucht im Hause, Zucht in der Gemeinde, Würde bei der Obrigkeit, eine feste Ordnung bei jedem Mann, der auf einer öffentlichen Stelle stand. Dort Strenge, dort Unerbittlichkeit, wann gefehlt ward. Jedem seine Geburt, sein Ansehn, seine Stelle im Volke bestimmt; aber keine Stelle im Volke verachtet noch ehrlos. Es waren freie und gewaffnete Menschen, jeder hielt auf sich, jeder schirmte sich selbst, und gab Ehre, und empfing Ehre. Das Gemeinwesen gemessen, würdevoll, und prangend, die Gesellschaft ernst und feierlich, und mit Ernst und mit Gott beginnend, dann in Lust, Saitenspiel, und fröhlichen Muthwillen zerfließend. Noch heute sind die Teutschen wohl das fröhlichste europäische Volk. Und es

war Reichthum und Fülle bei dem Geschlechte, und es konnte spielen und sich freuen, und auf Werke sinnen, die den Nachkommen verkündeten, welch ein teutsches Volk einst gelebt habe.

Wie kraus und bunt und vielfältig in einander verflochten, wie in tausend Gestalten hinspielend, durch tausend verschiedene Strebungen und Fantasien doch zu Einem Ziele strebend das Christenthum und die aus ihm und dem frommen Volke geborne Kunst war, so bunt, so vielfältig, und tausendfältig einander durchkreuzend und doch einander haltend stand auch das ganze politische Leben des Volkes, eine äußerliche Hierarchie Gottes, worauf oben schon oft hingewiesen ist. Dieses Kaiserthum, bunt wie der Mantel, den der Kaiser am Krönungstage gleichsam symbolisch umhing, war die Gestalt des weiten Reiches. Wie vielerlei Ordnungen von Fürsten und Herren, und in jedem besonderen Lande wie wieder ein verschiedenes Gesetz und eine verschiedene Art! die Städte wie viele kleine Freistaaten! und in jeder Stadt besondere Bräuche, Einrichtungen, Sitten; und jedes, auch das kleinste, Gemeinwesen wieder aus fünf, sechs, ja wohl funfzehn, sechszehn kleiner Staaten zusammengesetzt! ich meine die Brüderschaften und Zünfte und Gilden, die in jener lebendigen Zeit noch nicht zur Gaukelei und Spielerei ausgeartet waren, was sie später oft gewesen sind. Auch dies war eine Art Ritterthum, eine für sich geschlossene verbündete Gesellschaft, die ihre Bräuche, Geheimnisse, und sogar Weihen hatte. Darauf bei dem kleinsten Bür-

ger ein Stolz und dafür ein Gehorsam, wie nur bei dem edelsten Ritter; daran die Satzungen der Gemeinde, die Ehre des Hauses, die Erziehung der Kinder, die Zucht der Ehen geknüpft; sogar eine bürgerliche Ahnenprobe, die nichts Unehrliches und Unebenbürtiges zuließ; aller Schimpf und Schande mit unerbitterlicher Strenge ausgestoßen. Dieser mannigfaltig zertheilte und zersplitterte Geist bildete in dem großen Reiche so viele kleine Staaten, und band sich doch durch einen allgemeinen Sinn für Tugend und Recht und Ehrbarkeit wieder so zusammen, daß man nur dadurch begreift, wie ein so tausendfältig Getrenntes und so unsichtbar Verbundenes so manche Jahrhunderte hat bestehen können. Wann aber das Leben aus diesen Gestalten verschwunden ist, und die Bewegung, die das bunte Räderwerk lebendig durch einander treibt, still steht, dann wisse, die Zeit der Aufräumung ist da: du sollst die alten Gerüste zerschlagen, auf daß ein neuer Bau beginnen könne.

Wenn man bedenkt, wie fromm, züchtig, löblich, und doch wie frisch, tapfer, geschwind dieses Leben aus jugendlicher Kraft und lebendigem Christenthum erwachsen war, wenn man empfindet, wie tief die Kunst dieser Menschen die Natur und Gott ergriffen und in unvergänglichen Bildern hingestellt hat, so wird man von einer stillen Wehmuth befallen, daß ein so glückliches und freudiges Wesen doch auch vergehen mußte. Wenn man sieht, wie diese kindlichen und von Gott geleiteten und getriebenen Men-

schen ohne Kenntniß und Wissenschaft so Großes und Mächtiges konnten, so will der Wunsch nicht schweigen: o wäre doch nichts Fremdes dazwischen gekommen! hätte dieses kindliche, demüthige, und fromme Leben sich doch durch sich selbst zwar langsamer aber sicherer zur Mündigkeit und zum Bewußtsein durchgearbeitet! vieles Leid und viele Gräuel wären vielleicht weniger gewesen; das Leben und seine Bestrebungen wären nie so zersplittert worden; Hader, Zwietracht, Verkehrtheit, die aus einer verkehrten Nachahmung des Veralteten und Heidnischen entsprangen, hätten die Menschen nicht so zerrissen und verführt. Wäre es nicht besser gewesen, wenn dieses Geschlecht mit dem Mönchslatein und seiner Bibel ohne die Griechen und Römer sich so selbst entwickelt und fortgebildet hätte, wie es im dreizehnten, vierzehnten, und noch in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts auf dem Wege war? Den Homer der Niebelungen hatten wir auch ohne Homer, die Spanier ihren Cid ohne klassische Heldengeschichte; liebliche Lieder wurden gesungen, ehe man wußte, daß Anakreon und Katullus und Pindarus in der Welt gewesen; die Dome in Strasburg und Mailand standen, ehe die Tempel des olympischen Jupiters und der ephesinischen Diana gehört waren; vor Thucydides und Livius und Tacitus gab es bei uns gewaltigere und edlere Männer, Feldherren, Könige, Stifter, und Vertheidiger der Freiheit, als nach ihnen. Und wie viel Aeffisches und Verkehrtes ist seit dem siebenzehnten, achtzehnten Jahrhundert

in die Kunst und das Leben der Europäer gekommen, weil man nach dem Todten das Lebendige hat bilden wollen, und weil man gemeint hat, Phidias und Homer und Sophokles könnten in ihrer alten Gestalt wieder auferstehen! — Vergebliche Klage, und thörigtes Unterfangen! Es däucht uns oft lustig, zu untersuchen und zu vergleichen, wenn dies und jenes nicht geschehen, oder wenn es anders geschehen wäre, wie dieser oder jener Mensch, dieses oder jenes Zeitalter, diese oder jene Begebenheit dann eine ganz andere Bahn, anderes Streben, und anderen Ausgang gewonnen haben würde; aber nie erreicht bei diesen Untersuchungen und Vergleichungen die menschliche Kurzsichtigkeit Schluß noch Ziel. Das Ziel ist: falle nieder und bete an vor der unbegreiflichen Gewalt, welche durch die Zeiten und Geschlechter dunkel hinwandelt und waltet, mit dem Glauben flattre wie Noahs Taube mit dem Oelblatt über der Sündfluth der Geschichte, mit der Demuth verehre den stillen und frommen Geist, der doch aus allem Lebendigen wehet und athmet, und wann das Herrlichste zerfällt und das Unschuldigste vergeht, und das Tapferste besiegt wird, und das Freieste dient — dann weine, und schweige, und erkenne, daß über den Wolken etwas lebt und richtet, dessen Wege du nicht meistern darfst.

So blühete Teutschland gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, reich an Volk und Städten, an Künsten und Freiheit, herrlich durch den Namen des Kaisers, von der Trebbia bis

zur Eider, von der Rhone bis zur Neva herrschend, als das freieste, stärkste, streitbarste Volk berühmt. Die Menschen jenseits der Alpen und Ardennen sahen in den teutschen Lanzenknechten noch die Riesengestalten, die einst Marius und Cäsars Heere erschreckt hatten, und erstaunten vor ihrer Ordnung und Tapferkeit. Man dachte sich jenseits der Berge alles noch viel größer und mächtiger, als es war, einen Glanz der Freiheit, eine Volksmenge, einen kriegerischen Sinn, wogegen ganz Europa nichts vermöge. Die Teutschen hießen nur das kriegerischeste, unüberwindliche, gewaltige Volk, das jeden Augenblick Hunderttausende von Kriegsmännern aussenden könne, wie der Winter Schneeflocken ausstreuet; und das war die größte Ehre dieses Volkes, daß sein Glück nur beneidet, nicht gefürchtet wurde: denn es war das gerechteste Volk, es wollte keinen drängen noch erobern. Wirklich war Teutschland stark durch Treue und Biedersinn, durch Freiheit und Freiheitsmuth, und durch einen edlen Stolz, den es auf seine Ehre und seinen Namen hatte. Jede Stadt war eine Festung, jede Bürgerschaft eine Besatzung, über deren Leichen zur Eroberung gegangen werden mußte; die Kriegsordnung wohl gestellt, jede Innung in Genossenschaften geschaart, Zeugmeister und Feuerwerker verordnet, und ein stattlicher Zeug eingerichtet, Vorräthe auf mehrere Monate in den großen Städten immer in Bereitschaft. Auch das Land wimmelte von Menschen, und Dörfer reiheten sich an Dörfer: in den folgenden Unglückszeiten sind viele Orte und

Namen verschwunden, die nimmer wieder erstehen sollten. Aber doch war Teutschland stärker durch die Meinung, als in der Wirklichkeit; es kam auf die Probe an, wann eine wirkliche Gefahr andrang, wann ein mächtiger Feind mit geschlossener Kraft, die geschwind zu Einem Ziel gerichtet werden konnte, Versuche gegen Teutschland machte, wie es dann zusammenhalten und seine Stärke offenbaren würde. Ein Kaiser, der bei dem höchsten Glanz der Ehre so wenig wirkliche Gewalt hatte; die Fürsten, immer gieriger, alle Hoheitsrechte an sich zu reißen, immer eifersüchtiger auf den großen Oberherrn, und die letzten Reste seiner Macht bei jeder neuen Wahl mit neuen Schranken einschließend; die Städte, reich, fleißig, mächtig, in besonderen Bänden zusammenstehend, unter dem allgemeinen Schirm des Kaisers gehalten, aber wohl fühlend, wie sie gegen den Neid und die Habsucht der großen Fürsten am meisten durch sich selbst bestanden; die hohe Geistlichkeit, zweien Herren dienend und oft dem Pabst mehr als dem Kaiser, durch den Vortheil und das Gefühl des mittleren Adels, aus welchem ihre Glieder häufig hervorgingen, an das Volk und den Kaiser und an die wahren Vortheile des Reiches mehr gebunden, als die andern, aber auch der ohnmächtigste Theil, weil, wo Priester beten, die Waffenkünste schweigen; auch der Adel, schon lange von dem Kaiser mehr gelöst: der in den Landen der Fürsten angeseßnen mußte sich den Fürsten meistens unterwerfen, die sogenannte Reichsritterschaft war mehr des Kai-

sers Ritterschaft, doch durch die Unabhängigkeit der Stifter seit dem zwölften Jahrhunderte auch unabhängiger. Dieses so Vielfache, so Streitende, mit so verschiedenen Vortheilen und Trieben nach so verschiedenen Seiten hin Strebende zu verbinden und seine Langsamkeit und Unbehülflichkeit zu geschwinden Thaten zu bewegen, dazu bedurfte es immer außerordentlicher Menschen und außerordentlicher Gefahren. Und wie? nach der langen Entwöhnung von mehr als drei Jahrhunderten sollte die rüstige und waffengeübte Kraft des Reichs von Kurfürsten, Fürsten, Städten, Bischöfen, Rittern, und Herren sich wieder einträchtig unter den Kaiser stellen und den allgebietenden Oberherrn wieder durch die That im Gehorsam anerkennen? Das war kaum zu hoffen; auch geschah es anders. Die späteren Kaiser mußten bitten, wo die früheren befohlen hatten.

In der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, als Friedrich der Dritte von Oestreich und sein Sohn Maximilianus der Erste teutsche Kaiser waren, ließ Gott viele Zeichen geschehen und viele Offenbarungen kommen, daß ein ganz anderes Zeitalter beginnen würde, als seit fünfhundert Jahren gewesen war. Denn soll etwas Neues in der Welt werden, so müssen Schlag auf Schlag viele außerordentliche Erscheinungen kommen, und wann, was aus ihnen allen hervorgeht, endlich in Einem Punkt zusammentrifft, so ist die neue Geburt fertig, und das Erstaunen und Schrecken der Menschen wird gebohren. Darum kann eine neue Weltepoche den Menschen

nicht anders als ein Wunder kommen. Gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts trafen aber so viele Begebenheiten zusammen, daß man neuer Dinge warten konnte; und funfzig und siebenzig Jahre nach jener Zeit, damals als Luther gestorben und Karl der Fünfte vom Thron gestiegen war, erschien auch denen, die immer noch gehofft hatten, das Alte werde erhalten werden können, wie der Lauf der Welt und der Wille Gottes allmächtiger ist, als alle Wünsche und Gebete, ja als alle Arbeiten und Widerstrebungen der Menschen.

Der Reichthum und Glanz des äußeren Lebens in den großen Freistaaten und Städten Italiens und Teutschlands strebten in dieser Zeit in Kunst und Wissenschaft immer weiter und fingen an die nackte Unwissenheit und plumpe Liederlichkeit in der Geistlichkeit zuerst zu belächeln, dann zu verachten: der Uebergang zu einer neuen Gesinnung erschien, die Weltlichkeit wollte vor der Geistlichkeit herrschen. Da kamen viele griechische Flüchtlinge nach Italien, und als im Jahr 1453 das griechische Reich zu Konstantinopel zerstört worden, landeten neue Meister der griechischen Sprache und Wissenschaft. Jetzt ward das Studium der Griechen und Römer mit einem Leben und einem Geist entzündet, die ein Jahrhundert lang brannten, wie nie nachher wieder, und allen Bestrebungen, Neigungen, und Ansichten der Menschen eine neue Richtung gaben, welche die folgende Zeit gebähren half. Auch war in die-

sem Jahrhundert von teutschen Männern die Buchdruckerkunst erfunden, welche den Wissenschaften und allen menschlichen Gedanken und Worten eine Geschwindigkeit der Mittheilung und Verbreitung verschaffte, die allmächtiger war, als alle Künste von Despoten und Pfaffen, die sie haben hemmen wollen — Das Schießpulver, das man wohl schon zwei Jahrhunderte kannte, aber bisher wenig gebraucht hatte, fing an die ganze Kriegsart zu verändern und der einzelnen Freiheit und Tapferkeit den Untergang zu drohen — Im Jahr 1492 entdeckte der Genuese Colombo die Neue Welt für die Spanier, und bald darauf segelten die Portugiesen unter Vasco di Gama um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Ostindien. Diese kühnen Schiffer veränderten das ganze Verhältniß der Welt und der Länder — Ja, damit die neue Geburt der Zeit nicht ohne Wehen wäre, erschien sogar eine neue fürchterliche Krankheit, welche die Teutschen die Franzosen nannten, welche schrecklich wüthete, und wogegen man lange keine Hülfe kannte — Und damit es an äußerem Gedränge von Kriegen und Revolutionen nicht fehlte, hatte Gott es so gestellt, daß in Südeuropa so mächtige Staaten entstanden waren, als man seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen hatte, und daß herrschsüchtige und kriegslustige Könige, Räthe, und Feldherren an ihrer Spitze standen.

Auch in Teutschland waren manche Zeichen erschienen, die auf einen neuen Zustand deuteten. Man war mit dem Alten nicht zufrieden, und es

trug sich auch nicht mehr, weil größere Bildung und Verfeinerung die alte Einfalt und Schlichtheit zu verdrängen anfing. Die Verhältnisse der Menschen und Stände und Staaten wurden vielseitiger und verwickelter und reichten mit den alten Ordnungen und Einrichtungen nicht mehr aus. Das römische Recht ward immer allgemeiner und geltender, wenigstens schlichen seine Grundsätze sich stillschweigend mehr ein. Dieses, und das eifrige Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller, und die Lebensart und Gesinnung und Kunst der Wälschen, welche die teutschen Jünglinge, die nach Venedig, Padua, Bologna, Rom, und Florenz zogen, dort sahen und lernten, veranlaßten neue Strebungen und Reitze und richteten das Leben und die Neigung der Menschen zu neuen Dingen hin. Manche neue Ordnungen, welche die Fürsten und Städte für sich, und Kaiser und Reich für alle jetzt machten, bewiesen auch, daß das Alte entweder nicht mehr zulange, oder nicht mehr gefalle. So hatte man den schwäbischen Bund gestiftet, damit in Schwaben und den Rheingegenden die Befehdungen und Ueberziehungen gebändigt würden. Unter Maximilianus ward im Jahr 1495 durch eine allgemeine Beliebung der Landfriede durch ganz Teutschland festgestellt. Bald richtete derselbige Kaiser unter dem Namen Reichskammergericht ein oberstes kaiserliches Reichsgericht ein, das aber lange noch nicht geordnet war, und eigentlich, wie es sollte, nie geordnet worden ist. Auch theilte er, damit Friede und Ordnung bes-

ser verwaltet werden könnte, das ganze Reich in Kreise, und errichtete einen Reichshofrath, vorzüglich für seine Erblande, der nachher auch Reichssachen schlichtete.

In dieser Zeit, nach dem Untergange der Hohenstaufen im zweihundert und achten Jahre, erwuchs in Teutschland wieder ein mächtiges Herrenhaus, das Haus Oestreich oder Habsburg. Rudolf von Habsburg machte es zuerst groß; aber die Verhältnisse des Reichs, und das Glück, und in seinen Nachfolgern eine Herrschsucht, die oft feuriger als besonnen war, ließen es nicht mächtiger werden, sondern schwächten es vielmehr, und durch Theilungen der Lande ward es oft den geringeren Häusern gleich. Am meisten aber brachen das Haus Habsburg die Kriege mit den Schweitzern, wodurch gerechte Ansprüche verloren gingen, ungerechte nichtig gezeigt wurden. Oestreich war eine kleine, durch die mächtigen Könige von Ungarn und Böheim bedrängte, und von dem Neide der Nachbarn belauschte Macht, als der Tod des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund den Anfang seiner Erhöhung machte, die nachher auf das geschwindeste stieg. Karl der Kühne war Herzog von Burgund geworden nach seinem Vater Philipp dem Gütigen im Jahr 1467, und zehen Jahre darauf in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweitzer erschlagen. Durch Glück, Tapferkeit, Weisheit, und Mäßigkeit hatten seine Vorfahren eine wahrhaft königliche Macht gestiftet. Sie waren die Herren des größten Theils der burgundischen Lande jenseits des Jura, und

auch in dem schönen Lande, das unter den letzten Karlingern Lotharingien, bei den Späteren die Niederlande genannt ward, gehorchten ihnen die meisten Herzogthümer und Fürstenthümer: ein reiches, fruchtbares, mächtiges Land, voll stolzer ritterlicher Geschlechter, voll stattlicher Burgen und Schlösser, und voll freier und in allen Künsten des Friedens wirksamer und blühender Städte. Mit Philipp dem Gütigen, Herzog von Burgund, der vor Karl regierte, durfte sich kein König messen; weil Karl über Kaisern und Königen sein wollte, bestand die Herrschaft nicht. Muthig, tapfer, kriegserfahren, hochherzig, arbeitsam, kurz alles, wodurch Herrscher und Helden geachtet und gefürchtet sein können, war Karl der Kühne; aber er war zu heftig, zu ungeduldig, zu offen, und wollte in Jahren gewinnen, was sich oft in Jahrhunderten nicht erwerben läßt. Nach dem teutschen Purpur und nach Teutschlands Herrschaft, nach Italiens Besitz, nach der Demüthigung des französischen Königs, nach der Unterjochung der Schweitz trachtete dieser feurige Heldenmuth, und weil er zu vieles zugleich wollte, verdarb er alles. Teutschland war stark durch die Unabhängigkeit und die Kraft seiner Städte, die Schweitz ward durch die Freiheit und durch die Alpen vertheidigt, in dem Könige von Frankreich Ludwig dem Elften belauerte Karls Entwürfe eine Arglist und Tücke, wogegen seine offene Ritterlichkeit scheitern mußte. Die Schweitzer schlugen ihn, durch Ludwig den Elften ging er unter. Dieser hatte in Karls Heere Verräther

gekauft und die Schweitzer durch Geld über die Berge gelockt; er war auf den Erfolg gerüstet, griff zu, und gedachte die burgundischen Lande zu gewinnen. Aber er riß nur einen Theil ab; das Uebrige vertheidigten die Herren und Städte für Karls Tochter, die burgundische Maria, die sich mit des Kaisers Friedrich von Oestreich Sohn, mit dem Erzherzog Maximilianus, vermählte. So ward Burgund österreichisch. Daß Oestreich noch größer würde, vermählte Philipp der Schöne, Maximilians Sohn, Erzherzog von Oestreich und Herzog von Burgund, sich mit der Prinzessin Johanna von Hispanien. Von Maximilians Enkeln ward Karl, der älteste, König von Hispanien, Indien, Sicilien, und Apulien, und Herzog von Burgund, Ferdinand, der jüngere, Erzherzog von Oestreich, und seit dem Jahr 1526 König von Böheim und Ungarn. Auch darin sorgte Gott für Teutschland, daß er dieses mächtige Haus im Osten seiner Gränzen erwachsen ließ; denn von Osten drang mit den türkischen Eroberer jetzt die größte Gefahr heran.

Die Schweitzerkriege, die blutigen hussitischen Unruhen, die Feldzüge und der Fall Karls des Kühnen, ein Krieg Maximilians und des Schwäbischen Bundes gegen die Schweitz, der unbedeutende Krieg desselben Kaisers gegen Venedig — dies waren die einzigen großen Unruhen, welche Teutschland im funfzehnten Jahrhundert und in den ersten Jahren des sechszehnten erfuhr. Aber die meisten europäischen Staaten hatten sich in dieser Zeit gestärkt und ihre inne-

ren Kräfte fester verbunden; Teutschland, dessen Reichskraft immer mehr aus einander ging, durfte nicht hoffen, daß es noch lange so ruhig sitzen würde, wie es die letzten Jahrhunderte gesessen hatte. Spanien war Ein Staat geworden durch den langen Kampf mit den Mohren und Saracenen, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts bezwungen wurden; Frankreich hatte seine Kraft versammelt und die mächtigen Herrenhäuser vertilgt durch die langen und blutigen Kriege um die Herrschaft des Landes, die es mit England führen mußte: die Arglist und Geschicklichkeit Ludwigs des Elften that das Letzte, er hinterließ einen mächtigen Staat, und ein besoldetes Heer, wie damals kein Fürst hatte. Auch England hatte jener Kampf nicht geschadet; in blutigen Getümmeln und fürchterlichen Wechseln waren seine lebendigen Kräfte in Reibung geblieben, und immer noch ward von dem kühnen und freigesinnten Volke freudig nach Freiheit und Gesetzlichkeit gestrebt. Den Norden berührte Europa nur noch durch die Hierarchie und den Handel der Hanse. Im Osten war Barbarei, Knechtschaft, und Gesetzlosigkeit. Italien und Teutschland, die blühendsten, die freiesten, die kunstreichsten, und gebildetsten Länder, hatten eine bunte und wunderbare Vielherrschaft; in einem andern Weltalter und unter anderen äußeren Einflüssen erneueten sie fast die Geschichte Griechenlands von dem sechsten bis zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt; ihr Glück, ihre Verbindung mit einander, und ihr Schicksal sollte noch mehr daran erinnern.

Griechenland war Italien gezeigt worden, Italien ward Teutschland vorgehalten; doch wollte man nie weise werden, und eine Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, gefiel hinfort besser, als ein Gehorsam, wodurch nur Freiheit besteht.

In Italien war es fast wie in Teutschland, viele Könige, Fürsten, Freistaaten, und Herren; nur daß der Kaiser aus der Ferne fast gar nicht, der Pabst nicht mehr wie vor zwei Jahrhunderten herrschte. Die Mächtigsten waren damals der Pabst, die Republik Venedig, die Republik Florenz, der Herzog von Mailand, der Herzog von Savoyen, der König von Neapel, und der König von Hispanien in Sicilien. Ihre Zwietracht und Eifersucht gegen einander, vorzüglich die Verruchtheit des Pabstes Alexander des Sechsten und seines Sohnes Cäsar Borgia und des Herzogs Ludwig Moro von Mailand zogen die Fremden in das schöne Land. Im Jahr 1494 zog Karl der Achte, König von Frankreich, wie in einem Siegeszuge durch Italien. Ludwig Moro, die Florentiner, Alexander der Sechste gaben ihm Festungen ein und zahlten ihm Millionen Hülfsgelder; in wenigen Monaten war er im Besitz des Königreichs Apulien, worauf er Ansprüche machte. Bald in ganz Italien Erstaunen und Schrecken, dann Erwachen und Besinnung, daß so mächtige Nachbarn der Freiheit gefährlich werden würden. Die venetische Klugheit errichtete ein Bündniß, und versammelte ein Heer, die Franzosen schlugen sich an der Trebbia bei Fuornovo durch, und gingen über die Alpen wieder in ihr Land. Dies

geschah ein Jahr nach dem Einfall Karls in Italien. Jetzt war das Geheimniß der Schwäche Italiens aufgedeckt, denn was Karl mit 15000 bis 20000 Mann gekonnt hatte, getrauten sich andere tüchtigere Feldherren wohl besser zu können. Bald waren die Franzosen wieder in Italien, bald auch die Spanier. Krieg wuchs aus Krieg, Aufruhr aus Aufruhr, Betrug aus Betrug. Spanier, Franzosen, Teutsche, Schweitzer wurden über die Alpen und das Meer geführt. So ward gestritten bis zum Jahr 1514; die Spanier blieben die mächtigsten im Lande. Die folgenden Jahre 1515 und 1516 traten neue Könige in die Bahn, Franz der Erste in Frankreich und Karl der Erste in Spanien. Die ersten Jahre Vorbereitungen, Lauschungen, Nebenbuhlerei, endlich offene Entzweiung, seit Karl im Jahr 1519 die teutsche Kaiserwürde über Franz gewann. Er folgte seinem Großvater Maximilian in der Regierung, und heißt in der teutschen Geschichte Karl der Fünfte. Auch Franz hatte durch Unterhandlungen und Bestechungen um diese höchste Ehre der Christenheit gebuhlt, aber die Teutschen fürchteten mit Recht die französische Arglist und Ländergier, und wählten den ersten und weisen Bewerber um die teutsche Krone, Karl, König von Hispanien und Indien, Herzog von Burgund und Erzherzog von Oestreich, den mächtigsten Fürsten, der seit Heinrich dem Schwarzen aus dem Hause der Salier in Europa regiert hatte. Seit dieser Zeit hörte der Krieg nicht auf, bis den Fürsten die Kraft erlosch. Die Friedensschlüsse waren

Waffenstillstände. Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier Herren der Lombardei und Süditaliens; das übrige Italien hing an ihrem Wink: um das Glück und die Freiheit des Landes war es für lange Zeiten geschehen. Noch blüheten Kunst und Wissenschaft ein Jahrhundert; nachher verfielen auch diese mehr und mehr, denn mit dem Stolz und Muth der Freiheit verfällt alles Große.

Zwei Jahre vor Karls Antritt der teutschen Regierung entzündete sich in Teutschland anscheinlich aus einem kleinen Funken eine Flamme, welche die ganze Welt ergriff. Ein Mann mit der Bibel in der Hand und dem Vertrauen auf Gott und auf die Wahrheit that größere Dinge, als die Kaiser und Könige mit allen ihren Kriegen und Eroberungen, er veränderte die Welt. Dieser Mann war Martin Luther, Augustinermönch und Professor der Theologie zu Wittenberg. Es war ein Misverhältniß eingetreten zwischen der Lehre und dem Leben, zwischen der Geistlichkeit und der Weltlichkeit, das sich nicht leicht mehr heben ließ. Wäre bei der Geistlichkeit größere Zucht, ernsteres Halten auf Sittlichkeit und Mäßigkeit, wäre bei den Oberpriestern lebendigeres Streben nach Weisheit und Frömmigkeit gewesen, dann hätte freilich eine Kirchenspaltung nicht kommen können, wie Luther sie veranlaßte; denn die Kirche wäre nichts Eisernes und Todtes geworden, sondern das lebendige Leben selbst, welches dem kleinen Leben erst seine Bedeutung geben sollte. Sie wäre nicht stehen geblieben, son-

Doktor Martin Luther.

dern mitgewandelt, und auf andere sanftere und unblutigere Weise wären wir vielleicht etwas langsamer zu der Epoche gelangt, wo wir gegenwärtig stehen. Zum nüchternen Bewußtsein, zur kalten Gedankenwelt wollte die allmächtige Zeit, damit sie nach durchschrittenen Stufen von Richtigkeit aus der Tiefe der Idee ein höheres Christenthum zu seiner Zeit wieder ans Licht hinaufförderte. Aber die Geistlichen thaten von diesem nichts; als eine eiserne und unverrückliche Ordnung sollte die Kirche in ihrem äußeren Bau stehen bleiben, sie selbst aber wollten keine Priester mehr sein, sondern es den Kindern der Welt gleich thun, ja zuvorthun. Das ertrugen die Menschen, als es zu arg ward, nicht länger, Luther sprach nur ihre Gefühle aus, und weil die meisten empfanden und dachten wie er, so that er den Willen Gottes, denn er that den Willen des Volks.

Die neuen Studien der griechischen und lateinischen Schriftsteller waren der Hierarchie in mehr als Einer Rücksicht gefährlich geworden. Schon seit hundertfunfzig Jahren war ihr Ansehen und der blinde Glaube an die Unfehlbarkeit der Päbste gesunken; die beiden Koncilien und manche öffentlich dargestellte Aergernisse der Kirche hatten mächtig gewirkt; als vollends der Sinn und das Leben des Alterthums und Heidenthums die Herzen und Köpfe ergriff, da bildete sich eine ganz neue Ansicht und ein neues Urtheil über die geistlichen Dinge, und selbst das Heilige und Unendliche des Christenthums ward als ein Kleines

angesehen. So groß war die Begeisterung und Bezauberung der Menschen durch die griechische Kunst und Philosophie, daß seit dem Jahr 1460 mitten in Italien, in der Nähe Roms, wo der heilige Vater saß, ja in Rom selbst sich ein neues Heidenthum bildete, welchem das Christenthum und alles Christliche ein der Einfalt aufgebundenes Mährchen und eine platte Albernheit däuchte. Wer in Rom, Venedig, Florenz, Ferrara, Bologna die neue Gelehrsamkeit nicht hatte noch liebte, galt für einen Barbaren; wer sich ein Christ nannte, hieß ein Tropf. Glatt, hell, und licht sollte das Krause, Dunkle, und Unbegreifliche werden, durchsichtig und heiter wie die Gestalten des griechischen Heidenthums, dessen eigentlichen Sinn man doch nur halb ahnete. So sank das Ansehn der Geistlichkeit zuerst durch das Urtheil der Menschen, es sank noch mehr durch das Heidenthum in den Sitten. Die italischen Priester, durch langen Besitz der Herrschaft sicher, wollten nicht schlechter sein, als die andern; sie setzten das Christliche völlig hintan, ihre Bildung und ihr Gemüth war weltlich und heidnisch, ihr Leben schlimmer als heidnisch. Erzpriester und Kardinäle dichteten wie Katullus und Petronius weiland, und schämten sich nicht Bücher drucken zu lassen, die alle Ehrbarkeit und Schaamhaftigkeit ausgezogen hatten; Päbste und Kardinäle erneueten, was Tacitus und Suetonius von Tiberius und Nero erzählt haben, mit altrömischer Scheußlichkeit und Verruchtheit: die italische Schwere versank von jeher tief in die Lüste, über

welche griechische Leichtigkeit höchstens als Leichtfertigkeit hingeflattert war. Alexander der Sechste und sein Sohn Cäsar und seine Tochter Lucretia, dann die Kardinäle von Medicis und ihr Pabst Leo der Zehnte welche Gräuel waren sie in christlichen Staaten! Das erlöset sie nicht, daß man sagt, sie thaten Großes für die Kunst und die Wissenschaften. Denn in den Lüsten und Verruchtheiten, woran sie das Volk gewöhnten, verging auch die Kunst; Rafael und Michel Angelo und Ariosto waren vo.: frommen und züchtigen Aeltern gebohren. Daß die Päbste durch Ablaß, durch vorgespiegelte Kreuzzüge, und durch Erpressungen und Betteleien aus allen Ländern für ihre Tempel und Werke Geld und Silber zusammenbrachten — wie konnte vor Christen entschuldigt werden, was aus gar keinem christlichen Sinn entsprungen war? Nicht Luther, nicht Zwingli, nicht Kalvinus, und Socinus sollen verklagt werden, sondern die Priester und Erzpriester selbst; sie haben durch Unheiligkeit und Lästerlichkeit den Brand in die Kirche geworfen, der sie selbst und viele tausend Andere verzehren sollte. Gelehrt, gebildet, beredt, der griechischen und römischen Sprache und Geschichten kundig waren die Männer, aber vom Christenthum, von christlicher Theologie, von christlicher Zucht — davon wußten sie nichts, und wollten sie nichts wissen; ja sie hohnlächelten und spotteten über das, wodurch sie so viel bedeuteten. Die niedere Geistlichkeit, wie es geschieht, ahmte die Leichtfertigkeit und Verruchtheit der Großen nach, ohne daß

sie ihre Gelehrsamkeit und Bildung hatte; die größte Ausgelassenheit und Unzucht bei der tiefsten Unwissenheit und Aufgeblasenheit. Solche Pfeiler sollten die Kirche halten, die sich Kirche Christi nannte.

So war es im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, so fand Luther selbst die römische Geistlichkeit, so fanden sie alle seine Zeitgenossen, welche Italien besuchten. Doch sie selbst ist ihr bester Zeuge und Beschreiber: die Bücher, die Gedichte, die Gemählde, das Leben in Rom und Florenz und Ferrara verkündigen uns alles. Durfte solches ohne Scheu und Schaam geschehen, so war das Christenthum verschwunden, und Luther sprach mit Recht: fort mit dieser Kirche, die eine heidnische Buhlerin, die die Hure von Babylon geworden ist. Und nach dem Maaße, wie es in Italien war, trieb man es im geringeren Grade natürlich auch in andern Ländern. Erst als die teutschen Sachen gefährlich zu werden begannen, dachte man wieder auf Ernst und Zucht und befliß sich einiger christlichen Gelehrsamkeit. Dies und Ignatius Loyolas Orden retteten die letzten Trümmer der alten Kirche vom völligen Untergange.

Anfang der großen Kirchenveränderung.

Ganz Teutschland war schon lange empört, und schon über Jahrhunderte alt war die Klage, wie Rom und die Päbste immer neue Namen erfinden, das Land von seinem Silber und Golde zu plündern. Auf den Koncilien, später durch besondere Verhandlungen zwischen dem Kaiser Friedrich dem Dritten und Rom hatte das Uebel

ausgekehrt werden sollen, aber es war geblieben, und die Beschatzungen und Erpressungen des römischen Stuhls waren von Jahrzehend zu Jahrzehend drückender geworden. Diese Beschwerden des Volkes, die schändlichen und heidnischen Sitten der Päbste und Priester, und die Leichtigkeit, alle Gedanken und Meinungen durch die Druckerpresse zu verbreiten, droheten einen Sturm, welchen viele, nur nicht die Priester, von Anfang an für den gefährlichsten hielten. Doktor Martin Luther, im Jahr 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld gebohren, war von Kindauf durch wunderbare Schickungen Gottes gegangen, oder sein festes gläubiges Gemüth hatte, was gewöhnlichen Menschen gewöhnlich geschieht und vorübergeht, unmittelbar auf Gott bezogen. Feurig, kraftvoll, und sinnlich hatte er sich ganz der Strenge der Ordensgelübde und ernsten Betrachtungen und Studien hingegeben; er kämpfte mit dem Satan, der in Lüsten und Begierden drohet, wie ein rechter christlicher Ritter; wie sollte er sich denn vor den kleinen Teufeln gefürchtet haben? In diesem Mönche war ein hoher, lebendiger, freudiger Sinn, durch die Enthaltsamkeit und Verschließung des Jugendfeuers fürchterlicher, wenn ihm eine Bahn geöffnet wurde; ein unerschütterlicher Glaube an den unmittelbar allgegenwärtigen Gott und an eine ewige Wahrheit und ein ewiges Recht; dazu Fröhlichkeit, Männlichkeit, und Beredsamkeit, eine Zunge, die mit Donnerstimmen reden konnte, die Gabe des Sal-

tenspiels und der Dichtkunst: der Mann war groß gebohren. Er trat im Jahr 1517 öffentlich auf gegen die Ablaßkrämerei, welche der Dominikaner Johann Tetzel mit der öffentlichsten Unverschämtheit trieb, und schlug 95 Sätze an, worüber gestritten werden sollte. Der Dominikaner und sein General nahmen es vornehm, und stellten sich hinter der ganzen Brustwehr der Kirche und ihres untrüglichen Ansehens. Das Mönchlein sollte in Sack und Aschen Buße thun und ohne alle Widerrede widerrufen. Das verlangte auch der päbstliche Legat, der Kardinal von Gaeta; aber Luther wankte nicht, sondern schritt auf seiner Bahn immer weiter, wie sein Herz und der Streit ihn trieben, so daß er am Ende nicht mehr sah, wovon er ausgegangen war. So ist der Lauf aller außerordentlichen Menschen.

Die Hetzereien der Dominikaner; die Zumuthungen des Kardinals von Gaeta; die Disputationen mit ihm und dem Doktor Eck; die über ihn und seine Anhänger ohne Urtheil ausgesprochenen Bannflüche; der Beifall, den er bei allem Volk fand, und der Muth, den Kleine und Große ihm zuwinkten; selbst seine Streitigkeiten mit Erasmus, dem Helden der Gelehrten, und mit Heinrich dem Achten, König von England — rissen den heißen und kühnen Mann unwiderstehlich weiter, und aus dem im Anfange Furchtsamen und Befangenen ward zuletzt ein unbezwinglicher Löwe, den Teufel und Hölle nicht überwältigen mogten. So entwickelten sich auch seine Grundsätze und seine Lehre. So wie die Scheu vor der

alten heiligen Kirche und manche Mönchsvorurtheile sich von ihm lösten, ward er kühner und kühner, und ließ sich jetzt nicht mehr abdringen, was er, hätte man ihn ruhig gelassen, anfangs gern zugestanden hätte. Er bekämpfte mit den schärfsten Waffen der Philosophie und Theologie, besonders mit der Bibel, die er seine einzige Richtschnur nannte, die ganze äußerliche Kirche, den Pabst, die Hohenpriester, das eitle Gepränge, und alle ihre Misbräuche und Laster als vom Teufel und nicht von Gott, und wies auf die Strenge und Ordnung der alten Kirche zurück — Auf Karls des Fünften ersten Reichstage zu Worms im Jahr 1521 gewann er öffentliche Achtung bei dem ganzen teutschen Volke durch die bescheidene und muthige Art, mit welcher er vor dem Kaiser und vor Kurfürsten und Fürsten und Kardinälen und Rittern stand. Kühn erklärte er dort, Gott sei über allen, und sein Gewissen sein höchster Richter; er dürfe und könne nicht widerrufen, bevor man ihm nicht beweise, daß die Bibel lüge oder daß er die Bibel nicht verstehe. Nicht Drohungen, nicht Bitten, nicht Gespräche, und Unterhandlungen fruchteten bei ihm. Doch ward durch den Kaiser die Reichsacht über ihn ausgesprochen, und auch seine Lehre sollte geächtet und verbannt sein. Aber viele Fürsten, die meisten Städte, die muthigsten und freiesten Männer des Volkes hingen ihm an, und er durfte das Aeußerste nicht fürchten. Viele boten ihm Zufluchtsorte, viele wollten mit Reisigen kommen, und ihn geleiten und beschirmen. Sein Herr,

Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen, schirmte ihn am besten: er ließ ihn auf dem Rückwege entführen, in Reitertracht stecken, und auf die Wartburg setzen, ein Schloß in Thüringen unweit Eisenach.

Dort saß Luther im Kampf mit dem Satan und der bösen Welt, welche ihm hart zusetzten, und arbeitete fleißig an seiner Bibelübersetzung, damit er dem Volke das Wort Gottes bald lauter und ungetrübt in die Hände geben könnte. Aber er hielt es hier nicht lange aus, die wilde Stürmerei des Enthusiasten Doktor Karlstadt in Wittenberg, und die wiedertäuferischen Schwärmer, welche alle Spuren äußerer Zucht und Ordnung bei'm Gottesdienst vertilgen wollten, gaben ihm draußen Arbeit; dann zerfiel er mit Zwingli, Pfarrer in Zürich, über die Erklärung und Bedeutung des Abendmahls; darauf die Aufruhre der Wiedertäufer, die Aufstände der unglücklichen Bauren in Franken, Schwaben, und Thüringen, welche der Aufruf zur christlichen Freiheit verführte: Arbeit, Verdruß, Gram auf allen Seiten, sein Werk von Feinden bitter angefochten und von Freunden unklug zerrüttet. Nun erschien auch der gewaltige Mensch, der politische Dinge verwalten und ein Regiment einrichten und halten kann. Wie er ungestüm war in Worten, so war er ruhig in der That; seine Feinde schalten ihn Aufrührer, aber er dämpfte die Aufrührer, bändigte die Schwärmer, und bewies, daß unordentliches Wesen und Ungehorsam gegen die weltliche Ordnung ihm nicht gefiel. Wohin wär-

de die Volkswuth fortgetrieben sein, und was würde Schwärmerei und Gewalt gegen Kaiser und Reich gefrevelt haben, wenn er sich nicht als ein Fels gegengeworfen hätte? Viele Fürsten wußten es wohl, und dankten ihm dafür. Sein Wort aber und sein Name gingen aus über alle Länder, und seine Schriften und die übersetzte Bibel, und die Bücher und Predigten seiner Freunde, ja selbst die Bücher und Verhandlungen seiner Feinde gewannen ihm täglich einen größeren Anhang. Bald traten mehrere der ersten Reichsfürsten öffentlich zu seiner Lehre über, und richteten nach ihrer Art die Kirchen und den Gottesdienst ein, hoben die Stifter und Klöster auf, und schalteten über die geistlichen Dinge und Geschäfte, wie sonst der Pabst geschaltet hatte; vorzüglich aber verbreitete die neue Lehre sich in den Reichsstädten, und wo die Herrschaft bei den Bürgern war; viele vom Adel aber und die Domherren und Prälaten fürchteten sie, als welche ihnen die geistlichen Pfründen und ein reiches und weichliches Leben rauben wollte. Weltliches wirkte auf beiden Seiten mit ein; denn der Schauplatz dieser Begebenheiten war ja die Erde. Und es entzweieten oder verbündeten sich viele Fürsten und Städte, und stifteten Feindschaften oder schlossen Freundschaften, und war viel Beschuldigung und Hader und Zwiespalt im Reiche. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen waren die ersten mächtigen Freunde Luthers. Der Kaiser Karl aber war nicht sein Freund noch der mächtige König Franz von Frank-

reich. Denn dem Kaiser däuchte der Hader im Reiche schlimm, und er fürchtete, es würde Schlimmeres daraus erwachsen; auch konnte er die teutschen Hülfen gegen die Türken und die Zuzüge nach Italien, wie er wünschte, nicht erlangen; und war oft große Widerspenstigkeit und Widersetzlichkeit der Fürsten und Städte, weil sie meinten, der Kaiser wolle die neue Lehre unterdrücken. Er aber verfolgte in den Niederlanden seine Unterthanen hart, die sich zu ihr hielten, Franz von Frankreich aber grausam, wie denn die südlichen Menschen grausamer sind, als die nördlichen. Karl hätte auch wohl einen größeren Ernst und Nachdruck gezeigt zur Beruhigung des Reiches, wenn die Kriege mit Frankreich, die Händel mit dem Pabst, und die gefährlichen Türkenkriege in Ungarn und Afrika und auf dem Mittelmeer nicht gewesen wären. Die ließen ihm aber selten freie Hand, in Teutschland seinen Willen durchzuführen. Doch ward auf dem Reichstage zu Speier im Jahr 1529 das luthersche Wesen noch viel strenger verboten; aber die Fürsten und Städte, welche Luther anhingen, verwahrten sich dagegen, und verließen die Sitzungen. Da nannte man sie Widersprecher oder Protestanten, und sie haben diesen Namen behalten als einen Ehrennamen bis auf diesen Tag. Viele aber nannten sie auch die Lutherschen oder Lutheraner, oder die Parthei der Reformirten; später aber nannte man Reformirte die Anhänger Zwinglis und Kalvins, welche in einigen Punkten von Luther abwichen. Das folgen-

de Jahr 1530 übergaben die Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich und öffentlich ihr Glaubensbekenntniß. Man versuchte wieder eine Vereinigung der Partheien und eine Aussöhnung und Vertragung mit der alten Kirche; aber alles vergebens. Karl versprach ein Koncilium und Abhelfung vieler Beschwerden, und erließ drohende Worte und Befehle, die aber nichts wirkten; viele Fürsten und Herren aber, nachdem sie die Lehre der Protestanten vorlesen gehört, fanden sie nicht so arg und gottlos, als man sie vorgestellt hatte, fanden Manches wohl gar löblich und geziemlich, und selbst die auch künftig noch in der katholischen Kirche blieben, dachten billiger von Neuerungen, die man abscheuliche Ketzereien nannte.

Schmalkaldischer Bund J. 1530.

Nicht lange nach diesem Reichstage schlossen die Protestanten, damit sie nicht leicht und plötzlich überfallen und unterdrückt werden könnten, sich enger zusammen, und stifteten ein Schutz- und Trutzbündniß, das unter dem Namen des Schmalkaldischen Bundes bekannt ist. Dieses fürchtend und vor den Franzosen und Türken nie ruhig, bewilligte Kaiser Karl im Jahr 1532 einen Religionsvergleich, kraft dessen alles in dem bisherigen Stande bleiben, und die Protestanten wegen ihrer Religion vor dem Reichsgericht nicht angetastet werden sollten, bis ein allgemeines Koncilium, das der Kaiser berufen wolle, den Misbräuchen der Kirche abhelfe und die jetzigen Irrungen und Spaltungen vertrage und beruhige. Aber bei der allgemeinen Gährung der Ge-

müther und dem Haß und der Erbitterung der Partheien konnte es an Händeln und Aufruhren im Reiche nicht fehlen, da die einen erhalten, die andern zerstören, die einen besitzen, die andern aufheben wollten. Bei diesen Händeln waren die Protestanten die glücklichsten, weil sie die stärksten waren, und in dem Landgrafen Philipp einen kühnen und unternehmenden Mann besaßen, der sich nicht angreifen ließ, sondern angriff, was einer thun muß, wer den Sieg gewinnen will. Die Katholischen stifteten zwar einen Gegenbund, den sie die Liga nannten; aber dieser war schwach und konnte nichts. Luther stand auch in Mitten dieser Aufruhre und Getümmel wie ein ernster und stiller Mann Gottes, der Frieden im Vaterlande, Gehorsam gegen den gesalbten Kaiser, und teutsche Treue predigte und gebot. Nicht durch das Schwerdt solle gelten und ausgebreitet werden, was von Gott komme, sondern durch die sanfte Gewalt des Wortes und die unsichtbare Kraft des Glaubens. Die letzte Zeit des Mannes war schwer: vieles war stürmischer gegangen, als er gewollt hatte; manches hatte der Eifer der Feinde, mehr noch der Eifer der Freunde verkehrt; Habsucht that oft, was nur Frömmigkeit hätte thun dürfen; weltliche Rücksichten wollten so oft meistern, was nur Gott entscheiden sollte; Unfriede wollte stärker werden als Friede, Gewalt vertrauete sich mehr als Demuth. Nach einem arbeitvollen und thatenvollen Leben, von Mühen und Sorgen und von der finsteren Aussicht eines teutschen Krieges für seine Sache niederge-

drückt, sank Luther ins Grab, nicht so schwer an Jahren als an Gram. Das wollte Gott ihn nicht sehen lassen, daß für sein Evangelium mit dem Schwerdt gefochten werden sollte.

Luthers Karakter.

Luther war ein Mann Gottes, ein teutscher Mann, dem Ernst vor Tand, Wahrheit vor Betrug, Gott vor dem Teufel galt. Scheu und furchtsam, nicht trauend seinen Kräften, oft zweifelnd, ob von Gott oder dem Teufel sei, was ihn treibe, betrat er die Bahn, und wie er weiter schritt, ward er immer stärker und gewaltiger, ihm wuchsen Leib und Gebärde und Herz und Muth, daß auch die ihn früher gekannt hatten erstaunten, wodurch dem demüthigen Mönchlein solche Stattlichkeit und Mannhaftigkeit gekommen sei; und da er sah, wie das Volk ihm zufiel, und wie die Weisesten und Besten ihm zuriefen: verzage nicht, und welch ein züchtiges, kräftiges, und fröhliches Leben in die Menschen fuhr, die seiner Lehre anhingen, zweifelte er nicht mehr, sondern vertrauete, Gott wolle es, und er sei nur sein unwürdiges Werkzeug. Nur ein so eiserner, feuriger, und unbezwinglicher Geist, wie er war, nur ein Mann, in welchem Muth, Scharfsinn, Beredsamkeit, Sprache, und Wissenschaft sich vereinigten, wie in ihm, konnte ein so ungeheures Werk angreifen und durchführen. Er war heftig, gewaltig, zornig, aber er war nie falsch, arglistig, lügnerisch. Wie dieser zermalmende und zerstörende Feuergeist auch kindlich, lieblich, weich, und demüthig sein konnte, ja wie Kraft, Glaube, und Demuth der blanke Harnisch

und die volle Rüstung seines Lebens war, das lernt man, wenn man seine Bücher und die Erzählungen und Beschreibungen seiner Freunde liest, mit welchen er lebte und vor welchen er nichts hehl hatte. Als Gelehrter, als Theolog, als Dichter, als Redner, als Staatsmann ein seltener Mensch, auch dann noch Herr über sich, wann er vor Zorn zu sprudeln schien. Aber er war ein Begeisterter, er glaubte Gott und seine Winke und Regungen unmittelbar in sich, er kämpfte mit dem Teufel und dem ganzen höllischen Heer als mit gegenwärtigen Streitern, und in diesem Sinn und Gefühl sah er die Gewalt und Heftigkeit, womit er durchfuhr und was ihm widerstehen wollte niederwarf, auch für eine Kraft Gottes und für sein gebührliches Recht an. Und was würde er ausgerichtet haben, wäre dieser Glaube nicht in ihm gewesen? Aber das bleibt seine unsterbliche Ehre, daß er gutmüthig, zutraulich, fröhlich, und redlich war, wie nur die besten Teutschen gewesen sind, daß er Ehre und Treue dem teutschen Vaterlande, Gehorsam und Pflicht dem Kaiser, Haß der italiänischen Arglist, und Furcht vor der französischen Trüglichkeit predigte, und wie er konnte aufrecht erhielt. Oft war unter den protestantischen Fürsten die Rede, ob man sich mit dem Könige Franz gegen Kaiser Karl verbinden und stärken mögte; dann ermahnte er zum Gehorsam gegen den Kaiser, und warnte, man solle französischen Füchsen nicht trauen, auch wenn sie den Fuchsschwanz abgehauen hätten. So lange teutsches Volk lebt und teutsche

Sprache erklingt, wird Luther leben und erklingen — Und es war das Werk Gottes, was er that, ohne Trug und Gewalt, ohne Hinterlist und Waffen, durch die allmächtige Zeit, die ihm den Weg bereitet hatte. So vollführte er den Willen einer höheren Gewalt. Seine Gesinnung, sein Glaube, seine Treue muß gewogen werden, nicht das Gute oder Böse, was aus seiner Aussaat erwachsen ist. Denn kein Sterblicher weiß, was er säet; aber wie er es säet, das weiß er. Luther stand als eine letzte schöne Blüthe an der Spitze eines vergehenden Zeitalters; er glaubte, es sei der Anfang einer neuen Zeit: es war nur der Anfang eines langen, lahmen, und traurigen Ueberganges zu einer neuen herrlicheren Zeit des Christenthums, die künftig werden soll. Drei schwere, mühevolle, blutige, und freudenlose Jahrhunderte liegen hinter seinem Streben; noch ist die Zeit nicht da, aber aus dem blutigen Staube der Gegenwart dämmert die Morgenröthe, die er schon zu sehen glaubte und die nur in seinem himmelhellen und freudigen Gemüthe leuchtete. Was Luther lehrte und wollte, ist bis diesen Tag von wenigen verstanden; seine Zeitgenossen verstanden ihn nicht, er selbst verstand sich nicht: denn er stand mitten im reißenden Strom seiner Zeit, und war der Begeisterte. Jenes feurige, leiblose, und gestaltlose Christenthum, das nichts sein sollte als Feuer und Geist, jenen von Christus verheißenen, alles durchdringenden und entflammenden Geist, jene Gewalt der Sünde, und jene höhere Gewalt der Erlösung, jene Freu-

de auf Erden, und jenes Leben im Himmel, dieses tiefst im Menschen und in Gott zugleich Ruhende, was nur die Vernunft versteht und was selbst nichts als die höchste heiterste, und seligste Vernunft ist — dies sah und ahnete Luther, diese Begeisterung entflammte ihn, er glaubte, sein Zeitalter könne so viel Seele ertragen. Aber das Zeitalter war noch nicht reif für diese Vernunft, es ward wieder zu dem nüchternen Verstande verstoßen, und schon nach wenigen Jahrzehenden begann auch das Lutherthum wieder in der Form zu erstarren und Sekte und Aberglaube zu werden. — Doch Friede sei mit deiner Asche, großer teutscher Mann! und deine Mängel bedecke die Erde und deine Fehler die christliche Liebe! uns aber erwecke Gott in diesen Zeiten, welche die letzten Jahre der Faulheit und Starrsucht sein müßten, einen muthigen, gläubigen und frommen Mann, teutsch gesinnt wie du und durch Gott und das Volk alles hindurchführend! So lebe dein Gedächtniß wieder auf!

Bald nach Luthers Tode, im Jahr 1547, kam es zu offenem Kriege zwischen dem Schmalkaldischen Bunde und dem Kaiser Karl. Die Protestanten trotzten auf ihre Macht, und konnten darauf trotzen. Der unternehmende Philipp von Hessen hatte alle Feinde des Bundes hart gezüchtigt, zum Theil widerrechtlich überfahren; das zeugte Mistrauen und Groll. Die Bundesfürsten weigerten sich hartnäckig, das vom Kaiser mit unsäglicher Mühe endlich zusammengebrachte Koncilium von Trident zu besuchen; das machte Ver-

Religionskrieg J. 1547.

druß und Aerger, da Karl fühlte, daß er redlich den Frieden stiften und die Streite beilegen wollte: auch war dieser Aerger alt, denn wie viele große Entwürfe des Kaisers, wie viele kühne Thaten waren unausgeführt und ungethan geblieben, weil die Protestanten nie leisteten, was Karl von ihnen gehofft hatte! Da hatten sie immer die Religion, und die Händel im Reiche vorgeschoben, und andere Beschwerden, wie es jedem zu seiner Entschuldigung am besten gedäucht, und Karl hatte von dem mächtigen Reiche wenig Hülfe erlangen können. Jetzt hatte er Ruhe gewonnen, der lange Streit um Italien war zu Ende, die Türken saßen still, König Franz von Frankreich war gestorben, er gedachte nun sein Koncilium zu halten, lud auch die Protestanten dazu, und drohete, da sie sich weigerten. Philipp von Hessen wünschte den Krieg, die übrigen Protestanten wollten ihn ungern, fürchteten aber, daß er unvermeidlich sei. Doch versammelte man die Heerskraft, am Lech sollte der Sammelplatz sein. Das Heer der Städte und der schwäbischen Fürsten unter dem Befehl des tapfern Ritters Schärtlin allein war viel stärker als Karls Macht; als die Hessen und Sachsen dazu stießen, war es eine Heerskraft, wie Teutschland seit langen Zeiten nicht gesehen hatte. Philipp wollte rasch zuschlagen, den Kaiser jagen, das Koncilium sprengen, den Freunden Luft machen, und die katholischen Stifter reformiren. Das war gescheut; denn soll Krieg sein, muß er wie Krieg geführt werden. Wer hätte den Protestanten widerstehen mögen?

Bei der Stimmung des Volks hätte das Luther-thum allenthalben gesiegt, und aus der langen Zwietracht wäre durch kühne Gewalt eine neue Eintracht gebaut worden. Mit Karln und der Kaiserwürde hoffte Philipp es zu vertragen, denn Karl war der Parthei nicht sowohl aus Ueberzeugung, als deswegen gram, weil er glaubte, sie säe Zwietracht und durchkreuze seine politischen Plane. Und endlich, wer die Macht und das Schwerdt in der Hand hat, der stiftet auch mit dem Zornigen leicht gute Verträge. Aber die andern waren nicht wie Philipp; Johann Friedrich von Sachsen bedächtlich zagend, nach dem ersten Schritt den zweiten und dritten zu thun, auch wohl eifersüchtig des Ruhms von Kraft und Muth, den Philipp bei der Parthei behauptete. Ihm und vielen andern war der Name Kaiser auch ein Gespenst, das sie schreckte, ein heiliges; aber wenn sie das fühlten, hätten sie dagegen nicht aufstehen sollen. Diese wollten nicht den Schein von Krieg und Ungehorsam geben, sie wollten nicht zuerst angreifen, und solche Thorheiten mehr, wie diejenigen täglich begehen, welche das kleine und das große Leben, das Bürgerliche und das Fürstliche nicht von einander zu scheiden wissen. Auf diese Weise schwankte man lange hin und her, und zuletzt war Uneinigkeit, Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit im Heer. Karl verstärkte sich unterdessen, der mit ihm verbündete Herzog Moritz von Sachsen fiel in seines Vetters des Kurfürsten Lande ein, Johann Friedrich ging zu Hause, die meisten Andern thaten dassel-

be. So zerfloß eine herrliche und gerüstete Macht, die, wenn sie nicht schlagen wollte, doch sogleich für lange Zeit hätte Ordnung stiften und Frieden gebieten können. Der Krieg duldet nichts Halbes, am wenigsten duldet er viele Befehlshaber. Karl zog aus Italien Spanier und aus Burgund Wallonische Regimenter an sich, und trat nun als der erzürnte und beleidigte Herr auf. Nachdem das bündische Heer sich zerstreut hatte, lag Oberteutschland dem Kaiser offen; er strafte die Städte und Fürsten um Geld, Geschütz, und Vorräthe, und legte sein Heer bei ihnen ein; dem Bunde mußten sie entsagen. Darauf fuhr er den folgenden Frühling mit Blitzesgeschwindigkeit auf den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen los, und schlug und fing ihn bei Mühlberg an der Elbe. Der Kurfürst übergab seine Festung Wittenberg, und verlor einen großen Theil seiner Länder und die Kur; welches alles dem Herzog Moritz von Sachsen als Lohn der Verrätherei gegen seinen Vetter gegeben ward. Philipp von Hessen, nur diesmal nicht klug, gab sich, von seinen Freunden überredet, in des Kaisers Hände, und wurde hart gehalten.

Das Interim, und der Religionsfriede.

Karl hoffte jetzt Frieden stiften zu können. Er berahmte einen Reichstag nach Augsburg an, dem seine Spanier und Wallonen Ansehen gaben, und worauf im Sommer 1548 nun auch die meisten protestantischen Fürsten erschienen. Jetzt wollte er wegen des Kirchenfriedens und Konciliums alles ordnen, nöthigte alle Stände, was sie auch versprachen, das Koncilium zu beschicken, und

gab über die Reichssachen und über das Verhältniß der Partheien zu einander das sogenannte Interim, das, wie es allen Interims geht, weder den Katholiken noch Protestanten gefallen konnte. Darauf die folgenden Jahre mancherlei Unterhandlungen, damit er seinen Sohn Philipp die Nachfolge im teutschen Reiche verschaffte; dagegen heimliche Arbeit seines Bruders, des Königs Ferdinand von Teutschland, der auch in Ungarn und Böheim König war; im Reiche immerfort Unruhen wegen des Interims, und ein fürchterlicher Krieg der theologischen Schreibfedern, der auch ein Krieg aller Weltlichen ward; Unzufriedenheit und Furcht der Stände, weil die gefangenen Fürsten nicht reichsfürstlich gehalten wurden; bittere Klagen und Vorwürfe gegen den auch protestantischen Kurfürsten Moritz von Sachsen, er sei ein Verräther der Freiheit und des Glaubens und habe die Fürsten in die Gefangenschaft und das Reich in alles dieses Unglück gebracht; Moritz selbst misvergnügt, weil er behauptete, Karl halte ihm sein Kaiserwort nicht wegen seines Schwähers des Landgrafen Philipp von Hessen, dessen Gefangenschaft bloß ein kurzer Schein habe sein sollen. Dieser Moritz ist wieder der Listige und Geschwinde, er schließt heimlich einen Bund mit dem König Heinrich dem Zweiten von Frankreich, Franzens Sohn und Nachfolger, fällt im Jahr 1552 in Schwaben ein, verstärkt sich dort, und stürmt die Ehrenburger Klause in Tyrol; Kaiser Karl entflieht über die Berge, die Sachsen finden seine Stätte noch warm, und das Koncilium

in Trident ergreift die erwünschte Gelegenheit, aus einander zu laufen; bald darauf Unterhandlungen zu Passau, wo die Protestanten den Katholischen gegenüber zum ersten Mal als gleiche Parthei behandelt werden; das folgende Jahr bleibt Moritz in einem Treffen gegen seinen sonstigen Freund, den unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Karl gab vieles nach, und ließ es alles so gehen, damit er Frankreichs Habsucht züchtigen könnte, welches sich der teutsch-burgundischen Stifter und Reichsstädte Metz, Toul, und Verdun während dieser teutschen Unruhen bemächtigt hatte; aber Karl war nicht siegreich, er verlor vor Metz, welches er belegte, viel Volk und noch mehr Ruhm: die Franzosen behielten die Lande. Er ließ nun auch geschehen, daß auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1555 ein Religionsfriede geschlossen wurde, welcher beiden Partheien den Besitzstand sicherte, die Protestanten von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreiete, und ihren ganzen Zustand zu einem anerkannt rechtlichen machte. Aber als ein Zunder künftigen Unfriedens ward der sogenannte geistliche Vorbehalt eingeschoben, wogegen die Protestanten sich feierlichst verwahrten, welcher aber bewies, daß jede Parthei glaubte, auch künftig vor der andern auf ihrer Hut sein zu müssen. Dieser Religionsfriede galt nur für die Lutherschen; der Reformirten ward kaum gedacht, sie waren den Lutherschen eben so verhaßt, wo nicht verhaßter, als die Katholischen. So ist der Mensch: ein kleiner Zwiespalt mit einem Bruder oder andern Blutsfreund

oder nur mit einem ihm an Gemüth sehr ähnlichen Menschen reißt viel tiefer, als ein großer mit Fremden oder Unähnlichen.

Karl, nicht von Jahren, sondern von Arbeiten, Mühen, Widerwärtigkeiten, und Krankheiten ermüdet, faßte den seltenen Entschluß, sich aller seiner Würden zu entkleiden und nach so großen Thaten und Geschäften den Rest seiner Tage wie ein anderer Mann zu beschließen. Dies führte er auch aus im Jahr 1556, und ging in der spanischen Landschaft Estremadura in ein anmuthiges Kloster, wo er noch zwei Jahre seinen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller Dinge nachhängen konnte; dort starb er im Jahr 1558. Dieser Kaiser machte den Namen Kaiser wieder groß, und seit manchen Jahrhunderten war er nicht so bedeutend gehört worden. Viele haben auch gemeint, er habe Karls des Großen Gedanken gefaßt, ganz Europa als Kaiser zu beherrschen. Das hätte er vielleicht gewollt, wenn er gekonnt hätte; denn so ist eines unternehmenden und strebenden Mannes Natur. Karl ist beschuldigt worden, er habe die teutsche Freiheit unterdrücken wollen; mit Unrecht, er hat sich immer weise und mäßig und gerecht gezeigt: er wußte, daß er sie nicht unterdrücken konnte, deswegen versuchte der kluge Mann nichts Vergebliches. Aber freilich, daß Teutschland durch die neue Lehre und die Widerspenstigkeit der Fürsten zerrissen war, das war sein Aerger; er hätte die Macht des Reichs gern vereint gegen die Türken und Franzosen gebraucht, er hätte sie gern auch zuwei-

Karl legt das Regiment nieder und stirbt 1558.

len für sich gebraucht, denn er war ja der Kaiser. Karl hatte eine Rennbahn, wie das Schicksal sie wenigen Herrschern geöffnet hat: Kaiser von Teutschland, die höchste Ehre in Europa, ein Name, dem ein starker Mann immer noch Bedeutung geben konnte; denn wieweit geherrscht und gehorcht werden sollte, war nirgends beschrieben: Herzog des mächtigen Burgund, bald der Lombardei, König von Apulien und Sicilien, König des tapfern Hispaniens, und Herr der Lande und Inseln in der Neuen Welt: als Oberhaupt der Kirche und als Erzherzog von Oestreich Vorfechter gegen die türkische Wuth. Aber die Franzosen hatten einen tapfern und unternehmenden König; die Türken hatten seit Muhamed dem Zweiten, dem Eroberer Konstantinopels, keinen so glücklichen und gewaltigen Kaiser gehabt, als den großen Suleymann; Teutschland war voll Gährungen und Spaltungen; Venedig voll Eifersucht für die Freiheit; der Pabst wollte keinen zu mächtigen Kaiser, der auch Herr von Italien wäre: dies ging so weit, daß man in Rom den Protestanten oft Sieg wünschte gegen Karln, und es gern sah, wenn sie zu Hülfen saumselig und widerstrebend waren; der heilige Vater war oft Protestant. So ward denn Karls Leben eine lange und schwere Kette von Kriegen, Aufruhren, und Unterhandlungen. Franzosen, Türken, Pabst, Protestanten wickelten sich mit den streitenden oder zusammenlaufenden Vortheilen und Verhältnissen oft so bunt und vielfach durch einander, daß ein Mann von Karls Klugheit, Geduld und Ge-

schmeidigkeit dazu gehörte, dieses verworrene Knäul aufzulösen. Karl war ein schöner und stattlicher Mann; sein Vater Philipp war der schönste Fürst seiner Zeit gewesen. Unter niederländischen Ernst und Bedächtigkeit verhüllte er ein tiefes Gemüth, Klugheit, Verschlagenheit, Kühnheit, und Herrschsucht; doch war eine Treue und Redlichkeit in ihm, die nur nach vielen bitteren Erfahrungen in den späteren Jahren durch Argwohn und Verschlossenheit bedeckt ward. Er war doch ein teutscher Mann, der Wahrheit, Gerechtigkeit, und Mäßigkeit lieb hatte. Im Rath bedächtig, im Felde geschwind, allen großen und schweren Dingen gewachsen, arbeitsam, freigebig, ja ein königlicher Geber gegen seine Räthe, Feldherren, und Diener, nie fremden Verdienstes und Ruhmes neidisch, sondern jedem seine Tugend und seine Ehre gönnend — wie weit hätte er seine Herrschaft treiben können, wenn ihm nicht mächtige und muthige Gegner, und ein Zeitalter, das die Freiheit noch nicht vergessen hatte, gegenüber gestanden wären?

Die Regierung dieses Kaisers war die letzte Blüthenzeit des alten Teutschlands; schon trockneten einige Blätter, aber der äußere Schein blieb noch. Dieser äußere Schein liegt auch noch auf den folgenden funfzig Jahren, wo aber der Tod des Alten und die erste schwächliche Geburt des Neuen immer deutlicher hervortritt. Es ist mit einem abgeschiedenen Zeitalter wie mit einem Menschen, welcher sterben will, oder mit einer Blume, die ihre höchste Blüthe erreicht hat; denn

mit dieser beginnt auch das Verblühen: der lichteste und seelenvollste Blick der Augen gleichsam wie aus der Geisterwelt her, der letzte süßeste Duft — und beide sind dahin. Für die geistige und politische Freiheit ein lebendiger und kühner Sinn, wie nie vorher; aber man hatte sie früher sicherer besessen. Wie frei ein teutscher Mann war, wie hoch ein Ritter stand, wie viel eines jeden Einzelnen Recht neben Kaisern und Fürsten galt, das beweist Luthers Auftritt zu Worms und sein ganzes Leben, das beweisen Ulrichs von Hutten Briefe an das teutsche Volk und an den Kaiser, das beweisen Männer wie Sickingen, Frondsberg, Hartmuth von Cronenburg, und viele andere, deren Enkel kleinen Fürsten dienen mußten. Es sollte in Europa bald die Zeit kommen, daß man einen freien Mann, einen Edelmann und Ritter ohne Gericht und Spruch in Bastillen, Vincennische Kerker, und Festungen zu H. und M. stecken durfte. Das gaffte das Volk nur an, als wäre ein Vöglein eingefangen worden. So sehr sollte die Freiheit verfallen — Beredsamkeit, Dichtkunst, teutsche Sprache, schöne lebendige Wissenschaft, herrliche Kunst — alles in voller Beweglichkeit und Freude. Erasmus, Reuchlin, Melanchthon, Hutten, Luther, Pirkheimer, Dürer, Holbein, Cranach, und bald der gewaltige Sonnenmeister Keppler — so viele und so große Namen zu manchen andern würdigen, die im Rath, im Felde, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Kunst glänzten! Diese glorreiche Zeit war nur ein Schluß und ein Uebergang. —

Und die Fürsten und Ritter, Kaiser Maximilianus, Ferdinand der Katholische, Lorenzo von Medicis, Alexander der Sechste, Julius der Dritte, Leo der Zehnte, Karl der Fünfte, Franz der Erste, Suleymann der Große, Heinrich der Achte, Gustav Wasa, Christian der Zweite von Dänemark, Friedrich der Weise, Georg von Sachsen, Philipp von Hessen, Heinrich von Braunschweig, Moritz von Sachsen, Joachim von Brandenburg, Buslaf von Pommern, Albrecht von Mainz, selbst die Unruhigen Ulrich von Wirtemberg und Albrecht von Brandenburg, die Kardinäle Ximenes und Wolsey, Gonsalvo von Cordova, Gaston de Foix, der Marchese von Pescara, der Herzog von Alba, die beiden Granvella, Fabricius Collonna, Bayard, Jakob Emser, Georg von Frondsberg, Schärtlin, Sickingen, Karl von Bourbon, und die Nassauer — wahrlich in ganz Europa war in einem halben Jahrhundert ein herrliches Gewimmel edler und großer Kräfte, wobei alles, was kühn, wild, frisch, und heldenmüthig war, sprießen und blühen mußte. Selbst in dem Bösen und Schlechten war eine Kraft des Karakters, die in den folgenden Jahrhunderten selten ward.

Entstehung der Gesellschaft Jesu.

In den verflossenen sechszig Jahren war für die ganze Welt ein neuer Zustand eingetreten, welcher von innen und außen gefühlt werden mußte. Durch die Griechen und Römer eine neue Weltansicht und Würdigung der Dinge, deren Einfluß sich mehr und mehr offenbarte; durch die Reformation die Kirche zerrissen, ihre Macht gebrochen, ihre Gebrechen und Mängel vor der ganz-

zen Welt aufgedeckt, der Samen mannigfaltiger Gährungen ausgesäet, welche Frankreich, Niederland, Teutschland, England, Schottland, Ungarn nach einander in Flammen setzten: dem skandinavischen Norden hat die Reformation kein Blut gekostet, nicht, weil die Menschen dort kühler und dienstbarer sind — sie sind die heißesten für die Freiheit — sondern weil er den Einwirkungen und Gegenwirkungen der Fremden glücklich entfernt lag und seine Sachen für sich schlichten konnte; die Neue Welt entdeckt, der Weg zur See nach Afrika und Ostindien gefunden, der ganze Handel und das Verhältniß der Länder und Völker zu einander in dieser Zeit verändert. Alles dies hatte still gewirkt; das Geheimste, was die Menschen mit Ehrfurcht Schicksal oder Gott nennen und was unsichtbar durch die Jahrhunderte hinwandelt, hatte die noch leisere Arbeit gethan. Seit Karl dem Fünften steht ein ganz anderes Geschlecht in der Bahn. Man kann solches sehen, wenn es nun da ist; wie es geworden, kann man nicht zeigen, höchstens andeuten. Damit aber dieses Neue nicht zu reißend hindurchführe und gleich einem wilden Bergstrom das Alte hinwegspülte, erweckte Gott einen spanischen Mann, in dessen Kopf ein ungeheurer Gedanke aufstieg, welchen andere weiter entwickelten. Ignatius Loyola, ein Catalonischer Edelmann, war im Kriege schwer verwundet worden, und vertauschte das Weltliche mit dem Geistlichen. Er entwarf zur Vertheidigung und Rettung der alten Kirche den Plan der Gesellschaft Jesu, die als Vorfechterin des Pab-

stes und der Kirche streiten sollte. Der Entwurf war kühn, groß, umfassend; der Pabst bestätigte ihn, und bald stand eine gerüstete Schaar von Streitern da, die zugleich begeistert und wissend unglaubliche Thaten vollbrachte. Sie banden wirklich das Zerrissene zusammen, und stützten das Wankende wieder. Wo ein Talent, eine Wissenschaft, wo Reichthum, Geburt, Einfluß, wo Beredsamkeit, Schönheit, Liebenswürdigkeit war, — sie bemeisterten sich desselben, sie zogen es an sich, und bildeten es für ihren Zweck; und als die Protestanten in ihrem Eifer schon lange lau geworden, waren sie noch immer heiß. Was Menschen durch Einheit des Ziels, durch Geduld und Beharrlichkeit, durch Klugheit und List, durch wirkliche und scheinbare Tugenden vermögen; was Gewaltiges und Unbesiegliches in einer geschlossenen Gemeinde ist, die von allen irdischen Banden und Verhältnissen und Rücksichten frei, allein für Einen Gedanken thätig ist, das haben die Jesuiten bewiesen, aber auch, welch ein schwarzer Teufel in allen geheimen Gesellschaften lauren könne. Ohne sie wäre das ganze nördliche und mittlere Europa gewiß protestantisch geworden; der Süden wäre wohl der alten Kirche treu geblieben, denn sie war seine Kirche.

Als dieser neue Orden von Vorstreitern für die alte Kirche entstand, verging ein Orden, der durch Thaten des Krieges und Werke des Friedens drei Jahrhunderte herrlich gewesen war und durch das Schwerdt und das Evangelium einen Staat gestiftet hatte, der 200 Meilen lang und

20 bis 80 Meilen breit von der Wartha bis zum Ladoga an den Küsten der Ostsee hinlief und mit den mächtigsten Reichen verglichen werden konnte. Als die heilige Begeisterung für das gelobte Land und das Grab Christi die Tempelherren und die Hospitalherren von St. Johann, die nachher Rhodiser und Malthefer hießen, gestiftet hatte, schuf sie bald auch einen Orden teutscher Herren, die sich die Ritter der heiligen Jungfrau nannten und in Palästina und Teutschland bald große Ehren und Güter gewannen. Diesen wies im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als das gelobte Land durch die Verbrechen und Zwietrachten der Christen wieder in die Gewalt der Ungläubigen gekommen war, Kaiser Friedrich der Zweite die noch heidnischen Küsten der südöstlichen Ostsee an als einen würdigen Kampfplatz, wo sie das Kreuz des Heils erhöhen und im großen Dienst des Erlösers sterben mögten; denn die schon christlichen Herzoge von Masovien und Könige von Polen, welche von den preußischen und lettischen Heiden gedrängt wurden, hatten das Oberhaupt der Christenheit um Hülfe angerufen. Binnen funfzig Jahren gründeten sie dorten einen mächtigen teutschen Staat, baueten Städte und Festungen, und erwarben auch Lievland und Esthland, wo die ersten Samen des Christenthums schon früher ausgestreut waren und eine andere Rittergesellschaft Christi unter dem Namen Brüder des Schwerdts für den Glauben Länder erobert hatte. Ein Großmeister des Ordens, der in dem teutschen Kaiser seinen Oberlehnsherrn ver-

ehrte, regierte den mächtigen Staat, und die jüngeren Söhne der fürstlichen und ritterlichen Geschlechter Teutschlands fanden hier immer Kämpfe, Ehren und Würden, und, wenn Gott es wollte, einen rühmlichen Tod. Zwei Jahrhunderte bestand dieses schöne Wesen durch gewaltige Thaten, weise und freie Gesetze, und strenge und christliche Zucht in Kraft und Macht; sein drittes Jahrhundert ward schon kleiner und dunkler. Dann kam die Reformation, und löste alles auf: dem Großmeister Albert von Brandenburg, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts regierte, däuchte für die Seinigen einzelne Landschaften erwerben größer, als das Ganze erhalten. So geschah bald, daß Polen, Dänen, Schweden, und Russen den letzten zerrissenen Raub des weiland so glorreichen Ritterreiches wechselsweise verschlangen. So ist das Schicksal aller menschlichen Dinge. Das Meiste, was unser Wahn und unsere Liebe ewig nennen und glauben mögte, hat seine unentfliehbare Zeit. Alles wird nur als Same ausgestreut für die Zukunft. Was hohe und kühne Begeisterung so herrlich geschaffen hatte, das sollte als Bildungskeim für andere Völker und Zeiten wieder untergepflügt werden, damit es zu seiner Zeit für neue Gestaltung und Belebung der Welt wieder aufginge. So steht das Verhängniß; aber wir dürfen weinen, wenn das Herrliche vergeht.

In den sechszig Jahren, die nach Karls des Fünften Abdankung des Regiments verflossen, ward es immer schwerer, Kaiser von Teutschland

Abnahme Teutschlands nach Karl dem Fünften.

zu sein. Die Fürsten stärkten sich durch Einziehung geistlicher Güter, durch Bezwingung großer Städte, durch Zusammenziehung der Lande mehrerer Linien, durch immer gemeiner werdende Einführung des Erstgeburtsrechts, durch Anlegung von Festungen und Errichtung stehender Heere; die kaiserliche Macht dagegen ward fast bei jeder neuen Wahl mehr eingeschränkt: auch durch die neue Lehre, welche Teutschland zerrüttete, gewann sie nicht. Gehässig standen jetzt zwei, ja zuletzt drei Partheien einander gegenüber, und, solange die Religion kein kalter politischer Vorwand war, wünschten sie sich auch für den Glauben zu verderben. Wenn nun der Kaiser das Gebührliche für die Ordnung des Reichs, wenn er Hülfe und Besserung der Polizei und Gerichte, wenn er Beistand gegen die gefährlichen Türken verlangte, sogleich steckte die Faulheit oder der böse Wille sich hinter die Religion und ihre Angelegenheiten oder Händel; und so ward das alte herrliche Reich der Teutschen den Fremden immer mehr in seinem Zwiespalt und seiner Ohnmacht aufgedeckt. Daß dieser Zustand immer schwieriger und verderblicher ward, daß der Haß und Argwohn wuchs und die Liebe und Treue abnahm, dazu halfen die Zuflüsterungen und Einblasungen der Hofpriester und der Eifer und die Ränke der Jesuiten, so viel sie vermogten. Und ward also nach und nach ein unleidlicher, verleumderischer, arglistiger Zustand in Teutschland, daß die alte Redlichkeit und Offenheit und das alte Zutrauliche und fröhliche Wesen der Fürsten mit einander fast zu verschwin-

den anfing, und alle auf einander lauerten und ihnen tausend Aengsten und Sorgen machten. Und war doch das Meiste nicht wahr, was ihnen eingeraunt ward; aber die Lüge machte dadurch, daß sie die Gemüther immer mehr von einander entfernte und abwandte, daß es endlich wahr werden mußte. Denn was der Mensch lange als Gedanken getragen hat, das gebiehrt er zuletzt als That.

Des teutschen Adels goldene Zeit war hin. Unter Karl dem Fünften hatten sie ihren letzten schönen und kühnen Schwanengesang gesungen. Die romantische und ritterliche Zeit verging mit der Unschuld und dem Glauben der alten Kirche; man sah nur noch einzelne Nachblüthen, lieblicher und wohlgefälliger, weil der herbstliche Frühling so schön däucht. Der neue Glaube und die neuen Studien; das Streben nach einer allgemeinen Freiheit, weil man die einzelne Freiheit nicht mehr zu beschirmen wußte; die neue Reichsordnung und strenge Polizei; auch die Bildung, welche das Hausen auf Burgen und in Wäldern und Bergen und das freie tüchtige Leben Unhuld und Wildheit schalt; endlich jenes Unnennbare und Dunkelwaltende, welches von innen die Kräfte tödtet, wodurch das Alte gelebt hat — alles dieses zusammen veränderte die Art und das Leben, und zerbrach den Sinn und Stolz des Adels. Sein fürchterlichster Feind aber ward das Schießpulver, welches die ganze Kriegsordnung und Waffenrüstung und also alles Leben und alle Verhältnisse änderte, und von welchem es schwer ist zu sagen,

ob es mehr die Ordnung zu befördern oder die Freiheit zu zerstören erfunden ist. Alle edlere Zeitgenossen ohne Ausnahme schalten das Pulver eine Erfindung des Teufels und Ausgeburt der Hölle, die der Feind der Freiheit und Gerechtigkeit zum Verderben des menschlichen Geschlechts ersonnen habe. Allerdings die einzelne Freiheit konnte nicht mehr bestehen wie vormals, der Ritter in seiner Burg, die kleine Stadt in ihren Wällen und Thürmen, jeder kleine Staat überhaupt war nicht mehr so sicher; die Kühnheit, die Tapferkeit, der Ruhm der Stärke und Uebung in männlichen Künsten wurden gefährdet; das schadete aber hoher Gesinnung und adlichem Leben am meisten, daß die alten Waffenübungen und ritterlichen Ordnungen nun ihren Werth verloren, daß mit der Büchse der feigste Wicht und elendeste Schwächling so sehr Mann zu sein schien, als der waidlichste und rascheste Krieger. Wenn das Pulver nicht unmittelbar der Sklaverei diente, so diente es ihr durch Verweichlichung der Sitten, wodurch die Freiheit am sichersten untergraben wird. Hierüber klagten die Zeitgenossen laut, als über ein Unglück, wann sie von der Erziehung der fürstlichen und adlichen Söhne sprachen, wie auch darüber, daß sie zu sehr auf das Fremde und Ausländische gerichtet sei und sich von teutscher Treue und Tugend und Redlichkeit zu fremder Zierlichkeit, Flatterhaftigkeit, und Trüglichkeit wende. Das nannte die Biederkeit jener Zeit wälsche Künste und wälschen Trug; denn die Franzosen und Italiäner hießen den Teutschen

seit uralten Zeiten die Wälschen und das Land hinter den Alpen und Ardennen hieß Wälschland. Man spielte aber viel mit hispanischen, italischen, und französischen Moden und Weisen und Gebehrden, und mit mancherlei Leichtfertigkeit, die dem teutschen Ernst nicht wohl steht. Solches alles geschieht, wann das eigene Land verfallen will und kein lebendigster Lebensreitz mehr in ihm ist. Uebrigens ist die Liebe zum Fremden und die Nachahmung des Ausländischen bei den Teutschen so alt, als ihr Name: sie wollen alles wissen und kennen; aber sie sollten auch das Eigene und Einheimische darüber nicht vergessen, sondern durch Erkenntniß fremder Eitelkeit und Falschheit noch lieber haben.

Nichts fühlte die neue Zeit schmerzlicher, als die Städte. Was von der inneren Umbildung der Welt und der Kirchenveränderung alle berühren mußte, das berührte auch sie, und berührte sie mehr als die andern, weil in den freien Bürgern eigentlich der Kern und die Kraft und der Sinn und die Kunst des teutschen Volkes war. Aber eben so gewaltig wirkte das Aeußere. Zuerst die neue Kriegskunst: auch sie waren darauf gerüstet, aber ihre Mauern und Thürme konnten dem Angreifer vormals länger widerstehen; die kolumbische Neue Welt, das entdeckte und eroberte alte Indien, der Handel von Südosten her, dessen großer Stapelplatz für den Norden und Westen Teutschland sonst gewesen, nach Südwesten, nach Hispanien und Portugal, dann nach England, Frankreich, und Niederland verpflanzt; Verfall der Städte.

im Norden große Umkehrungen und Veränderungen der Dinge: die Russen unter Iwan Wasiljewitsch und seinen Nachfolgern jagten die Mongolen aus Europa, und wurden ihres Landes Herren, und wollten auch mehr des Handels Herren sein; in Schweden, in Dänemark, in Norwegen die Reformation, neue Königsgeschlechter, neue Gesetze und Ordnungen: die Hanse muß ihre Vorrechte aufgeben; die ehrwürdige teutsche Ritterschaft von Preußen, Liefland, und Kurland zersprengt, von dem Reiche getrennt, die Lande zum Theil unteutschen Herren unterworfen; der freie Handel und Gewerbe durch immer neue Zölle gesperrt: am schlimmsten für Südteutschland der niederländische Krieg, wo die verbündeten Staaten den Rhein zuschlossen; die Bünde der Städte, die sonst so kräftigen, allmälig sich selbst auflösend. Doch blühete in Teutschland und in seinen Städten noch Kunst und Fleiß und Wohlstand, aber die Freiheit war stiller, der Glanz des Reichthums matter, der Stolz und Trotz auf die Macht war entwichen. Doch waren die Teutschen noch in ganz Europa die berühmtesten in allerlei Kunst, Handwerk, und Arbeit; in London, in Venedig, in Rom, in Florenz, in Paris, in Lyon teutscher Fleiß und Geschicklichkeit und teutsche Treue immer gelobt und das Volk wegen seiner Stille und Gutmüthigkeit angenehm. Ihre Buchdrucker, Kupferstecher, Goldschmiede, Uhrmacher, Steinmetzen, Schreiner, und andre künstliche Arbeiter wohnten in allen Ländern; besonders waren sie schnell, in Eisen und allerlei

Metall sinnreich und kunstreich zu arbeiten. Nach Polen und Rußland und dem ganzen Norden sandten sie ihre Waaren, ja Frankreich, England, Italien, und Spanien empfingen noch vieles von ihnen.

Noch war bei den Fremden die Meinung von der Streitbarkeit, der Volksmenge, dem Reichthum, und der Macht des teutschen Volkes sehr groß; aber die sie in der Nähe sahen, glaubten nicht mehr so sehr daran, als die zur Zeit des Aeneas Sylvius und Macchiavelli gelebt haben. Es war vormals auch wahrer, als jetzt. Doch sagte der damals lebende Franzose Bodin in seinem Buche von der Staatsverfassung noch von den Teutschen: „fast alle auswärtige Völker scheinen sie an Größe der Städte, an Volksmenge, an Kriegsruhm, an häuslicher Zucht, und Mannigfaltigkeit der Künste zu übertreffen.“ — Ihre Gutmüthigkeit und Redlichkeit ward auch von den Wälschen anerkannt; Viele nannten das aber teutsche Dummheit: mögte die uns immer geblieben sein! Bei Gelagen und Hochzeiten und Festen die alte Fröhlichkeit, wohl Ausgelassenheit. Sie tranken ihre eigenen rheinischen Weine, und keine andern; sie tranken noch oft zu viel: deswegen schalten die nüchternen Franzosen sie Trunkenbolde, die Italiäner brauchten das teutsche Wort Trinken für Saufen. Listige und spitzbübische Menschen dürfen sich nicht berauschen: unter Fehlern kann eine Tugend und unter der Mäßigkeit ein Laster verhüllt sein.

Die Wissenschaften, die Philosophie, die Sprache, und Dichtkunst hatten zur Zeit Luthers und Melanchthons in Teutschland einen kühnen und schönen Aufflug genommen. Es ward nicht weiter geflogen, sondern still gestanden, entweder weil etwas Lahmes in der Zeit lag, oder auch weil die Schultheologen wieder über das Lebendige zu herrschen begannen. Luther und die Seinigen schufen den Bau einer festen Kirchenordnung, eine äußerliche Zucht, weil nichts Menschliches ohne sie bestehen mag; aber da sie die Satzungen und den blinden Gehorsam gegen eine blinde Macht verriefen, so sollte auch der Geist und sein unendliches Walten frei bleiben. Aber das blieb er leider nicht, sondern ward von dem Gerüst und dem äußeren Bau umschlossen und eingefangen, und verhärtete und verpuppte sich darin. Was Luthern als unergründlicher in Ewigkeit fortfließender Strom heiliger und himmlischer Vernunft zu rauschen gedäucht hatte, was ihm in der geistigen Beweglichkeit des Lebens keinen Stillstand gehabt hatte, das erstarrte zu faulem Eise, und auch bei den Protestanten ward Pfaffenthum bald wieder gewaltiger, als christliche Freiheit. Das lag nicht nothwendig in ihnen, sondern die gerüsteten und beseelteren Jesuiten trieben sie fast mit Gewalt auf diese sandigen Untiefen; denn diese wollten nicht das Große erschaffen, sie wollten das Kleine nur erhalten, und schoben das Große zum Schein vor. So ward denn wieder lange Zeit um das Kleine gestritten, und das Große vergessen. Diese theologischen Streitigkei-

ten und alle die unwürdigen Hetzereien und Verleumdungen und Verketzerungen, wo alle Kraft auf dialektische und sophistische Künste und Ränke gewandt, alle Wissenschaft und alles Talent dafür beschlagen und dahin gelenkt ward, ließen das Muthige, Freie, und Schöne nicht aufkommen, was lieblich und mächtig hätte durch das Volk hinwandeln und seinen edleren Sinn bewegen können. So ward sein Reichthum an Geist in dem Nichtigen und Vergänglichen zerarbeitet und konnte das Unsterbliche und Göttergleiche nicht erzeugen.

Nach Karl dem Fünften regierte in Teutschland sein Bruder Ferdinand, welcher lange schon römischer König geheißen hatte, ein billiger, mäßiger, und gutmüthiger Fürst, durch sein Gemüth und durch die äußere Lage der Geschäfte von allen Gewaltthätigkeiten entfernt. Da er seit dem Jahr 1526 auch König von Böheim und Ungarn war und die Türken zu fürchterlichen Nachbarn hatte, so war er der Hülfe der teutschen Fürsten immer bedürftig, und durfte sie nicht verletzen noch auf die Religionsangelegenheiten zu sehr drücken. Denn seitdem der gewaltige Eroberer und Kriegsheld Muhamed der Zweite im Jahr 1453 Konstantinopel erobert und das griechische Reich zerstört hatte, beinahe tausend Jahre später, als das altrömische Reich in Italien von Odoaker zerstört worden war, hatte die Macht der türkischen Osmanen sich in Europa und Asia reissend ausgebreitet; nie aber war sie den Gränzen Teutschlands so nah gekommen, als unter Suley=

mann dem Prächtigen, der von einigen auch der Große genannt worden ist. Vor ihm fielen in den ersten Jahren seiner Regierung die gewaltigen Festungen Belgrad und Rhodus, die Bollwerke der Christenheit, und im Jahr 1526 schlug und erschlug er den König Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz, und warf sich zum Herrn und Schiedsrichter der Länder auf. Seit dieser Zeit führten Karl der Fünfte und sein Bruder Ferdinand lange und viele Kriege mit ihm um die Herrschaft Ungarns und die Sicherheit Teutschlands. Im Jahr 1529 drang er wüthend und verheerend in Teutschlands Gränzen vor, und legte sich mit einem gewaltigen Heer und Zeug vor Wien; aber die Tapferkeit der Bürger und die aus allen Gegenden Teutschlands herbeieilenden Hülfen retteten des Vaterlandes Vormauer und jagten die Türken mit großem Schimpf und größerem Verlust tief nach Ungarn zurück. Noch in seinem hohen Alter belegte Suleymann die ungrische Gränzfestung Sigeth, und starb in der Belagerung. Dieser Tod Suleymanns und der große Entschluß, sich und die Stadt nicht in die Hände der Ungläubigen zu geben, sondern wie ein Christ und Held mit den Waffen in der Hand zu sterben, machte den Befehlshaber in der Stadt, den edlen Grafen Niklas Zrini, unsterblich; das macht ihn unsterblicher, daß er für sein Land und für die Freiheit starb. Zwanzig Stürme der Ungläubigen hatte er abgeschlagen; dann, als er sah, daß die Stadt sich nicht mehr halten konnte, nahm er das Schwerdt, womit sein Vater

seine Jugend wehrhaft gemacht hatte, betete dazu, und fiel mit seinen sechshundert übrigen Streitern in den Feind, und mordete fürchterlich, bis sie alle erschlagen waren. Diese große That geschah den siebenten des Monats September 1556, vier Tage nach Suleymanns Tode. Es war das Zeitalter großer Menschen. Auch Rhodus und Maltha waren durch ihre Vertheidigung unsterblich geworden. So gewaltig waren in dieser Zeit die Türken, daß Ferdinand in Ungarn wenig Herr war und in den alten Erblanden des Hauses Oestreich zittern mußte.

Nach Ferdinand regierte in Teutschland sein Sohn Maximilianus der Zweite von dem Jahre 1564 bis 1576, ein Mann, der den Teutschen sehr lieb ward und die Erinnerung des Namens wieder angenehm erneuete; denn auch sein Urgroßvater Maximilianus der Erste war ihnen sehr lieb gewesen. Er war gütig, freundlich, mäßig, weise, und gerecht, und lenkte in der Regierung und in den Reichsordnungen alles zu Frieden und Freuden, lebte auch auf solche Weise mit den Fürsten und dem Volke, daß viele ihn den letzten teutschen Kaiser genannt haben. Das war auch glückselig in ihm, daß er, der doch ein frommer und gottesfürchtiger Herr war, kein Priesterkaiser ward, wiewohl er mit seinem Vetter Philipp dem Zweiten erzogen war und lange in Spanien gelebt hatte. Was die Menschen glaubten, das ließ er Gott richten; er richtete, was sie thaten. Deswegen waren ihm die Jesuiten feind, die für die alte Kirche Flamme und Schwerdt

leuchten sehen wollten. Dieser freundliche, sanftmüthige, und kluge Kaiser regierte nur zwölf Jahre, und starb im Jahr 1576, als vor wenigen Jahren durch Tyrannei und Pfaffenthum in den westlichen Gränzen Teutschlands ein gewaltiges Feuer aufgegangen war, welches wilde Wuth so anschürte, daß es nimmer wieder gelöscht werden konnte.

Aufruhr in den Niederlanden. Kaiser Maximilianus der Erste vermählte sich im Jahr 1477 mit der Burgundischen Herzogin Maria, der Tochter und Erbin Karls des Kühnen. Sein Sohn war Philipp der Schöne, dessen Söhne Karl der Fünfte und Ferdinand der Erste. Karl der Fünfte vermehrte noch die Burgundischen Lande, so daß sie ein geschlossenes und zusammenhängendes Ganzes wurden. Doch wurden sie nicht ein solches Ganzes, wie diejenigen wünschen, welche gern unumschränkt herrschen wollen. Denn jede Landschaft, jedes Herzogthum und Fürstenthum hatte immer noch seine besonderen Rechte, Gesetze und Verfassungen; so daß sie im Einzelnen unendlich verschieden und nur durch die Liebe des gemeinschaftlichen Herrn und größtentheils auch durch die Sprache Eins waren. Karl hatte sie auch fast gerecht und löblich regiert, und sie hatten viel für ihn gethan. Sein Sohn Philipp versuchte, ob sie nicht durch Furcht leichter zu regieren wären, als durch Liebe, und es gelang ihm nicht. Karl, damit sein dem mächtigen Frankreich, das schon lange darnach gelüstet hatte, so nahes Burgund mehr Kraft und Rückhalt hätte, vielleicht auch, damit sein Sohn Phi-

lipp, auf den er die höchste Gewalt in Teutschland zu bringen suchte, mit Recht ein teutscher Fürst hieße, hatte die burgundischen Lande wieder näher mit Teutschland verbunden und denselben unter dem Namen des Burgundischen Kreises einverleibt; denn viele Landschaften Burgunds waren in den letzten drei Jahrhunderten Teutschland fast entfremdet. Philipp der Zweite, sein Nachfolger, ein Mann hohen Geistes und Verstandes, hatte doch seines Vaters mäßige und gütige Art nicht; von jeher spröd und streng zog er sich seit dem Jahre 1570 mehr und mehr in die engen Mauren seines Pallastes und in die engeren und dunkleren Mauren seiner Brust zurück, und reglerte seine großen Länder wie ein orientalischer Despot. Karl der Fünfte war in seinen Erblanden gegen die neue Lehre und ihre Anhänger hart gewesen; Philipp ward grausam gegen sie. Grade sie wollte er zum Vorwande gebrauchen, den Niederlanden ihre Gesetze und Freiheiten zu schmälern. Zwölf Bisthümer sollten in den burgundischen Landen eingerichtet werden, damit er das Ganze besser zügelte, und an den Bischöfen, die von ihm abhingen, willigere Diener hätte; die Schlüsse des Tridentinischen Konciliums sollten gelten; alles dies sollte auf Kosten der ständischen Verfassung und der Gewissensfreiheit durchgesetzt und eingerichtet werden. Bald gab es Klagen, Gährungen, Sendungen, und Vorstellungen bei dem Könige. Er blieb unerschütterlich, und schickte ihnen 1567 an der Spitze eines Heeres seinen großen Feldherrn Ferdinand

von Toledo, Herzog von Alba, mit voller Gewalt als Statthalter. Dieser errichtete alsbald einen peinlichen Gerichtshof von zwölf Richtern, deren Haupt der Spanier Vargas war, ein jäher, wilder Mann; dadurch sollten die Widerspänstigen gedemüthigt und die Ketzer vertilgt werden. Damit das Schrecken größer wäre, ließ Alba zwei Grafen, Egmont und Horn, beide Männer höchster spanischer und burgundischer Ehren, weil sie kühn für des Vaterlandes Freiheit gesprochen hatten, verhaften und hinrichten, und das Feuer und das Beil so wüthen, daß er sich rühmen durfte, er habe binnen zwei Jahren das Blut von 18000 Ketzern vergossen. Außer diesen Schrecken und Gräueln lagen in den Städten Burgunds verhaßte Fremdlinge als eine plagende Besatzung, neue Citadellen wurden gebaut, willkührliche Auflagen aufgelegt; Furcht, Unglück, Verfolgung, und Tod überall: viele entflohen aus dem unglücklichen und nicht mehr freien Vaterlande.

Zwei Brüder, welche in den Niederlanden große Würden und Güter hatten, die Prinzen Wilhelm und Ludwig von Nassau-Oranien hatten den Grafen Egmont vor Alba's Tücken gewarnt, und waren nach Teutschland entflohen. Diese, als die Dinge zur Empörung und zum Aufstande reif waren, kamen im Jahr 1572 wieder, und die Stände der Grafschaft Holland wählten Wilhelm von Oranien zu Dordrecht zu ihrem Statthalter. Auch hatten die armen niederländischen Flüchtlinge, die an den Küsten und Inseln mit Schiffen hin und her schweiften, sich grade zu

derselben Zeit des festen Seeplatzes und Hafens Briel bemächtigt. Die Tyrannen nannten sie Geusen oder Lumpenpack; denn Spitzbuben und Bettler nennen die Unterdrücker gern die Geplünderten und Zertretenen, wenn diese gegen die Gewalt zum Schwerdt greifen. Bald Aufruhr und Krieg in allen Landschaften Burgunds; die spanische Kriegsordnung siegte im Felde, doch wurden die Geusen nicht besiegt. Im Jahr 1573 ward Alba abgerufen. Glücklicher als er war der sanftere und menschlichere Graf Requesens, der aber nach wenigen Jahren starb. Philipp schickte darauf seinen Bruder, den großen Bastard Karls des Fünften, Johann von Oestreich, welcher zugleich gegen die Aufrührer und den Neid seines Bruders, des Königs, zu kämpfen hatte. Wilhelm von Oranien ward nun auch zum Ruhwart, oder Oberbefehlshaber von Brabant gewählt. Doch die südlichen Lande, wo die alte Lehre noch die herrschende war, schlossen sich nach und nach wieder an Spanien an; die nördlichen stifteten aber im Jahr 1579 den Verein von Utrecht, welcher später die Grundlage des Vereins der freien Niederlande ward. Das folgende Jahr erklärte Philipp der Zweite den Prinzen Wilhelm von Oranien vogelfrei, und bald darauf sagten ihm zehen seiner Landschaften den Gehorsam auf, und wählten, damit sie von Frankreich Schutz hätten, des französischen Königs Bruder, den Herzog von Anjou, zum Fürsten der Lande. Dieser aber, ein eitler, übermüthiger, und gewaltsamer Jüngling, und des Geistes und Mu-

thes völlig mangelnd, wodurch ein freies Volk beschützt und regiert werden kann, entfloh im zweiten Jahre seiner Herrlichkeit, im Jahr 1583, nach Frankreich, nachdem er die Freiheit, die er zu beschützen versprochen, angetastet hatte. Die Niederländer waren nun in einer schweren Lage; doch verzweifelten sie nicht. Es war ein ungeordnetes Regiment, Zwietracht zwischen einzelnen Landschaften, und zwischen den Fürsten, und der größte Kriegsmann, den das Zeitalter kannte, Karls des Fünften Enkel, Alexander Herzog von Parma, befahl seit Johanns von Oestreich Tode, seit dem Jahr 1578, gegen sie. Aber alles überwand das trotzige und tapfere Volk und die zähe und feste Klugheit Wilhelms von Oranien. Als dieser große Mann im Jahr 1584 durch einen Meuchelmörder fiel, als Antwerpen im Jahr 1585 nach einer ewig denkwürdigen Belagerung an die Spanier überging, da schien doch der Freiheit das Letzte zu drohen. Freilich war Moritz von Nassau da, Wilhelms Sohn, ein kühner, feuriger Jüngling; aber der Kampf mit der überlegenen Geschicklichkeit und Macht ward täglich zweifelhafter. In dieser Noth bot man sich dem Könige von Frankreich an, man trug der Königin Elisabeth von England das Land und alle Herrlichkeit auf. Sie dankten für das gefährliche Geschenk. Doch sandte Elisabeth den Niederländern Hülfsvolk unter dem Befehl ihres Günstlings, des Grafen von Leicester. Dieser aber war mehr ein eitler und schöner als ein gewaltiger und kühner Mann; der junge Fürst Moritz und der große

Landsyndikus von Holland, Olden Barnevelb, thaten das Beste. Moritz gewann es durch seine Kriegstugend und das Gedächtniß seines Vaters, daß alle Landschaften ihn allmälig zu ihrem Statthalter ernannten.

Das Jahr 1588 hatte der stolze König Philipp ausersehen, die Freiheit zu vertilgen und alle seine Feinde zu zerschmettern. Eine Flotte ward ausgerüstet, eine so gewaltige, daß sie als die unüberwindliche vorher verkündigt ward; 40000 Spanier, die sich damals auch die Unbesieglichen nannten und es waren, wurden eingeschifft; der Herzog Alexander von Parma hielt am Kanal 30000 andere bereit, welche dazu stoßen sollten. Die große Königin der Ketzer, Elisabeth von England, sollte entthront und in England sollte das empörte Niederland bezwungen werden. Aber Gott gefiel es anders, als dem König Philipp: Stürme zerschlugen die unüberwindliche Flotte, die englischen und holländischen Seehelden thaten das Uebrige; nach Spanien entrannen nur Trümmer eines Heers, dessen gleichen der nördliche Ocean nie gesehen hatte. Dies gab den Niederländern Luft; bald darauf zog Alexander gegen den König von Frankreich Heinrich den Vierten in den Krieg, und starb im Jahr 1592. Da hatte die Freiheit nichts mehr zu fürchten. Schon wurden die Niederländer Herren des Nordmeers, und der Küsten und Inseln Ostindiens, welche die Portugiesen sonst besessen hatten, zu reich und trotzig, als daß das verarmende Spanien sie hätte bezwingen können. Im Jahr 1609 ward zwi=

schen ihnen und Spanien auf zwölf Jahre ein Waffenstillstand geschlossen.

Dieser kleine Staat, welcher sich die sieben vereinigten Landschaften nannte, ward an Macht und Reichthum bald den größten Staaten gleich, und stand von diesen Tagen an hundert Jahre als ein Pfeiler europäischer Freiheit. Nachher wollte er bloß in Ruhe genießen, was die Väter in Gefahr erworben und behauptet hatten, schlief ein, ward unbedeutend, zuerst verachtet, dann unterdrückt. Teutschland aber verlor durch Philipps Grausamkeit einen köstlichen Theil seiner Lande, und die Niederländer, jüngst noch eine mit ihm verbundene Landschaft, bezolleten seine Ströme. So wenig aber war Kraft und Zusammenhang in dem großen Reiche, daß wohl einzelne Fürsten Vertrag zu stiften suchten, auch dem einen oder andern Theil Hülfe sandten, nicht aber allen zugleich Frieden geboten, und bei dem Reiche erhielten, was des Reiches war. Denn wie Philipps Tyrannei hätte gewehrt werden sollen, so durften auch die Niederländer nicht ihren Selbstwillen haben, wenn Teutschland ein Staat war, der zugleich schirmen und zwingen konnte.

Verwirrung in Teutschland gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

In diesem letzten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem in Frankreich die neue Lehre zu Scheußlichkeiten gemisbraucht, in den Niederlanden durch sie die Freiheit gestiftet worden, und England und Schottland nach langen Erschütterungen nur durch Elisabeths Weisheit ruhig erhalten werden konnten, kam das Unheil auch Teutschland immer näher: Teutschland, der

Anfang und Mittelpunkt dieser Weltbewegungen, sollte sie endlich auch am blutigsten bezahlen. Der liebenswürdige und weise Kaiser Maximilianus hatte keine Söhne, die ihm gleich waren. Sein ältester Sohn Rudolf folgte ihm als König von Ungarn und Böheim und Kaiser von Teutschland; aber er war leider kein Rudolf von Habsburg: eines solchen aber hätte das Zeitalter bedurft. Rudolf war von Jesuiten erzogen zu einem Gelehrten und Betbruder, nicht zu einem Kaiser. Er war wie sein Vater gütig und mild, aber nicht streng und ernst, wo er es sein mußte; das Schwerdt und Scepter hat er nie geführt, daher ward es ihm, als er es festhalten wollte, in der Hand zerbrochen. Unbekümmert der großen Begebenheiten Europens, der großen Geschäfte in seinen Staaten, und der immer mislicheren und schwierigeren Angelegenheiten des Reichs, saß er wie ein stummer und tauber Götze in seiner Stadt Prag, welche er vor allen seinen Städten liebte, fütterte weiße und schöne Pferde, sammelte Bücher, Bilder, und Gemmen, und vertiefte sich in den geheimen Wissenschaften der Chemie, Astronomie, und Astrologie. Während er mit Tycho Brahe und Keppler Sonnen und Sterne ausmaß, und belauschte, was ihm die Aspekten bedeuteten, wußte er nicht, was in irdischen Dingen geschah. Daß er die Wissenschaften liebte, daß Tycho Brahe, Keppler, und andere herrliche Männer als Freunde mit ihm lebten — das wäre sein Ruhm gewesen, wenn er die kaiserlichen Pflichten erfüllt hätte; wer nichts als Fremdes thut, dessen Leben wird mit Recht Spielerei genannt.

Die Jesuiten hatten das Koncilium zu Trient regiert, sie hatten sich der Herzen vieler Fürsten bemeistert, sie erzogen die Söhne der Prinzen und Herren, denn sie wollten auch in der Zukunft herrschen; sie hetzten die Gemüther zusammen, bliesen jedes Fünkchen zu einer Flamme auf, und blieben — was das Geheimniß der Brandstifter ist — so hinter dem Vorhang stehen, daß, wann der Brand aufging, sie Gewalt schreien und als die Verletzten erscheinen konnten. Sie konnten unter Rudolf thun, was ihnen gefiel, vor ihm durften sie alles, er liebte sie, und ließ alles geschehen; doch er that nichts für sie, denn er konnte für niemand etwas thun, ja nicht einmal für sich selbst. Das kam den Jesuiten am gelegensten, daß unter den Protestanten, die bei weitem stärker waren, als die Katholischen, zwei Partheien da standen, die luthersche und reformirte, und daß diese durch die Schuld der Priester einander fast bitterer haßten, als die Katholischen; dazwischen lag ein herrliches Spiel, und die Väter von der Gesellschaft Jesu verstanden es zu spielen, sie verstanden auch luthersche Hofprediger für den Pabst und die alte Kirche zu gebrauchen. Die Katholischen siegten, als Erzbischof Gebhard von Cöln mit den meisten Domherren das Land reformiren wollte: er ward abgesetzt und mußte landflüchtig werden; die Katholischen siegten in der Stadt Aachen, gegen welche die Reichsacht erging, über die Protestanten im Rath und in der Bürgerschaft; die Katholischen siegten in Strasburg, wo die protestantischen Domherren einen lutherschen,

die katholischen einen katholischen Bischof wählten. Das machte bang und furchtsam; aber unter den mächtigsten protestantischen Fürsten fehlte der große Mann, der alle hätte in Einheit verbinden und sich an die Spitze stellen können. Freilich hatten viele protestantische Fürsten unter der Anführung von Kurpfalz im Jahr 1598 in Frankfurt eine Art Bündniß geschlossen, aber es war keine gebietende Seele und also auch kein Zusammenhang darin. Darum ward auch die Reichsstadt Donauwörth im Jahr 1606 auf die empörendste Weise zuerst von den Jesuiten gereitzt und verwirrt, dann geächtet, und endlich von dem jesuitischen Herzog Maximilianus von Baiern der Reichsfreiheit beraubt und zu einer baierischen Landstadt erniedrigt. Die Protestanten schrieen, droheten, und thaten nichts. Diesen unseligen und zwieträchtigen Zustand, wo in Teutschland ein schwacher Kaiser nach den Sternen guckte, die Jesuiten die katholischen Höfe, Beichtväter die protestantischen Fürsten, Haß und Neid und Vergessenheit des Vaterlandes alle beherrschten, belauerten die Franzosen, jenes unruhige und schadenfrohe Nachbarvolk, das immer fremden Glückes neidisch und fremden Gutes begierig ist.

Heinrichs des Vierten von Frankreich Entwurf.

Frankreich war durch das ganze sechszehnte Jahrhundert sehr unglücklich. Zuerst Ludwig der Zwölfte, ein biederer und freundlicher König, aber während seiner Regierung ein immerwährender menschenfressender Krieg in Italien; dann der ritterliche, ehrsüchtige, wohllüstige Franz, auf Abentheuer und Wunder lüstern, ein planloser Verschwender, oft ein Spiel von Günstlingen und

Weibern, ein Verbrenner seiner kalvinischen Unterthanen, außerdem vier unglückliche Kriege um Italien mit Karl dem Fünften; Heinrich sein Sohn nicht besser und nicht glücklicher: doch hatten diese beide noch geherrscht; von dem Jahre 1559 bis 1589, 35 Jahre lang, schändliche Regierungen, verderbliche Zerrüttungen und Kriege: Katharine von Medicis und ihre drei elenden Söhne, Franz, Karl, und Heinrich, der Ehrgeitz der Herzoge von Guise aus dem Hause Lothringen, die Eifersucht der Prinzen vom Blute, die Hinterlist Philipps des Zweiten von Spanien, und die Leichtfertigkeit und Treulosigkeit des Volkes, ferner alles, was in Weibern, welche Ehre und Schaam ausgezogen haben, Tückisches und Verderbliches brütet, zerwarfen und zerrissen Frankreich in allen seinen Gränzen. Die Herrschsucht und die Wohllust trieben das böse und abscheuliche Spiel, die Religion ward als Mantel darüber gedeckt; auch Gesetz und Recht und Freiheit ward mit darein gerufen, aber mit der Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit, wie die Franzosen so heilige Dinge zu behandeln und zu behaupten wissen: alle ihre Umwälzungen, die darnach getrachtet haben, sind ein Nichts geworden, weil nicht aus dem ganzen Volke, sondern fast immer nur aus der Hauptstadt, oft nur aus einzelnen Kabalen und Partheien des Hofes solche Bewegungen entsprungen sind. Die ganze französische Geschichte ist fast nur Hof- und Hauptstadtsgeschichte; deswegen reich für den Verstand, arm für das Herz. In diesen sogenannten französischen Religionskriegen

wechselte und wimmelte es von Siegen und Niederlagen, von Verrath und Mord. Die scheußlichste That geschah in der Nacht des 24sten Augusti des Jahrs 1772, welche die Bartholomäusnacht heißt. Die Hochzeitfeier des Hauptes der Protestanten, Heinrichs Königs von Navarra, mit Katharinens reitzender Tochter Margarethe von Valois ward in dieser ewig verfluchten Nacht mit der Ermordung vieler tausend Reformirten in Paris und in ganz Frankreich beschlossen. Das Blut löschte den Brand nicht; ihn löschte, nachdem der letzte Valois auf dem Thron ermordet worden, Heinrich der Vierte, König von Navarra, erst im Jahr 1596. Dieser gute und tapfere König heilte wieder die Wunden des Staats, und gab ihm frische Kraft und neues Leben. Er, das geschwächte Spanien, das hauptlose Oestreich, das zersplitterte Teutschland und Italien, das seit dem Tode der großen Elisabeth einschlafende England betrachtend, entwarf einen großen Plan einer sogenannten europäischen Republik, von welchem er allgemeine Freiheit und Glückseligkeit gelobte. Natürlich sollte, damit diese Republik werden könnte, das habsburgische Haus von Oestreich und Spanien vermindert und geplündert, und alles in kleine Staaten getheilt werden; nur Frankreich wollte als der große Schiedsrichter und Lenker in der Mitte sitzen, und Weisheit und Gerechtigkeit über alle ausgießen. Schon hatten die Franzosen vieles angesponnen und gezettelt, schon sahen sie mit lauschender Schadenfreude die Zwietracht in Teutschland wachsen, und

den Ausbruch größerer Verwirrungen und Getümmel nahe, vorzüglich durch das Erlöschen des mächtigen Hauses der Herzoge von Cleve, Jülich, und Berg, auf dessen Lande viele teutsche Fürsten Erbrecht behaupteten, als der große König Heinrich im Frühling 1610 von dem Messer eines Mörders getödtet ward. Doch war Heinrichs Plan für das Zeitalter und seine Kräfte zu abentheuerlich; er würde die allgemeine Verwirrung nur um einige Jahre beschleunigt, aber seine geträumte Franzosenrepublik, die alle Welt beglücken sollte, nicht vollendet haben. Doch ist es gut, zu zeigen, wie frühe die französische List unter dem schönen Schein von Gerechtigkeit und Glückseligkeit der Freiheit anderer Völker schon Schlingen gestellt hat.

Protestantischer Verein. Im Jahr 1608 war das Band des sogenannten protestantischen Vereins etwas fester zusammengezogen. Heinrich der Vierte machte große Anträge, vorzüglich dem Kurfürsten von der Pfalz. Dazu ward der Fürst Christian von Anhalt gebraucht, der Frankreich, wo er im Kriege gedient hatte, wohl kannte. Indessen viele teutsche Fürsten hielt die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Oestreich, auch wohl ein geheimes Grauen vor französischer Falschheit zurück, und mehrere, unter andern Wirtemberg, warnten vor der Löwengenossenschaft und erinnerten an den äsopischen Esel. Die Versammlung der Fürsten des Vereins war zu Kloster Auhausen in Anspach; die Religion ward nicht besonders als das Erste vorangesetzt, sondern überhaupt die allgemeine Vertheidigung der

Rechte eines jeden, die Aufrechthaltung der Reichsfreiheit, und die Abhelfung willkührlicher Entscheidungen des Kaisers und seiner Gerichte. Der Verein ward auf zehen Jahre geschlossen. Theilnehmer waren: der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen von Brandenburg Christian und Joachim Ernst, der Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg, und der Markgraf Georg Friedrich zu Baden. Auf der Versammlung zu Rothenburg wählten sie Joachim Ernst von Brandenburg zu ihrem General und Christian von Anhalt zu ihrem Generalleutnant.

Diesem Bunde stellten die Katholischen im Jahr 1610 zu Würzburg ihre heilige Liga entgegen. Theilnehmer waren: der Herzog Maximilianus von Baiern und die meisten südteutschen Bischöfe. Dort war mehr Macht, hier mehr Kraft. Maximilianus war Oberster, ein kühner und kluger Mann, der wußte, was er wollte. Auch war in dem Protestantismus nichts so Bindendes und Zusammenhaltendes, als die Jesuiten dem Katholicismus wieder gegeben hatten. Katholische Liga.

Die Zwietracht und das Mistrauen und der Argwohn, die von Tage zu Tage wuchsen, waren auch in den Landen des Kaisers und in seinem Hause. Bei weitem der größere Theil von Rudolfs Unterthanen waren protestantisch. Diese hatten viele Beschwerden, denn sogleich in den ersten Jahren des Kaisers hatten die Jesuiten gesorgt, daß in den ständischen Regierungen und bei den Universitäten keine Protestanten wieder

angestellt würden, und auch sonst hatten sie genug gezwickt und geneckt. Die Prinzen des Hauses waren unzufrieden, daß Rudolf den Protestanten doch noch zu vielen Willen lasse, daß die Regierung verfalle, und für die Nachfolge nicht gesorgt werde. Es hatte aber Rudolf nie weder sich selbst vermählt noch aus den vielen Brüdern und Vettern einen als seinen Nachfolger erkiesen lassen wollen. Er war frühe mit Isabellen, Philipps des Zweiten von Spanien Tochter, verlobt, wollte aber die Vermählung nimmer vollziehen, denn er hatte in seinen Sternen gelesen, daß ihm von seinem nächsten Blute Gefahr drohe. Das erklärte er auf seine Kinder und nächsten Blutsfreunde, und er sollte Recht haben; denn er half den Gestirnen zur Wahrheit. Rudolf hatte den Protestanten in Ungarn volle Religionsfreiheit bewilligen müssen, er hatte denen in Oestreich immer mehr nachsehen müssen. Das verdroß die Jesuiten, und mehrere Erzherzoge, vorzüglich den brennend katholischen Ferdinand von Grätz. Draußen droheten Türken und Franzosen, der protestantische Verein schreckte, Spanier und Holländer spielten bei den Jülich-Clevischen Angelegenheiten mit in die Geschäfte des Reichs hinein: eine bedenkliche Zukunft lag vor den Augen der Klugen offen. Da traten die Erzherzoge zusammen, und wählten Maximilianus zweiten Sohn und Kaiser Rudolfs ältesten Bruder, den Erzherzog Matthias, zum Haupt ihres Hauses. Im Jahr 1608 erzwang Matthias von dem schwachen Rudolf die Abtretung Oestreichs, auch ward er König in Ungarn,

wo er den Lutherschen und Reformirten mehr nachgab. Regent war der Kardinal Melchior Klesel, eines Beckers Sohn, der sich durch Geschicklichkeit und Kenntnisse zu so hohen Ehren emporgeschwungen hatte. Dieser ward nun Bischof in Wien, und hetzte auf; doch mußte Matthias schonen, weil die Protestanten die mächtigeren und zahlreicheren waren und weil Kaiser Rudolf noch lebte: sie konnten den neuen Herrn verwerfen und den alten wieder haben wollen. Rudolfs Schwäche benutzten das folgende Jahr 1609 die gedrückten Protestanten in Böhmen. Fürst Rosenberg, Graf Heinrich Matthias von Thurn, und Colon von Fels setzten sich an ihre Spitze, und ließen durch den ausgestellten Majestätsbrief ihre Rechte und ihre Religionsfreiheit sichern: Jesuiten sollten in Böheim nimmer geduldet werden.

Der arme Rudolf in diesem Gedränge sann auf einen großen Friedensorden zur Erhaltung der Gewissensfreiheit, worin er alle Verehrer Christi ohne Unterschied der Religion aufnehmen wollte. Zugleich brütete er über einem andern Entwurf, seinen Bruder Matthias, und seinen Vetter Ferdinand von Grätz, dessen Feuereifer und Kühnheit er haßte, von der Erbfolge in Böheim, Schlesien, Lausitz, Mähren, und durch Verhandlung mit den übrigen Erzherzogen auch in den andern Landen auszuschließen. Dagegen gedachte er des letzteren milderen und freundlicheren Bruder Leopold, der zu Strasburg und Passau Bischof war, dazu zu befördern. Allein dies alles gelang nicht, denn Rudolf konnte nichts durchsetzen;

vielmehr kam ihm aus Passau der letzte Stoß des Verderbens. Dort hatte sich unter dem Feldhauptmann Ronne Kriegsvolk versammelt, vielleicht — wie einige flüsterten — für Rudolfs und Leopolds geheime Zwecke. Diese Soldaten, als sie nicht zu leben hatten, fielen in Böheim ein, besetzten Budweiß, und verübten viele Ausschweifungen. Das wußte Rudolf weder noch konnte er es hindern; doch schoben seine Feinde es auf ihn, und verlästerten ihn, und trieben ihn dahin, daß er auch Böheim und die andern Lande an Matthias abgeben mußte. Da verfluchte er Prag, seine Lieblingin, die er mit so vielen Herrlichkeiten geschmückt hatte, und starb sechszig Jahr alt im Elend und Gram, wie die letzten Karlinger und Heinrich der Vierte gestorben waren. Dies geschah im Jahr 1612, und war das unwürdige Schicksal des Kaisers eine Vorbedeutung des Unheils, welches bald über das teutsche Volk und das Reich herfahren sollte, und hatten Prag und ganz Böheim bald Gelegenheit, die Zeit zu beweinen, wo der gute und freundliche Rudolf auf der Sternwarte gesessen hatte und sie in Glück und Frieden wohnten. Sechsunddreißig Jahre nach seinem Tode eroberten die Schweden einen Theil der Stadt, und nahmen viele Bücher und Bilder und andere Kostbarkeiten, welche Rudolf gesammelt hatte, mit sich hinweg in ihr Land. Ihre Feldherren waren wie jener Römer Mummius, der Korinth gewann und zerstörte: die herrlichsten Bilder von Titian und Korreggio wurden vor die zerschlagenen Fenster des königlichen

Marstalls in Stockholm gestellt, daß sie Regen und Wind abwehrten.

In Oestreich und Teutschland fingen alle an auf den Erzherzog Ferdinand zu sehen, welcher gewöhnlich Ferdinand von Grätz genannt ward; denn diesen bestimmten alle Erzherzoge von Oestreich nach Rudolfs Tode zu ihrem Haupte. Es war dieser Ferdinand ein Enkel Kaiser Ferdinands des Ersten. Sein Vater Karl, Ferdinands jüngster Sohn, war Herzog von Steiermark, Kärnthen, und Krain gewesen, und hatte zu Grätz gewohnt. Als dieser im Jahr 1590 starb, ward der Knabe von seiner Mutter, Maria von Baiern, nach Ingolstadt geschickt, daß er dort unter der Obhut seines Oheims Wilhelm von Baiern erzogen würde. Dieser Wilhelm war Albrechts des Fünften Sohn, und ward in Teutschland als das Haupt der Katholischen und als der Beschützer der Jesuiten angesehen. Was in Wilhelm war, das lebte nachher in seinem Sohn Maximilianus und in seinem Neffen Ferdinand fort; denn er erzog sie zu strengkatholischen Fürsten, und trat, damit das jugendliche Feuer muthiger und freier wirken könnte, schon im Jahr 1596 die Regierung seiner Lande an seinen Sohn ab. Aber er blieb noch fünfundzwanzig Jahre die innere Seele aller großen Bewegungen der Katholischen, und stärkte auch in den größten Gefahren Ferdinands Muth durch Rath und Ermunterung, daß er nicht wiche, sondern es durchführte für den Glauben. Ferdinand war in Ingolstadt bis in sein achtzehntes Jahr von Jesuiten erzogen worden.

Man kann auf diesem Gränzpunkt großer Veränderungen sich des Gedankens nicht erwehren, wie alles anders geworden wäre, wenn Ferdinands kühner, feuriger, und fester Sinn unter freien Männern und in einem Kriegslager sich entwickelt hätte, wenn das Großartige und Muthige in ihm nicht durch Pfaffen beschränkt wäre, daß er die Zeit und ihren Trieb frei hätte erkennen mögen. Dieser Trieb war offenbar fast in ganz Teutschland und auch in den Erblanden protestantisch. Welche Arbeiten und Gefahren und auch welche Verluste erregte sich das Haus Oestreich dadurch, daß es wider den Strom schwamm! wenn es mitgeflossen wäre oder die wilden Wasser nur hätte laufen lassen, welche Herrschaft, welche Macht war ihm bereitet! wie konnte es die Kräfte für sich gebrauchen, die es thörigt zu seiner Schwächung anwandte! Ein Mann wie Ferdinand, sanft, freundlich, muthig, und unternehmend von Natur — hätte er die Lande und Völker nicht unter seine Flügel versammeln und Herr sein können durch Liebe, was er durch Furcht nicht vermogte? Gewiß hätte Teutschland seinen Religionssturm gehabt, wie die andern Länder, aber keinen so fürchterlichen und verheerenden, dessen Folgen es nimmer wieder verwunden hat. Doch Gott wollte es anders; weltliche Thorheit und geistlicher Wahnsinn waren mächtiger, als alle Gebete der Guten; selbst das Heiligste, die Ueberzeugung und der Glaube, ward von den meisten zur Lüge verkehrt, von Ferdinand nie.

Auf diesen stolzen, klugen, und kraftvollen Jüngling wiesen die Jesuiten als auf den Glanz ihrer Künste, die Katholischen als auf ihren Schutz, die Protestanten als auf ihr Schrecken. Als er gegen das Jahr 1600 in seinen Erbstaaten die Regierung übernahm, waren zwei Drittel seiner Unterthanen protestantisch und fast alle Aemter und Stellen mit Protestanten besetzt. Er unterdrückte sie völlig, und reinigte das Land von Ketzerei; wenigstens verstummte sie: wer die luthersche Lehre laut bekennen wollte, hatte Erlaubniß, in ein anderes Land zu ziehen, aber ziehen mußte er. Die meisten dieser Protestanten entflohen nach Oestreich, Ungarn, und Böheim, und trugen dahin die Furcht vor Ferdinands Namen und die Keime größerer Bewegungen. Als die Unterhandlungen wegen der Erbfolge unter den Erzherzogen und mit dem Kaiser Matthias und Spanien beendigt waren, machten die anderen mit den Ländern weit größere Schwierigkeiten. Denn daß Ferdinand herrisch und gewaltig regieren würde, hatte er gezeigt, und was die Protestanten zu fürchten hatten, lag offen vor aller Welt da. Nach langen und oft laut ausgesprochenen Zweifeln und Bedenklichkeiten ward Ferdinand endlich im Jahr 1617 von Böheim und den zubehörigen Landschaften als ihr künftiger König erkannt, und beschwur ihnen ihre Rechte und die Gewissensfreiheit; erst das folgende Jahr gelang dies bei den Ungarn, welchen auch Gelobungen gemacht werden mußten; die Oestreicher sollten den gebornen Erbherrn von selbst annehmen, waren aber auch mistrauisch

und schwierig. Und sie hatten sich alle nicht geirrt. Der schwache Matthias, der nur solange, als Rudolfs Nichtigkeit noch da stand, ein Mann geschienen hatte, war schon seit einigen Jahren von Ferdinand und dessen Männern beherrscht. Er durfte nicht thun, was ihm gefiel; doch war der Kardinal Klosel gewaltig bei ihm, und dieser wollte gegen die Protestanten gelinder sein, als Ferdinand und den Jesuiten gut däuchte. Da thaten sie dem Kaiser Matthias, wie sie Rudolf gethan hatten, griffen seinen geliebten Klosel, entführten ihn, und setzten ihn fest. Er ward nachher wieder frei aus seiner Haft, und sah noch manche Jahre die traurigen Folgen der Gewalt mit an. Matthias aber erhielt seine Vergeltung für die Untreue gegen seinen Bruder Rudolf; seine letzten Jahre waren verachtet, wie Rudolfs Jahre gewesen waren.

Aufruhr in Böheim J. 1618. Mitten in diesen Geschichten brach der Anfang des Krieges aus, den man den dreißigjährigen Krieg genannt hat. Die Jesuiten begannen in Böhmen Hader zu stiften, und hetzten und neckten die Protestanten auf mancherlei Weise. Selbst Winke und Worte und Anspielungen und Andeutungen, die unter andern Regierungen nichts bedeutet hätten, wurden unter dem König Ferdinand als wichtig genommen. Wo Argwohn das Nest voll Eier gelegt hat, da brütet bald Haß sie aus. Den Majestätsbrief, welcher nach der Meinung der Katholischen eigentlich nur für die Utraquisten (die nach dem auf dem Koncilium zu Kostanz verbrannten Huß auch Hussiten genannt

wurden) gelten sollte, wandten die diesen so verwandten andern Protestanten auch auf sich an, und nahmen sich alle Vorrechte desselben, und auch das, sich wo sie wollten neue Kirchen zu bauen. Dies hatten die Unterthanen des Abts zu Braunau und die des Erzbischofs zu Prag im Städtchen Klostergrab gethan; die Herren aber ließen sie niederreißen. Darauf Versammlungen der Landstände, freie und kühne Vorstellungen an den König, und Berufung auf den Majestätsbrief; bald warnende und drohende Antwort durch den Mund der Prager Statthalterschaft, in Prag Geschrei und Aufruhr, Sturm auf das Schloß, wo die kaiserlichen Räthe sitzen, und Graf Martinez und Slowata, welche man böser Gesinnungen gegen die Freiheit beschuldigte, vierzig Ellen hoch aus dem Fenster geworfen. Sie fielen glücklich auf einen weichen Misthaufen, und entliefen der Gefahr; aber unter der Parthei war Bewegung und Waffenrüstung in allen Gränzen des Landes, Böheim entbrannte von Zorn gegen Ferdinand und von Eifer für die Freiheit. Dies geschah den 23. Mai des Jahrs 1618.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Aber das war Böheims Unglück, daß das Land keinen großen Mann hatte, welcher Führer sein konnte. Unter den Großen nur Ehrgeiz, Wildheit, Anmaßungen: Graf Thurn, welchem das Erste zuzufallen schien, nichts weiter als ein wilder und unruhiger Kopf, mit gutem Willen, aber ohne Festigkeit. Auch die Fürsten, welche in Teutschland durch Macht und Ansehen an der Spitze der Protestanten hätten stehen sollen, wa-

ren alle weniger als mittelmäßig: ein solcher der junge Friedrich von der Pfalz, Haupt des Vereins, solche die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Sachsens Johann Georg hatte sich immer hartnäckig aller Theilnahme am Verein geweigert, ja er schien ihm sogar feindselig zu sein; ihn beherrschte ein Pfaffe, Hoe von Hohenegg, in der Geschichte dieser Zeit ein vielbedeutender Mann, ein geborner Oesterreicher: er war des Kurfürsten Oberhofprediger und Beichtvater. Die Welt hat ihn der Bestechlichkeit beschuldigt, und daß er durch jesuitisches Gold erkauft gewesen sei; aber es mogte bei ihm wohl nur reiner lutherscher Haß gegen die Reformirten wirken. Auch die Böhmen wandten sich an Sachsen um Hülfe, boten sogar die Krone ihrer schönen Lande an; die konnte freilich ein Johann Georg nicht behaupten: also war es klug, daß er die gefährliche Gabe abwies. Die Böhmen, obwohl Ungarn und die östreichischen Lande unruhig waren, verzweifelnd, ihre Sache ohne fremden Beistand gegen ihren König durchführen zu können, trugen die Krone dem Kurfürsten von der Pfalz an; sie rechneten auf seine Macht und auf die Hülfe des Vereins, auch auf den mächtigen König von England und Schottland Jakob, welcher des Kurfürsten von der Pfalz Schwäher war. Friedrich wankte, denn er war auch nicht der Mann nach Kronen zu greifen; aber seine Gemahlin Elisabeth, welche die Königstochter fühlte, und sein Beichtvater Scultetus, welcher dies als eine heilige Sache für die Protestanten ansah, machten ihm Muth: er nahm

im Jahr 1619 die Krone von Böheim und seinen Landen an.

Mitten unter diesen Getümmeln war Kaiser Matthias aus Angst der Gefahren und aus Gram über seinen entführten Klosel gestorben, und hatte dem Könige Ferdinand viele Ansprüche, aber alle seine Länder im Aufruhr hinterlassen. Da bewies dieser König und sein Vetter Maximilianus, was es bedeutet, auch bei geringer Macht nur fest und geschwind zu sein. Diese beiden Männer wußten immer, wohin sie wollten, sie hatten immer ein festes Ziel; ihre Gegner wankten hin und her, und verdarben sich und ihr Glück. Nicht allein Böheim war in offenem Aufruhr, und setzte sich einen andern König; auch in Ungarn fuhr der wilde Fürst Bethlem Gabor auf, schloß einen Bund mit den Böhmen, und wollte Ferdinand das Land entreißen und gegen Wien rücken; die Oestreicher waren im offenen Aufstande, und verweigerten die Huldigung. Da galt es, Stärke zu zeigen, und Stärke des Gemüthes rettete Ferdinand. Er verdiente Kaiser zu sein, und ward auch mitten in diesen Gefahren zum Kaiser gewählt; denn Baiern und die geistlichen Fürsten hielten fest zusammen, der protestantische Verein löste sich auf, Sachsen war für Oestreich, und zog die nordteutschen Fürsten sich nach; auf die Widersprüche von der Pfalz und von Böheim ward nicht geachtet. Zweimal ward Ferdinand während dieser Zeit in Wien belagert. Wien war der große Punkt seiner Herrschaft: das fühlte er, und wollte die Stadt behalten oder darin sterben. Die-

se Fürstlichkeit verdient ein unsterbliches Lob. Bei der zweiten Belagerung der östreichischen Hauptstadt war auch Bethlem Gabor. Schon schien alles sich zum Untergange zu neigen, als plötzlich 500 Kürassiere auf der Donau auf Schiffen in die Stadt schwammen, die wankenden Sachen aufrichteten, und den zwieträchtigen Feind zum Abzug nöthigten. Das Regiment, welches dies that, heißt noch heute wie damals Hohenzollern, und hat vor allen östreichischen Regimentern das Vorrecht, bei seinem Einzuge in die Hauptstadt mit klingendem Spiel auf dem kaiserlichen Burgplatz zu halten und die Werbetrommel zu rühren.

Die beiden ersten Jahre treiben sich die Anführer der böhmischen Empörer und der Graf Ernst von Mansfeld und Bethlem Gabor mit zwieträchtigen Ansichten und Entwürfen in allerlei Unternehmungen herum. Wäre ihre Macht sogleich unter Einem Haupte verbunden gewesen, hätte der kühne Mansfeld allen befohlen, so ward Wien leicht erobert, und bei der Stimmung der Menschen und der Mehrzahl der Protestanten war die alte Kirche in Teutschland überwunden. Dieser Ernst von Mansfeld, ein tapferer und geschwinder Krieger, war der Sohn des Glückes. Er hatte zuerst dem Erzherzog Leopold, Bischof von Strasburg, in den Elsassischen und Jülichclevischen Kriegen gedient; darauf trat er zu den Fürsten vom Verein über, und ward ein eifriger Protestant. Mehrmals führte er mit ihrer Bewilligung dem Herzog Karl von Savoyen gegen die Spanier Kriegsschaaren zu. Als er eben wieder

4000 Mann zu einem ähnlichen Zuge beisammen hatte, da erscholl die Botschaft des böhmischen Aufstandes; Mansfeld wandte sich mit diesen strax nach Böheim, nahm das feste Pilsen, und entwarf viele rasche Thaten, die aber weder von den Böhmen noch von den Vereinten recht unterstützt wurden. Von der Jugend dieses Feldherrn wußte man wenig, nicht einmal, ob er ächter oder natürlicher Sohn von Karl von Mansfeld war; ihn adelte sein Degen am meisten. Sein Vater Karl von Mansfeld hatte zuerst den Katholischen in Frankreich teutsche Hülfen zugeführt, darauf unter Alexander von Parma in den Niederlanden gefochten, nach dessen Tode eine Zeitlang das spanische Heer befehligt, und war im Jahr 1595 als kaiserlicher Oberfeldherr in Ungarn bei der Belagerung der Festung Gran gestorben.

Schlacht am weißen Berge.

Noch schlechter als hier ging es mit dem Verein. Da war keine Führung, keine Uebereinstimmung, kein Geist, kein Ziel; da war alles wankend und unordentlich, bei dem Obersten der Liga alles fest und gerüstet. Anfangs hatten sie gedrohet; aber als Maximilianus schlagfertiger auftrat, denn sie geglaubt, da zweifelte und wankte alles. Als vollends die Nachricht kam, auch Spinola ziehe aus den Niederlanden mit 20000 Spaniern gegen den Rhein heran, da schlossen sie zu Ulm einen Neutralitätsvertrag mit der Liga, d. h. in politischer Sprache: sie wollten still sitzen und ihre Freunde erst schlagen und ausplündern lassen, damit der Sieger seine zermalmende Gewalt nachher desto zerschmetternder

über sie hinwälzen könne. Als die Furcht diese beruhigt und entwaffnet hatte und der immer wankelmüthige Gabor von Oestreichs Gränzen abgezogen war, da bezwang der Herzog von Baiern zuerst die Oestreicher, und rückte dann mit seinem muthigen und begeisterten Heere und der ferdinandischen Kriegsmacht geschwind nach Böheim vor, wo der König Friedrich von der Pfalz nichts Tüchtiges that, und die Feldherren Christian von Anhalt, Hohenlohe, Thurn, und Mansfeld in einer Zwietracht waren, die wenig Glück weissagte. So wie Maximilianus vom Süden anzog, drangen die Sachsen als Ferdinands Bundsgenossen vom Norden in die Lausitz und Schlesien ein: so viel vermogte der Priester Hoe von Hohenegg und Johann Georgs Neid über Friedrichs Größe. Dafür wurden in Sachsen später drei Hauptschlachten geliefert und das Land ward der Mittelpunkt des teutschen Kriegszuges vom Süden nach dem Norden. Das ligistische Heer zeigte übrigens gleich anfangs den Geist, womit dieser fürchterliche Krieg geführt werden sollte; in den böhmischen Städten Prachadiz und Piseck, welche es mit stürmender Hand gewann, wurden Soldaten und Bürger ohne Unterschied niedergehauen, besonders von den wilden Wallonen. Den 8. November des Jahrs 1620 trafen Maximilianus und Friedrich von der Pfalz an dem weißen Berge bei Prag auf einander, und nach einer Stunde hatten die Wallonen alles durchbrochen und die Ligistischen das Feld gewonnen: es war keine Schlacht, es war eine Jagd. Diese Schlacht entschied das

Schicksal Böheims; Friedrich, welchem in diesem für den Vertheidigungskrieg so vortrefflichen Lande noch so vieles übrig blieb, nahm die geschwindeste Flucht, und hatte nicht eher Ruhe, als bis er bei seinem Vetter dem Erbstatthalter in Haag war. Erst auf der Reise verlor er die Krone, um welche ein muthigerer Mann noch manche Jahre hätte streiten können: weil er entfloh, schien er abzudanken, und viele seiner Freunde, die sonst ausgehalten und sein Glück wieder gehoben hätten, suchten jetzt durch schnellere Unterwerfung die Gnade des Siegers.

Nach der Schlacht auf dem weißen Berge gingen des Kaisers Gerichte aus. Zuerst wurden die Fürsten Christian von Anhalt und Georg Friedrich von Hohenlohe und Johann Georg, Markgraf von Brandenburg und Herzog von Jägerndorf, geächtet. Schon den vorigen Sommer hatte man diesen Gewaltstreich wagen wollen, aber der bedächtige Johann Georg von Sachsen hatte ihn abgerathen, weil der Ausführung noch die Macht fehlte. Der neutrale protestantische Verein, damit er Schlimmerem entginge, löste sich jetzt völlig auf. Das unglückliche Böheim, ihm selbst überlassen, fühlte den beleidigten Herrn, den strengen Katholiken, und den übermüthigen Sieger. Seine alten Landesfreiheiten wurden vernichtet, der Majestätsbrief ward zerrissen, und die Freiheit der Gewissen widerrufen; wie jemand von der Gegenparthei durch Ehrenstellen, Geburt, Vermögen hervorragte, desto grausamer ward er verfolgt; viele entflohen, noch wurden 27 Män-

ner, die jetzt Aufrührer hießen, hingerichtet, manche geächtet, alle Protestanten aus dem Lande gejagt, und ihre Kirchen niedergerissen oder umgeweihet: die Jesuiten zogen immer den Spuren des siegenden Heeres nach. Als dieses schwere Schicksal über Böheim erging, wo Ferdinand vergaß, daß seine Vorfahren das Land nur durch Liebe erworben, wütheten die Spanier mit scheußlichen Gräueln in der Rheinpfalz, wo sie für den Kaiser gegen den Pfalzgrafen Friedrich den Rachekrieg führten; noch heute stehen Trümmer an dem heiligen Rhein, welche von ihrer schrecklichen Gegenwart zeugen. Doch zogen die meisten Spanier das folgende Jahr 1621 ab, wo der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen den Spaniern und den vereinigten Niederlanden abgelaufen war und der stolze Krieg um die Freiheit wieder begann.

Der kühne Ernst von Mansfeld war nicht in der Prager Schlacht gewesen, er trotzte noch lange in Pilsen; auch des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf Muth war unbezwungen. Bald hatte Ernst in der Oberpfalz wieder 20000 Mann beisammen, meistens Reiter; mit diesen zog er vor des ligistischen Feldherrn Tilly überlegener Macht in geschwinden Märschen gegen den Rhein in die Unterpfalz, schlug die Spanier heraus, und verstärkte und verpflegte seine Krieger im Elsaß und in den bischöflichen Landen, die er hart heimsuchte. Mit ihm zugleich rückte Gabor, von Thurn und Jägerndorf erregt, gegen Oestreich heran; aber dieser machte bald wieder Frieden, der freudige Jägerndorf ward unterdrückt, und

Christian von Anhalt vertrug sich. Wäre nur einer der mächtigen protestantischen Herren ein Mann gewesen, wie Mansfeld, die Sache wäre anders geschlichtet und der Uebermuth der Katholischen hätte die Fremden nicht ins Land gebracht.

Das Jahr 1622 schlug Mansfeld den Tilly bei Wisseloch am Rhein, und vereinigte sich bald darauf mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der ein stattliches Heer gerüstet hatte. Als sie sich aber trennten, benutzte der verstärkte Tilly das, und schlug den Markgrafen bei Wimpfen aufs Haupt. — Jetzt hatte die Zeit, die nichts als Kriegsleute gebähren sollte, einen neuen Kämpfer aufgestellt aus dem kriegerischen welfischen Hause. Dies war der protestantische Bischof von Halberstadt Christian Ernst von Braunschweig, ein ritterlicher und begeisterter Jüngling. Er nannte sich den Kämpfer der Königin Elisabeth von Böheim, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, und trug den Wahlspruch: alles für Gott und für sie — wunderbar genug, denn von ihr und den Welfen sollten künftige Könige von England kommen — und aus dem Golde und Silber der katholischen Klöster und Kirchen ließ er Münzen schlagen mit der Inschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Er hatte bald eine Schaar von 15000 bis 20000 Mann, traf bei Höchst mit Tilly, verlor das Treffen, und vereinigte sich mit dem Mansfelder. Diese beiden kühnen Männer würden dem Tilly fürchterlich auf den Leib gefallen sein, wenn fremde Dummheit sie nicht unthätig gemacht hätte. Kö-

nig Jakob von England meinte alles mit der Feder und dem Wort ausrichten zu können; er bedachte nicht, daß der Waffenlose immer schlecht unterhandelt. Oestreich hatte ihm zu verstehen gegeben, die Sache seines Eidams Friedrich von der Pfalz würde leicht beigelegt werden, wenn die bewaffneten Haufen, die in seinem Namen stritten, abgedankt würden. So erging denn das Gebot der Abdankung von Jakobs Weisheit an Ernst und Christian. Sie, jetzt ohne öffentlichen Namen, wodurch sie sich schirmen mogten, zogen aus den rheinischen Landen in das Niederland, und schlugen sich bei Fleurus durch die Spanier zu den Holländern durch.

Wallenstein tritt auf Jahr 1626.

Kaiser Ferdinand hatte bald nach der Prager Schlacht den König Friedrich in die Acht gethan und seine Kurwürde und die Oberpfalz zur Entschädigung der Kriegskosten auf den Herzog von Baiern übertragen. Jetzt belieh er diesen erblich mit beiden, und versagte dem Pfalzgrafen schlechterdings alle Wiederherstellung. Sachsen hatte zum Sündenlohn die Lausitz als Pfand bekommen. Willkühr galt auch bei dem Reichsgerichte für Recht, und als Mansfeld und Braunschweig bald wieder auf den Kampfplatz traten, zog das ligistische Heer immer weiter gegen Nordwesten. Jetzt endlich ward es dem zögernden Jakob ein Ernst. Durch die Gefahr des Kriegsbrandes, der immer näher wüthete, und der jesuitischen Nachsuchungen der Kirchengüter, und durch König Jakobs Unterhandlungen mit dem Könige von Dänemark trat der Niedersächsische

Kreis im Jahr 1625 in ein Vertheidigungsbünd-
niß zusammen, und wählte den König Christian
den Vierten von Dänemark, Herzog von Hol-
stein, zum Kriegsobersten. Aber trotz der engli-
schen Hülfsgelder und Hülfsvölker, und der
Schaaren, welche Mansfeld und Christian von
Braunschweig noch führten, geschah nichts Küh-
nes und Geschwindes, wodurch man den Krieg
hätte zu dem Süden hinabwälzen können. Es
trat inzwischen ein neuer Mann in die Bahn, der
alle Namen, die bisher genannt waren, verdun-
keln sollte: dies war Albrecht von Waldstein, ge-
wöhnlich Wallenstein genannt. Geboren als ein
kleiner böhmischer Edelmann und Protestant hatte
er seine Jugend in mancherlei Wechseln und Aben-
theuern verlebt; bald Student, bald Page, dar-
auf katholisch, nahm er zuletzt Kriegsdienste, ward
durch eine reiche Heirath unabhängig, und befeh-
ligte dann ein Reiterregiment. Ein hochsinniger,
dunkler, gewaltiger Mensch trug er selbst äußer-
lich eine Gestalt, die ein großes Gemüth verhüll-
te. Dieser emporstrebende Mann hatte die Freund-
schaft des Fürsten von Eggenberg gewonnen, wel-
cher bei dem Kaiser Ferdinand in großer Gunst
stand. Eggenberg trug ihn seinem Herrn als Feld-
herrn an, und zwar als einen solchen, der nichts
als eine kaiserliche Vollmacht begehre und auf sei-
nen Namen ein Heer versammeln wolle. Das
kam dem Kaiser gelegen; denn das ligistische Heer
gehörte nicht ihm, und er fühlte es oft mit Aer-
ger, wie sehr er von der Parthei abhing, welche
es aufgestellt hatte. Er gab Wallenstein die Voll-

macht, die Räthe aber lächelten, wohin seine großen Versprechen fahren würden. Und siehe, ehe denn vier Monden abliefen, hatte Wallenstein 40000 Mann beisammen, und zog das Jahr 1626 wohlgerüstet ins Feld.

Bald traf Wallenstein auf den unermüdlichen Mansfeld, schlug ihn an der Dessauer Brücke, und verfolgte ihn durch Schlesien bis an die ungarische Gränze. Mansfeld hatte auf Bethlem Gabor gerechnet, der wieder unter den Waffen stand; aber Gabor schloß Frieden. Ernst ging nun nach Dalmatien hinauf, damit er in Italien gegen Oestreich fechten könnte; aber Beschwerden, und Aerger über Bethlem, und die höchste Macht, welche über das Leben waltet, ließen ihn nicht weiter kommen, als bis zur Stadt Zara am adriatischen Meere. An der Spitze seines Heers aufgerichtet stehend, auf zwei seiner Krieger gestützt, starb er, wie ein Feldhauptmann sterben soll: ein großer Mann, wenn nicht so viele große auf ihn gefolgt wären und wenn er sein unbezwingliches Herz in einem dem Vaterlande erfreulicheren Kampfe hätte offenbaren können. Dasselbe Jahr starb in der Blüthe der Jugend auch sein Freund, der feurige und ritterliche Christian von Braunschweig, und der edle Herzog Johann Ernst von Weimar, welchen Mansfeld in Schlesien zurückgelassen, wo er tapfer für die Sache stritt. Dieses Jahr war überhaupt für die Protestanten ein schwarzes Jahr. Tilly schlug auch den König von Dänemark bei Lutter auf das Haupt, und er westlich und Wallenstein östlich überströmten mit

Schaaren, welche der Krieg ernähren sollte, das nördliche Teutschland, ein schönes, reiches, durch lange Ruhe und den vor nicht lange noch großen Welthandel der Hanseaten mit Städten, Dörfern, und Wohlstand gesegnetes Land. Jetzt ward alles unter willkührliche Schatzung gestellt, viele Fürsten geächtet, die protestantisch gewordenen Bisthümer wieder mit Katholiken besetzt, Wallenstein Herzog von Mecklenburg und Reichsadmiral der Ostsee; die einzige Hansestadt Stralsund, durch tapfere Bürger und fünfhundert Dänen und Schweden von seinem Stolz nicht besiegt; König Christian im Jahr 1629 zum Frieden gezwungen; dann Druck, Uebermuth, Gewalt überall: Freund und Feind mit gleicher Schnödigkeit behandelt; bald das kaiserliche Wiederherstellungsgebot für die Katholischen; des Kaisers Söhne in die reichen den Protestanten entrissenen Bisthümer eingesetzt. Auch die Katholischen fingen an Ferdinand zu fürchten; mehr noch fürchteten sie den Wallenstein. Der Kaiser ließ seine Stütze fallen: Wallenstein ward durch den Haß der Fürsten und den Neid der Liga, besonders durch den Neid ihres Obersten, des Herzogs von Baiern, entlassen; er zog ruhig auf seine Schlösser in Böheim, und lauschte unterdessen in den Sternen, was die Zukunft Neues weissagte.

Als Wallenstein abdanken mußte und Oestreich auf dem Gipfel der Macht stand, kam ein Mann nach Teutschland, den man spöttisch einen kleinen Schneekönig nannte, warf Oestreichs Glück zu Boden, zersprengte das ligistische Heer, und

entzündete einen allgemeinen Krieg, der noch achtzehen Jahre dauerte. Dieser Mann war Gustav Adolf, König von Schweden. Die Südteutschen kannten Schweden und seinen König nicht; er sollte sie zuerst Europa kennen lehren; die Nordteutschen kannten sie wohl durch die Nachbarschaft, durch die alten Verbindungen der Hanse, noch immer durch den Handel und die Schiffahrt, und jetzt durch die großen Gerüchte von schwedischen Siegen über die Russen und Polen. Wie und wann in den frühesten Zeiten die Schweden und Gothen aus Asien in ihre große Halbinsel und die Inseln eingewandert; wie weit die Reisen und Züge und Siege der Ost- und Westgothen, die im dritten Jahrhundert über der Donau und dem schwarzen Meer erschienen, ihnen angehören; wie sie als Waräger nach Konstantinopel und als Wikingar gegen Brittannien und Frankreich gezogen sind — das alles und ihre Götter- und Heldensagen liegen dunkel zwischen der Geschichte und Fabel. Drei Jahrhunderte etwa, nachdem sie Christen geworden, von dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts bis zum Verein von Calmar, wurde ihr Name kaum in Europa gehört; sie waren nur dem teutschen Schiffer und Kaufmann bekannt, und den Finnen und Russen, die damals noch keine Geschichte hatten. In dieser Zeit waren auch in Schweden Erscheinungen, welche alle zu einer neuen Bildung fortschreitenden Völker erfahren müssen: Aufruhre, Entthronungen, Gift, Meuchelei, Verrathe, Brudermorde, und Hungerthürme. Das machte diese Wechsel

gräuelvoller, daß lange Zeit zwei Häuser waren, eines bei den Gothen und eines bei den Schweden, aus welchen die Könige gewählt wurden. Doch wohnte das Volk frei und stolz nach altem germanischen Herkommen und Gesetz, ein schönes, starkes, tapferes, ungemischtes Geschlecht; in Wäldern, an Seen und Küsten, auf Hügeln und Bergen wohnten sie, in einem mühevollen und nicht reichen Lande, aber welches Gott mit mancherlei Schönheit und Naturreitz geschmückt, und mit Erz unter dem Boden, und mit Gesundheit und Stärke gesegnet hatte: ein Land, für das Glück und die Freiheit reich genug, geliebter, weil es nicht ohne Arbeit umsonst seine Gaben verleihet. Darauf von dem Kalmarschen Verein bis auf Gustav Wasa 127 getümmelvolle Jahre: die Zeit der wilden Jugend in der neuen schwedischen Geschichte, woraus das freudige Mannesalter hervorgehen sollte. Das Dänische und Schwedische, schlecht verbunden, schuf Zwietracht: man sah schwache und ohnmächtige Könige, auffätzige Große, ein muthiges, freiheitliebendes Volk, Streben mehrerer Familien gegen einander um die Herrschaft, ja um die höchste Würde; dazwischen verhaßte dänische Vögte, teutsche Söldner und Ritter, und die Hanse mit ihren Vorrechten und mit größeren Ansprüchen. Die Schweden haben diese 127 Jahre unglückliche Jahre genannt, nicht bedenkend, daß wilde Lust und vergebliches Getümmel immer der stätigen Kraft und Stärke vorangehen muß. Im Jahr 1524 ward Gustav Wasa König und herrschte 36 Jahre. Er zerriß das Band des nor=

dischen Vereins, reformirte das Land, und gewann durch die Einziehung der reichen Kirchengüter Stärke, gab weise Gesetze, befreiete Schweden von dem Handelsdruck der Hanse, und stiftete löbliche Anstalten für die Erziehung und Bildung seines Volkes. Unter ihm und seinen drei Söhnen, die von 1560 bis 1611, eine Zeit von 51 Jahren, nach einander regierten, wandte sich die schwedische Geschichte gegen Osten. Die Russen hatten gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts die lange Mongolenschande von sich abgewälzt und begannen gegen die Neva und Düna zu stürmen. Da lag Finland, ein schwedisches Land, nicht fern; da lag Esthland und Liefland, durch Eine Gefahr und Einen Glauben mit Schweden verbündet. Daher mannigfaltige Kriege und Niederlagen und Siege in diesen Gränzen: doch gewannen die Schweden Esthland. Im Jahr 1611 war Gustav Adolf seinem Vater Karl dem Neunten als Jüngling in der Regierung gefolgt, und regierte und verwaltete das Land und den Krieg wie ein reifer und erfahrner Mann. Er hatte weise Reichsordnungen gemacht, von den Russen hatte er Ingermanland und Karelen, von den Polen Liefland und einen großen Theil Preußens gewonnen. Doch nannte man ihn einen kleinen König, weil sein Volk nicht zwei Millionen Menschen zählte und seine Heere nur 30000 bis 35000 Mann stark waren. Man sang draußen von den Schweden den spöttischen Vers: im Frieden leiden wir Noth, im Kriege haben wir Brod; man hätte auch das schwedische Sprich-

wort singen sollen: Der Teufel mag streiten gegen die, welche Holz essen. *) Man ist nicht schwach, weil man arm ist, noch ein schlechter Soldat, weil man hungern und dursten gelernt hat.

Gustav Adolf war vom Kaiser Ferdinand vielfach gereizt und verletzt. Er hatte Vorstellungen gethan wegen der Bedrückungen der Protestanten, und wegen seiner Vettern, der beraubten und geächteten Herzoge von Mecklenburg, er hatte die Friedensunterhandlungen mit Dänemark beschicken und vermitteln wollen; man hatte ihn verschmähet und verachtet, ja Wallenstein hatte den Polen 10000 Mann zugeschickt, daß sie ihn aus Preußen vertreiben hülfen. Das alles, und die große Sache der Protestanten, und die Gefahr, daß an der Ostsee eine neue gewaltige Macht entstehen könnte, war Grund genug zum Kriege. Was der ruhmbegierige König sonst noch wünschte und was der kluge Staatsmann in Teutschland für sich bereit sah, das läßt sich mehr ungefär voraussetzen, als klar aussprechen. Auch das ist kein Tadel Gustav Adolfs, daß er sein Volk in fremde Händel riß. Es giebt Weltbewegungen, die so allgemein sind, daß, wer nur dahin gelangen kann, daran Theil nehmen muß; wer dann still sitzen will, wird schwächlich, und wann er endlich nicht mit Gewalt hineingetrieben wird, so erfassen den Faulen und Ungerüsteten die Folgen und Nachwehen der Erschütterungen, und er ver-

*) Fanen mo strida mot dem, som äta trä.

dirbt in Schimpf, wann der Mithandelnde durch Ehre gestärkt wird. Gustav Adolfs Kriege machten Schweden groß, schufen ihm große Männer und Helden und Könige, und — was das Herrlichste ist — eine unsterbliche Ehre, die von keiner Schande und Freiheitsräuberei befleckt ist. Daß die Schweden nach achtzig Jahren wieder sanken, das lag in unabwendbaren Verhängnissen; aber sie hatten eine herrliche Geschichte, sie hatten ewige Denkmäler und Erinnerungen, woran sie sich wieder erheben können; auch im stillen Frieden würden sie klein geworden sein, vielleicht für längere Zeiten.

Gustav Adolf in Teutschland J. 1630.

Als Gustav Adolf dies alles von dem Kaiser und von den Kaiserlichen erlitten hatte, auch sah, wie das teutsche Reich zerrissen und durch Meinungen und Partheiungen zerspaltet war, da schloß er einen Waffenstillstand mit Polen, nahm einige Hülfsgelder von Frankreich, welches rastlos arbeitete die habsburgische Größe klein zu machen, stieg den 24. Junii des Jahrs 1630 in Pommern mit 14000 Mann ans Land, sagte dem Kaiser Ferdinand den Krieg an, und forderte die Protestanten zur Vereinigung auf. Aber diese waren lange zaghaft, theils verzweifelnd, daß Ferdinands Glück zerbrechlich sei, theils fremder Habsucht besorgt, theils auch aus einer löblichen Gewohnheit durch den Namen Kaiser und durch das, was ein frommer Wahn daran knüpfte, vom Bündniß mit Fremden zurückgehalten. O wäre diese Gewohnheit und dieser heilige Wahn den Teutschen immer doch geblieben!

Dies war aber die Lage der Mächtigsten:

Kurpfalz lag unterdrückt; Brandenburg unter dem Markgrafen Georg Wilhelm, einem schwachen Herrn, war durch seinen Minister Schwarzenberg an Oestreich verkauft; Sachsen immer österreichisch, jetzt doch der Gefahren bange, welche von Oestreichs Uebergewalt droheten, aber neidisch, da es selbst nicht der Erste der Protestanten zu sein wagte, daß ein anderer, ja gar ein fremder Fürst, in Teutschland der Erste der Protestanten sein wollte: Sachsen, obgleich es sich aus kleinlichen und pfäffischen Rücksichten der Hauptmannschaft lange begeben hatte, konnte nicht vergessen, daß es einst das Haupt des schmalkaldischen Bundes geheißen hatte. Von den kleinen Fürsten sahen viele auf die großen, und erwarteten, was sie thun würden; die meisten aber waren von den Kaiserlichen so umstellt, daß sie sich nicht rühren konnten. Mit diesen unterhandelte Gustav Adolf, gewann die wichtige Oberfestung Stettin und andere wichtige Plätze an der Oder und Peene, und ward durch Werbung und Zulauf aus allen Völkern verstärkt; denn sein großer Kriegsname, der über die ganze Welt erschollen war, klang als die hellste Werbtrommel: auch geschah, daß die Wallensteinischen, wie sie zerstreut oder geschlagen wurden, dem zuliefen, welcher der Glücklichste war. Dies war und blieb die Art dieses Krieges; freilich waren die Religion und der Glaube im Allgemeinen der Zunder der Zeit, der von jedem Funken leicht entbrannte, sie lebten lebendig in der Brust der Besten;

die meisten folgten, wie es von jeher geschah, dem Siege und der Macht. Auch Gustav hatte einige Katholiken in seinem Heer; bei den Wallensteinischen und Kaiserlichen aber dienten eine Menge Protestanten. Langsam nur konnte Gustav den Herzog von Pommern, später das schwache Brandenburg, freier Hessenkassel an sich ziehen; Sachsen wankte und zögerte immer noch.

Magdeburgs Zerstörung, u. Schlacht bei Leipzig J. 1631.

Unterdessen war Tilly mit einem starken Heer herangezogen, hatte einige schwedische Posten an der Elbe und Havel überfallen und die Schweden weiter zur Oder gedrängt, und belagerte endlich das feste und wichtige Magdeburg, welches die Bürger der Stadt, einige von dem Administrator des Erzstiftes Christian von Brandenburg zusammengeraffte Soldaten, und wenige hundert Schweden unter Melcher Falkenberg vertheidigen sollten. Diese feste Stadt überrumpelten Pappenheim und Tilly durch die Sorglosigkeit der Bürger und durch Verrätherei in ihren Mauren, und machten sie zu einem scheußlichen Denkmal der Grausamkeit, und zu einer Warnung, was alle widerspänstige und Schweden anhängische Städte und Fürsten zu hoffen hätten. Feuer und Schwerdt, und alle Gräuel und Schanden, welche Ausgelassenheit und Wuth erzeugen, wütheten bis zur Sättigung: die Stadt ward bis auf den Dom und wenige Häuser in Schutt und Aschen verwandelt; mehr als 20000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, und Säuglinge, selbst die Verräther, welche ihre Häuser vergebens mit Zeichen unterschieden hatten, vertilgten die Flammen

und das Eisen; wenige Tausende rettete der Dom, in dessen Heiligthum sie sich flüchteten, und das Mitleid oder die Habsucht der Kriegsleute. Tilly hatte sich selbst den trefflichsten Waffenplatz zerstört und seine Ehre und sein Glück geschändet. Auch entwich das Glück von seinen Fahnen, und kam ihm nimmer wieder bis an seinen Tod. Nach dieser Zerstörung Magdeburgs wandte sich der eiserne Tilly nach Sachsen, belegte und nahm Leipzig, und zwang dadurch Johann Georg sich mit dem König von Schweden zu verbinden. Den 7. September des Jahrs 1631 trafen die beiden großen Feldherren mit einander auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld bei Leipzig; die Sachsen, welche den linken Flügel hatten, wurden sogleich zersprengt, doch siegte die Zucht und neue Kriegsordnung des schwedischen Heers, Tilly ward zum ersten Male gänzlich geschlagen, und die Lande lagen dem königlichen Sieger offen.

Nun wuchs der protestantische Bund, Fürsten, Städte, Länder schlossen sich jeden Tag neu an, der König durchzog die Länder, nicht wie im Kriege, sondern wie in einem Triumphzuge; am Rhein und in Schwaben wurden feste Stellungen genommen; die Katholischen und Bischöflichen mußten das siegreiche Heer besolden, kleiden, und verpflegen: doch hielt der König die strengste Mannszucht, so daß auch der Feind in seinem Lager sicherer war, als bei andern der Freund. Das folgende Jahr 1632 als Tilly wieder ein Heer versammelt hatte, zog der König gegen ihn und Altringer an den Lechstrom, griff sie an, und

schlug sie. Tilly ward tödtlich verwundet und starb, die Ligisten flohen, und Gustav drang in Baiern ein. Der Kurfürst Maximilianus, dessen Hauptstadt München von den Schweden ausgeräumt und dessen Festung Ingolstadt belagert ward, schrie lange Zeit vergebens nach dem Wallenstein. Dieser freuete sich, daß sein Feind im Gedränge war, durch welchen er vor drei Jahren den Feldherrnstab verloren hatte, und zog langsam wie ein Gewitter herbei.

Schlacht bei Lützen, Gustavs Tod Jahr 1632.

Wallenstein war durch die Klagen der Fürsten und den Neid und Haß des Kurfürsten von Baiern und der heiligen Liga in Ruhe gesetzt. Als die Gefahr des Krieges näher kam und die Sachsen nach der Leipziger Schlacht in Böheim und Schlesien einfielen, ward er dem Kaiser als der einzige Mann gezeigt, der sein sinkendes Glück wieder aufrichten könnte. Wallenstein, wie allem Ehrgeitz abgestorben und aller weltlichen Dinge vergessen, ließ sich lange bitten, und übernahm den Befehl nur unter Bedingungen, wie ein Fürst sie dem Fürsten, nicht, wie ein Vasall sie dem Herrn machen würde: Unterfeldherrn, Beamte, kurz alle Befehlshaber standen unter ihm, alle Ordnung und Verwaltung stand bei ihm. Mit des Kaisers Vollmacht und mit seinem Namen blies er bald ein Heer von 60000 Mann zusammen und rüstete es königlich; keiner belohnte wie er, und keiner erlaubte dem Heere so viel: das nannte er Soldatenfreiheit, die andern schalten es Ausgelassenheit; in seinem Lager bei Nürnberg waren über 15000 Weiber: er meinte, wie Cäsar

weiland, daß die liederlichsten Soldaten sich am tapfersten schlügen; Religion, Gesetz, Verfassung, alles was förmlich, geregelt, beschränkend war — das achtete er nicht: Ein Ziel war sein, immer den kürzesten Weg zum Ziel zu laufen. Als Wallenstein die Sachsen, die es nie recht ernstlich gegen Oestreich gemeint hatten, aus Schlesien gejagt hatte, zog er langsam gegen Westen, und lag unter mancherlei Vorwänden lange in Böheim still, schadenfroh der Noth seines Feindes des Baierfürsten, welchen Gustav Adolf an der Donau und am Lech hart drängte. Endlich ging er durch die Oberpfalz gegen Nürnberg, wo der Kurfürst von Baiern sich mit ihm vereinigte. Dort hielt Gustav eine blutige und entschiedene Schlacht mit ihm, und nachdem die Heere mehrere Wochen einander gegenüber gestanden, brach der König gegen Westen auf, und Wallenstein zog in das fruchtbare Sachsenland, wo er zu überwintern gedachte. Damit dieses nicht geschähe noch der immer zweifelhafte Kurfürst von ihm abfiele, wandte der König von Schweden sich wieder mit einer geschwinden Bewegung gegen Norden, und kam so plötzlich über Wallenstein, daß er seine Schaaren kaum versammeln konnte. Den 6. November lieferte der König die Schlacht bei Lützen, und fiel gleich im Anfange derselben; ungewiß, ob nicht durch Verrätherei. Die Schweden aber, von seinem Zögling dem Herzog Bernhard von Weimar geführt, rächten den Tod ihres Königs in Feindes Blut, die Wallensteinischen wichen und nahmen die Flucht; Nachmittag kam noch der

große Reiterhauptmann, Graf Pappenheim, mit 9000 Reisigen von Halle, und erneuete die Schlacht: auch er fiel als ein Todesopfer für die Leiche des großen Königs, die Seinigen wurden erschlagen oder gefangen.

So starb Gustav Adolf den 6. November 1632, zwei Jahre und fünf Monate nach seiner Landung in Pommern, ein großer König, ein unbesiegter und glücklicher Feldherr, ein schöner und stattlicher Mann, ein milder, freundlicher, gerechter Mensch, ein frommer und gläubiger Christ. So viele waren seiner großen Fähigkeiten und Tugenden, daß er so früh fallen mußte, wenn Gott noch eine Aehnlichkeit des alten teutschen Zustandes erhalten wollte. Das ehrt ihn am meisten, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete und daß er Freiheit leiden konnte. Durch die strenge Zucht, die er in seinem Heere hielt, und durch christliche Frömmigkeit und ungeheuchelte Gottesfurcht ward er der Ueberwinder aller seiner Feinde. Späterer Unglaube hat auch dies zur Heuchelei machen wollen; aber ein Heuchler darf nicht mit seinen Kriegsleuten unter freiem Himmel vor den Fahnen Betstunde halten und Lieder absingen: wagte er das, er würde sicherer geschlagen. Flache Menschen begreifen nicht, wie bei der Begeisterung und dem tiefen Glauben großer Seelen auch die Feinheit und Klugheit sein kann, welche die weltlichen und politischen Dinge kalt wägen und ordnen. Selbst seine Feinde beweinten den König, das that auch der große Kaiser Ferdinand; seiner kleinlichen Feinde Aerger

war auch das, daß sie wenig Flecken an ihm finden konnten. Gustavs Zeitalter ist durch viele große schwedische Männer berühmt, unter seinen Nachfolgern wurden sie seltener. Man sagt: ein großer Mann treibt ein ganzes Volk zur Blüthe empor, und alles muß mit ihm zum Himmel hineinstreben. Das ist in gewissem Sinn wahr; aber wahrer ist, daß jedes Volk Zeiten hat, wo alles nach oben will. So war für Schweden die Zeit Gustav Adolfs und Karl Gustavs. Doch war auch die Erziehung der schwedischen Männer damals trefflich: Latein, ja wohl Griechisch lernten die Söhne der Grafen und Freiherren, und studierten dann zwei bis vier Jahre, viele auch auf teutschen Universitäten. Das gab einem kühnen und freien Volke Gefühle und Gedanken großer Thaten und Bilder großer Menschen: die Oxenstierna, Torstensone, Banere, Horne, Gyllenhjelme, Karl Gustave waren in ihrer Jugend nicht durch die französische modische Weichlichkeit, Flatterhaftigkeit, und Leichtfertigkeit gegangen, welche die folgenden nordischen und teutschen Fürsten- und Herrengeschlechter verdarben. Diese Männer wußten etwas; jene späteren glauben, sie wissen alles, weil sie französisch tändeln, witzeln und plappern können. So ist der Wechsel der Zeiten und das Verhängniß der Geschlechter.

Noch standen die Schweden in allen Gränzen Teutschlands durch Siege und Bundsgenossenschaften stark; aber das Haupt war gefallen, und Vieles ward jetzt unschlüssig und zweifelhaft, Einiges zeigte auch Unzufriedenheit und Widerspen- Wallensteins Tod.

stigkeit. Alles dieses zum Theil so Verschiedene und Widerstrebende suchte der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna, ein eben so großer Soldat als Feldherr, zusammenzuhalten und wieder zu befestigen. Er gründete auch im Frühlinge 1633 den Heilbronner Bund, der den Mangel des sichtbaren Oberhaupts ersetzen sollte. Aber sie merkten, daß der König fehlte, und waren auf den Kanzler neidisch, besonders Kursachsen. So ging alles freilich noch fort, aber es ging auch eben nur; erst mit größerer Gefahr kam größere Eintracht. Diesen wankenden Zustand der Protestanten hätte Wallenstein benutzen und eine große Wendung der Dinge veranlassen können; aber er that nichts als Schlesien und Böhmen reinigen und sein Heer rüsten und verstärken, die Schwedischen aber unter Horn und Bernhardt von Weimar und ihre Verbündeten spielten noch immer im ganzen Reiche den Meister. Ja Wallenstein kam durch seine Säumniß und durch manche andere Umstände in den Verdacht, als habe er weite und gefährliche Dinge vor, und als wolle er sein Heer gegen seinen Herrn, gewiß aber dazu gebrauchen, daß er ihm selbst eine Herrschaft gründete; auch beschuldigten seine Feinde ihn, er habe mit den Schweden und andern Reichsfeinden Unterhandlungen gepflogen und geheime Bedingnisse gemacht. Mitten, wenn nicht in solchen, doch in großen und weiten Entwürfen ward Wallenstein, während er in den Sternen das Weltschicksal lesen wollte, den 11. Januar des Jahrs 1634 in der böhmischen Festung Eger ermordet.

Er hatte ein großes Vertrauen gesetzt auf den Italiåner Octavio Piccolomini, nicht nur, weil dieser Feldherr tapfer und unerschrocken war, sondern weil er glaubte, sie beide seien unter Einer Konstellation gebohren und müßten durch die Sterne Ein Gemüth und Ein Schicksal haben. Diesem und dem Gallas entblößte Wallenstein sich, die andern Feldherren und Befehlshaber wurden mit in den Rath gezogen; aber als sie seine Entwürfe und Geheimnisse erlauscht hatten, entdeckten sie alles, und umstellten ihn mit Hinterlist, weil gegen den von seinen Soldaten angebeteten Feldhauptmann offene Gewalt gefährlich schien. Diese beiden und Altringer und Colloredo wurden wegen ihrer Treue gegen ihren Herrn und Kaiser mit Wallensteins Gütern und mit andern Gütern und Schlössern belohnt.

So starb Albrecht von Wallenstein, wenn er ein gebohrner mächtiger Fürst Teutschlands gewesen wäre, unstreitig ein Mann, der das Reich von den Fremden hätte reinigen und durch die Gunst der Umstände vielleicht alle Fürsten hätte unter seine Gewalt beugen können. Was Muth und Unerschrockenheit Großes, was Herrschaft und Befehl Strenges und Gebieterisches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben; was in der Geschwindigkeit und Kühnheit begeistert, in der Festigkeit ståhlt, und in der Zuversicht ermuthigt — das alles, und eine stattliche Gestalt, einen herrischen Blick, und einen königlichen Anstand hatte die Natur in diesem Einen Manne vereinigt.

Dazu ein Reichthum von Kenntnissen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichten deuten wollte. Weil Wallenstein in seinem großen Gemüthe und in seinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen und besonnenen Menschen überlistet und ermordet werden. Welche seine Plane, wie weit gereift, wohin sie zielten, ob er nicht eben so gut für das teutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand, als gegen sie, einlenken konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens alles schon bis zum Entschluß klar und enthüllt war — das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah. Hinter solchem Morde sind die Anklagen leicht: die ihn verklagten, erschienen als niederträchtige Feinde, weil sie Jahrgelder nahmen und sich mit seinen Schlössern und Gütern beschenken ließen; Briefe, Verhandlungen, Zeugnisse fehlen so weit, daß sie Anklagen sein könnten.

Schlacht bei Nördlingen.

Ein Theil des Wallensteinischen Heers ward sogleich den Baiern zu Hülfe geschickt; die andern nebst neu geworbenen Haufen, zusammen ein bedeutendes Heer, wurden unter den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand, gestellt und mit 15,000 Spaniern vereinigt, die von Italien heraufzogen und ins Niederland gehen sollten. Zuerst befreiete Erzherzog Ferdinand Baiern, und trieb die Protestanten heraus, dann griff er sie den 6ten September bei Nördlingen an, welches sie belagerten, und schlug sie so fürch-

terlich, daß es um die schwedische Macht gethan schien. Die Schweden verloren an Todten und Gefangenen 20,000 Mann; unter den Gefangenen war der große Feldmarschall Gustav Horn und der Reiterfeldherr Cratz, derselbige, der in der Schlacht am weißen Berge bei Prag mit seinen Kürassieren Friedrichs Schlachtlinien zuerst durchbrochen hatte: er diente damals der Liga, jetzt den Schweden. Dieses Nördlingische Unglück verschuldete der Ungestüm des Herzogs Bernhard von Weimar; die Verbündeten konnten das Treffen vermeiden, aber Bernhard wollte nicht weichen, er riß die Besonnenheit Horns mit fort, welcher den Ausgang weissagte, aber diesmal nicht fest genug war. Bernhard zog sich mit den Trümmern des Heers tief in Schwaben gegen den Rhein, die meisten festen Plätze, welche die Schweden inne hatten, fielen in die Gewalt der Katholischen, und ihr letztes Häuflein ward bis zu dem Ausfluß der Oder und an die Küsten der Ostsee hinabgeworfen. Bald riß sich Sachsen, welches lange vergebens auf die Gelegenheit gelauert hatte, aus dem Protestantischen Bunde los, und schloß im Frühling 1635 einen schlechten Frieden, wodurch es sich den festen Besitz der Lausitz und eines Theils des Magdeburgischen ausbedang; auch diesen Abfall von der protestantischen Sache mußte es schwer büßen.

Jetzt trat der schlaue französische Minister, Kardinal Richelieu, welcher schon so lange hinter dem Teppich gespielt und die Fäden des europäischen und teutschen Unglücks gezerrt hatte,

endlich offen hervor, und gab, damit vor Oestreichs Gewalt nicht alles zusammenfiele, dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher ein besonderes Heer führen sollte, und den Schweden größere Hülfsgelder; zugleich unterhandelte er, damit Schweden mit ganzer Macht auf Teutschland drücken könnte, die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen, und erklärte Oestreichs Bundsgenossen, Spanien, den Krieg: so daß in und um Teutschland das Reich, Oestreich, Schweden, die Niederlande, Spanien, und Frankreich kriegten, und über das heilige Land, welches so manche Jahrhunderte keine Fremdlinge auf seinem Boden gesehen hatte, alle Völker Europens ausgegossen waren. Denn es fochten endlich viele Schotten, welche die Religionshändel aus ihrem Lande getrieben, und Engländer, Ungarn, Polen, Italiäner mit unter den Streitenden; alles auch, was nach Abentheuern gelüstete, zog in den teutschen Krieg, der wie ein Gigantenkrieg und als ob die Welt untergehen sollte nun schon sechszehn Jahre geführt ward. Diese thätige Theilnahme Frankreichs, und einige schwedische Verstärkungen, die über's Meer kamen, veränderten bald wieder das Kriegsglück. Schon im September des Jahrs 1636 überraschte Horns Nachfolger im Befehl, der ungestüme und wilde Baner, dessen Geschwindigkeit immer den Augenblick faßte, die Kaiserlichen und Sachsen bei Wittstock, schlug sie hart, und rieb ihnen im Nachsetzen das halbe Heer auf. In Sachsen nahm er seine Winterquartire, und ließ das Land fühlen, daß ein abtrünniger Freund heißer gehaßt wird, als ein alter Feind.

Im Anfange des folgenden Jahrs 1637 starb Kaiser Ferdinand der Zweite mitten im Getümmel des Kriegs, dessen Ausbruch er mit veranlaßt hatte und dessen Ende er nicht sehen sollte. Aber er behielt seine Zuversicht und seinen unzerbrechlichen Muth: ein vortrefflicher und seltener Mann, wenn seine Festigkeit in Einem Punkte weniger eisern gewesen wäre. Er war ein freundlicher, gerechter, und prächtiger Herr, der seine Diener fürstlich begabte und große Menschen um sich duldete. Damals sagte ein Sprichwort, der Kaiser habe in seinem Lande drei große Berge, Eggenberg, Werdenberg, und Questenberg, und drei edle Steine, Dietrichstein, Lichtenstein, und Wallenstein. Diese sechs Männer waren seine Räthe und Feldherren. Mit dem Wallenstein fiel ein Stein entzwei, aber sein Sturz war so gewaltig, daß er einen der Berge mitriß: Eggenberg, der immer Wallensteins Fürsprecher gewesen, verlor des Kaisers Gnade, und starb bald darauf vor Gram. Von den übrigen war Karl Lichtenstein ein biederer und treuer, der Kardinal von Dietrichstein ein gewaltiger und großer Mann. Auch der jüngere Maximilianus Graf von Trautmannsdorf gehört in Ferdinands Zeit, ein vorzüglicher und großdenkender Mann.

Der Krieg ging auch unter seinem Sohn und Nachfolger, Ferdinand dem Dritten, mit wechselndem Glücke fort, doch so, daß die Kaiserlichen und Ligistischen keinen Nördlingischen Sieg wieder erfochten. Aber im Jahr 1638 begann Bernhard am Rhein und in Schwaben gewaltig zu werden, er überfiel die Ligistischen bei Rheinfelden, zersprengte ihr Heer, und machte vier Generale, den Duca di

Savelli, den vortrefflichen Johann de Werth, und Enkefordt, und Sperreuter gefangen; bald belagerte er Breisach, schlug den zum Entsatz anrückenden General Götz und den Herzog von Lothringen, und gewann die Stadt. Nach so großen Thaten Eines Sommers erkrankte Bernhard plötzlich, und starb den 18. July: nebst Wallenstein und Gustav der größte Feldherr, der in dieser Zeit Heere befehligte. Die Welt flüsterte, Bernhard sei an französischem Kardinalgift gestorben, weil er Wallensteinische Hoffnungen gefaßt und am Rhein ein mächtiges Fürstenthum habe gründen wollen. Wann große Menschen ungewöhnlich sterben, glaubt man gern an ungeheure Ursachen, aber hier bestätigte Folgendes den Glauben: Richelieu, der immer ärmer an Geld als an Rath war, schien alles für einen solchen Fall bereitet zu haben. Kaum war der Herzog erblaßt, so waren auch französische Abgesandte im bernhardischen Lager, und kauften das Heer und die Festungen; nur drei schwedische Regimenter verschmäheten den teuflischen Sold, und schlugen sich, als man sie mit Gewalt halten wollte, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch, bis sie zu den Ihrigen gelangten. Ueber Bernhards Heer ward der General Graf Guebriant gesetzt, der einige französische Regimenter damit vereinigte, und sich auf den alten Feldern dieses Heers, in Schwaben und am Rheinstrom, tummelte.

Doch dieser dreißigjährige Krieg gewinnt jetzt so sehr Eine Farbe, daß es ermüdend sein würde, seine wechselnden Begebenheiten und Waffenthaten noch länger ausführlich zu erzählen. Viele große

Männer waren gestorben oder durch seine Wuth zerstört; doch ließ er noch nicht nach. Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig waren die ersten; dann Tilly, Gustav Adolf, und sein Begleiter Graf Pappenheim; bald Wallenstein ermordet, und Altringer bei Landshut gegen Herzog Bernhard gefallen; darauf Kaiser Ferdinands Tod, und Bernhards Vergiftung; nach diesen starb Baner im Jahr 1641, Richelieu und der Marschall Guebriant im folgenden Jahre; im Jahr 1645 blieb Götz bei Jankau in Böheim, und der große ligistische Feldherr Mercy in Schwaben. So traten fast alle, die das Feuer angeschürt und unterhalten hatten, vor seinem Erlöschen von der Bahn ab, und was groß und vortrefflich war endigte geschwinder als in irgend einem Kriege durch natürlichen oder gewaltsamen Tod; nur Maximilianus von Baiern, der zäheste und unfreundlichste aller, überlebte das Ende des Unglücks. Gegen das Jahr 1640 dachte man wirklich ernstlich daran, das Unheil durch Frieden zu beruhigen; aber wo und wie sollte man den Faden der Verwirrung anfassen? Mehrere Zwischenpunkte traten ein, welche eine Auflösung versprachen, Gustavs Fall, Sachsens Trennung vom protestantischen Bunde nach der Nördlinger Schlacht, Ferdinands Tod, der Tod des französischen Kardinals, der schwedisch - dänische Krieg. Aber die Schweden und Franzosen blieben die Mächtigeren; denn auf Baner war Torstenson gefolgt, ein Feldherr, der Bajazeths Beinamen Ilderim oder Blitz verdiente; Geschwinderes und Gewandteres war in diesem Kriege nicht erschienen: von der Donau zum Belt und wieder zurück flog er mit Heeren wie in einem Tan-

ze, und zerschmetterte, wo er traf: Leipzig, Jütland, Jankau, Böheim, Schlesien, Mähren bezeugen, was eine große Seele in einem gebrechlichen Leibe vermag. Nach ihm befehligten Gustav Wrangel, der teutsche Graf Königsmark, und Gustav Adolfs Neffe, der heldenmüthige Pfalzgraf Karl Gustav, die schwedischen Heere. Sachsen war zum Frieden gezwungen, Baiern lag entwaffnet, die Schweden belagerten Prag, und nahmen einen Theil der Stadt — da erscholl aus Westfalen die fröhliche Post: es ist Friede! Dies war im Jahr 1648.

Westphälischer Friede J. 1648.

Schon länger als drei vier Jahre vor dem Frieden war über manche Kleinigkeiten und Einleitungen, über das Aeußere, den Rang, und die Ordnung, und die Orte der Friedenshandlungen gestritten und unterhandelt; endlich setzte man Münster und Osnabrück fest, und nach langen Streiten und Zwiespalten und Zögerungen, die für besondere Vortheile und Rücksichten angezettelt und zwischengeschoben wurden, mußte endlich Oestreich noch versuchen, was es retten könne, und den Schweden und Franzosen den Willen lassen. Doch war Oestreich und die katholische Parthei hier glücklicher, als im Felde. Die Macht und Gewalt war durchaus bei den Schweden und Protestanten; Oestreichs Heere und Feldherren waren erschlagen; Baiern und Sachsen lagen entkräftet, geplündert, und zerrissen; Spanien war in dem niederländischen Kriege festgebunden; selbst Frankreich, wenn es auch gegen Schweden hätte wirken wollen, vermogte grade in diesen Jahren nichts, denn es gährte in seinem Innern und brach schon bei dem Schluß des Krieges in offenem Auf-

ruhr aus. Was wäre Oestreich geworden, wenn für Gustavs Tochter Christine der kühne Karl Gustav schon geherrscht hätte, und wenn die Schweden so geschickte Unterhändler gehabt hätten, als die Franzosen, ja wenn sie überhaupt irgend eine feste Idee gehabt hätten? Aber Axel Oxenstierna schickte seinen Sohn Johann Oxenstierna, den er selbst für einfältig hielt. Man zeigt in Schweden auf dem Gute Fyholm in Südermanland, wo der Graf wohnte, noch heute ein langes Gebäude, das zum Hauptheil eines Schlosses bestimmt war. Dieses war grade vollendet, als der junge Johann von seinen Reisen in Italien und Frankreich heimkehrte; der Vater fragte den Sohn, was ihm von dem Bau dünke? und als jener ihm kurz antwortete: es ist ein Viehhaus, da fluchte der erzürnte Alte: Und ein Rindvieh wird es auch künftig bewohnen. Aber Axel war müde von Jahren, und ließ die Geschäfte auch deswegen zuweilen laufen, wie sie wollten, weil die leichtsinnige Verschwendung und die wechselnden Launen der jungen Königin, den Neid und die Ränke der übrigen Räthe, die Kabalen der Günstlinge alle zu besiegen und zu regieren Einem Manne zu schwer ward; von dem Vorwurf der Unredlichkeit und Bestechlichkeit ist dieser große Mann unbefleckt geblieben. Johann Oxenstierna, ungeschickt und ungewandt, war in Osnabrück nur eine hohle Maske; die Behandlung und Ausführung der Dinge war bei seinem Rath Adler Salvius, einem mehr listigen als durchdringenden Kopf, und welcher dem Gelde nicht widerstehen konnte. Dazu kam, daß die junge und verschwenderische Königin Christine, die immer in

Geldnoth war, dem begünstigten Salvius Anweisungen auf Auszahlungen gab, die er von teutschen Fürsten einziehen sollte: so war der schlechte Diener entschuldigt. Daher erhielt Schweden nach dem Maaße der Arbeiten und des Aufwandes in diesem Kriege so unbedeutende Entschädigung und Frankreich so große. Dieses hatte auch in dem Grafen d' Avaux und dem Rath Servien zwei unermüdliche und erfindungsreiche Unterhändler geschickt, welche, in Richelieus Künsten gebildet, alle überlisteten, und wirklich den Gang der Geschäfte lenkten und entschieden. Doch war die Krone der Gesandschaften der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf von Trautmansdorf, der durch Offenheit, Hoheit, und Großherzigkeit alles überstrahlte.

Frankreich bekam ganz Elsaß, so weit es Oesterreichs gewesen, den Sundgau, und die Festungen Breisach und Philippsburg; und damit sie den Rhein am Horn hielten, und jeden Tag, wann es ihnen gefiele, in das wehrlose Teutschland eindringen könnten, bedangen sie, daß die Werke von Benfeld, Rhinau, Zabern, und Neuburg am Rhein geschleift und von Basel bis Philippsburg keine neue Festungen angelegt werden sollten. Außer diesen trat das Reich ihm die Städte und Gebiete von Metz, Toul, und Verdun ab — Schweden erhielt das arme und kleine Vorpommern und Stettin nebst der Insel Rügen, in Mecklenburg die Stadt Wismar nebst einigem Gebiet, und an der Weser die Bremischen und Verdenschen Lande: zerstreute Besitzungen, die wenige Hülfsquellen hatten, und die Macht, die sie befestigen sollten, zertheilten — Die übrigen Fürsten, welche in diesen Ländern Gebiet verloren oder durch

Treue gegen die Fremden doch Entschädigung verdient hatten, wurden mit geistlichen Stiftern und Gütern abgefunden, die man verweltlichte und ihnen übergab. — Die Kinder des unglücklichen Friedrich von der Pfalz und von Böheim wurden wieder in ihr väterliches Erbe eingesetzt; doch behielt Baiern die Oberpfalz und die alte Kurwürde: für sie ward eine neue, nun die jüngste, gestiftet — Schweden erhielt endlich noch, damit es das Kriegsvolk besolden und abdanken könnte, fünf Millionen Thaler: eine große Summe für das verheerte Reich, und, da die meisten sich von dem Beitrag dazu noch ausschlossen, doppelt drückend für die wenigen, die sie aufbringen mußten — Das Religionswesen ward fest wieder bestimmt, wie im Religionsfrieden zu Passau im Jahr 1555; die Rechte der Partheien wurden mehr verbrieft; man nahm das Jahr 1624 zum bestimmenden Jahr, so daß in jedem Lande die Religionen, welche damals die herrschenden gewesen, es auch künftig bleiben sollten: doch weigerte sich Oestreich vom Anfang bis zum Ende, sich in Hinsicht seiner nichtkatholischen Unterthanen irgend etwas vorschreiben zu lassen, noch wollte es da von Entschädigungen und Wiederherstellungen hören — Den Ständen des Reichs ward die Landeshoheit und das Recht des Kriegs und Friedens und der Bündnisse zugestanden, wenn sie nur nicht zum Nachtheil des Reiches seien — Der Kaiser sollte das Haupt und die Majestät sein über allen, künftig wie früher; aber wie viele bewaffnete und beschriebene Wächter hatte man jetzt neben ihn gestellt! Manche andere große und kleine Verhältnisse, die Ordnung der Reichsgerichte, die Zügelung des Uebermuths und die Ab-

wehr des Unrechts, die Versammlungen der Stände, die Verwaltung der Geschäfte, die Bewaffnung und Führung der Kriege wurden auch noch bestimmt, und dann endlich alle entlassen, die meisten in ihren Hoffnungen und Wünschen getäuscht, einige schadenfroh, viele ingrimmig, wenige Edlere, welche aus der Gegenwart die Zukunft deuteten, über des bisher unbezwungenen und jetzt nur durch sich selbst bezwungenen Germaniens Verhängnisse traurend.

Bei diesen Verhandlungen endigten auch Spanien und die vereinigten Niederlande ihre lange Fehde. Spanien erkannte die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederländer, und Teutschland entließ sie der Reichspflicht: ein schwerer Verlust, denn sie beherrschten seine südlichen Ströme und seinen Handel. Zugleich ward die schweitzerische Eidgenossenschaft hier zuerst als ein von dem Reiche unabhängiger Staat anerkannt; denn auch das war Frankreichs geheime Arbeit, von Teutschland abzutrennen, was sich trennen ließ, damit auf solche Weise das Starke schwächer würde. Spanien, das mit Frankreich Krieg führte, wollte mit seinen burgundischen Landen, und dem Herzog von Lothringen, der sich wie ein teutscher Fürst betrachten wollte, für sich und sein Land in den Frieden eingeschlossen sein. Dies hielten auch die Fürsten billig, da Burgund seit Karl dem Fünften wieder ein Theil des Reiches sei, und Oestreich unterstützte es kräftig, und auch Schweden fand es anfangs recht und natürlich; aber die französische List und das französische Gold siegten auch hier. Oestreich allein konnte die Sache nicht emporhalten, und sie blieben verlassen, und von den Unterhandlungen ausgeschlossen; denn das gierige

Frankreich hoffte noch Beute von ihnen zu machen. Dies war des Ruhms der Schweden und ihrer gebietenden Stellung unwürdig, und beides ungerecht und unweise, Frankreich, das seine Ländersucht so offen darlegte, mit dem Reiche und den Nachbarn so frei schalten zu lassen. Dieses spielte überhaupt eine eben so kluge und hohe, als Schweden eine schwache und untergeordnete Rolle. Was hätte Schweden bei seiner Macht für seine Freunde thun können? und es ließ, außer Hessen, die meisten Protestanten misvergnügt. Frankreich aber suchte sich in Teutschland Anhang und Freundschaft; es beförderte Baiern, dessen künftige Brauchbarkeit gegen Oestreich es ahnete, und zettelte mit den katholischen Erzbischöfen, Bischöfen, und Domherren durch Versprechungen und Bestechungen so insgeheim und offenbar, daß Oestreich fürchtete und selbst die blinden Schweden zuletzt argwöhnisch wurden. Die französische Treue und Wortspielerei, da was sie heute bejahet sie morgen verneinten, und immer neue Wendungen und Einleitungen machten, ward auch seit diesen Unterhandlungen so verrufen, daß niemand ihnen trauete, als wer schändlichen Gewinn gegen das Vaterland durch sie suchte. Daher sagte der kaiserliche Rath Vollmar fast laut: er glaube den Schweden auf ihr bloßes Wort mehr, als den Franzosen auf tausend Schwüre — Und noch, wie wenig Oestreich hier auch zu entscheiden schien, kann man fragen: was würde schon damals aus Teutschland geworden sein, wenn das Haus Oestreich weniger mächtig oder die französische Macht schon erwachsen gewesen wäre?

So ward auf den heiligen Gefilden, wo Varus gefallen war, wo Arminius gesiegt hatte, wo Karls des großen Heere so oft zerschmettert geflohen waren, von Fremden teutscher Schimpf besiegelt, und geboten, wie Teutschland künftig regiert und verwaltet werden sollte: und damit das Maaß voll würde, im Namen zweier Weiber ward befohlen, der Königin Anna von Frankreich und der Königin Christina von Schweden. Die Schweden und Franzosen wurden auch zu Reichshütern gesetzt; sie nannten sich Bürgen für die teutsche Verfassung, und für alles, was auf den vielen Tagen zu Münster und zu Osnabrück beschlossen worden: da konnte man sagen: den Bock zum Gärtner, und den Wolf zum Hüter der Schaafe. Freilich wenn man das Ganze betrachtet, so blieb, außer der Absonderung der vereinigten Niederlande vom Reiche, die aber in der That schon vor siebenzig Jahren geschehen war, und außer dem, was Frankreich vom Reichsgebiet abgerissen hatte, das Meiste noch in der alten Ordnung, und dem Scheine nach waren in der Verfassung keine große Veränderungen gemacht. Aber das war das Bedeutende, daß die kaiserliche Majestät in ihrer Nichtigkeit offenbart und die Ohnmacht und Hülflosigkeit des teutschen Reichskörpers allen aufgedeckt geworden war: die Scheu der Fremden vor der teutschen Unüberwindlichkeit war verschwunden, und die Begierde der Raublustigen gewachsen. Aber das war das Unglücklichste, daß bebrieft und besiegelt werden mußte, was sonst zwischen Gesetz und Gewohnheit in der Mitte geschwebt hatte. Was geschrieben ist, das ist geschrieben, und das beurkundete Wort ist ein böses Wort: es stiftet Hader,

oder es hemmt die lebendige Entwickelung der Kräfte, es ist der versteinerte Geist, der wieder versteinert. Hinfort galt des Apostels Paulus Wort durch das Gesetz ist die Sünde in die Welt kommen ganz eigentlich von Teutschland: wie die Fürsten künftig auch gegen den Kaiser, das Vaterland, die teutsche Ehre sündigten, sie hatten in dem Geschriebenen tausend Schlupfwinkel und Ausflüchte — denn die Worte schämen sich nicht — und sie konnten mit dem Reichsfeind anstiften und anzetteln und einlegen; immer bewiesen sie durch Schriften, sie haben nur ihr Recht und Teutschlands Freiheit vertheidigt. Darum graute den alten Teutschen so sehr vor dem Buchstaben, als der da Unheil und Knechtschaft stifte, und durch ein dunkles Gefühl hatten die Weisesten und Biedersten des Volkes auch in den letzten Jahrhunderten sich immer gefürchtet, die Kaiser- und Fürstenrechte und das innerliche Verhältniß des Reichs genau abzustecken; wie weit befohlen werden dürfe und wie weit gehorcht werden müsse, das hatte man mit bewußter Furcht oder heiliger Scheu umgangen: Herkommen, Gewohnheit, Wahn, und die besten Erhalter, teutsche Sitten und teutscher Sinn, mußten das Unbestimmte, ja Unbestimmbare zusammenhalten, denn auch zu Münster und Osnabrück ward es nur bestimmt, wie weit so Feines und Hohes sich bestimmen läßt. Denn auch in Staaten, wo die Verfassung die gesetzlichste und das Wort das kühnste ist, wo keiner sich scheuet, des andern Rechte zu untersuchen, weil jeder fühlt, er könne und werde die eigenen vertheidigen, liegt in der Mitte zwischen den Befehlenden und Gehorchenden ein heiliges Gebiet, was beide gern umge-

hen oder nur heimlich betreten: das sind die sogenannten Hoheitsrechte. Denn der Mensch hat von jeher durch Instinkt gefühlt, es lasse sich das Unendliche nicht bestimmen, wo der König als ein Gleichniß Gottes unter dem höchsten, nicht mit Buchstaben schreiblichen, Gesetze steht, und nur durch die Anerkennung, nicht durch das Wort in die rechte Bahn gewiesen werden kann. In Teutschland war die Verfassung erwachsen aus einem kühnen, redlichen, freien, und tapfern Volke, und weiter ausgebildet nach den löblichen Gebräuchen der Vorfahren und den neuen Einrichtungen der christlichen Kirche. Der Kaiser, zuweilen ein strenger Herr und der auch wohl allein durch Macht gebieten wollte, befahl doch meistens durch liebe Gewohnheit und freundliche Zurechtweisung: er war das Oberhaupt der Christenheit, der König der Teutschen, er war auch ihr Vater. Väterlich und patriarchalisch war das ganze Verhältniß; kein zufahrendes wild ergreifendes und strafendes Gericht; keine Ausstoßung irgend eines Gliedes der Familie, ohne daß die Weisesten und Besten der ganzen Freundschaft gehört wurden und ihren Rath und Beifall dazu gaben; keine Helfer und Schiedsrichter von Nachbarn und Fremden gerufen, sondern aus den Eigenen die Gerechtesten und Mildesten gewählt. Daher so viele Tage und Reichstage und Beschickungen und Austräge, wo durch Zuspruch und Vermahnung, wo durch Erinnerung an die Waise der Voreltern, durch Beschwörung bei den heiligen Namen Vaterland und Reich, wo durch Liebe uud Güte geschlichtet ward, was sie anderswo durch Machtsprüche oder Kerker oder wild durch Spaltungen und Aufruhre

entschieden. In diesem Sinn auch die großen Tage, die Kaiser- und Königswahlen, und die öffentlichen Verhandlungen. Wie ein freundlicher und majestätischer Vater, gleichsam ein irdischer Gott, saß der Kaiser da; um ihn seine Kurfürsten, Fürsten, Herren, und Männer, tapfere, freie, gerechte, und herrliche Männer, deren geringster das Wort nehmen und über die Angelegenheiten des Reichs kühn und offen reden mogte: doch knieeten die größten Fürsten an den Stuffen des Thrones, und erkannten die kaiserliche Macht so groß, so weit und hoch über aller irdischen Macht, daß sie von ihr kaum zu sprechen wagten. Es war gar ein ernstes und hohes und doch ein väterliches und fröhliches Wesen, denn Gottesfurcht und Kaiserfurcht, der hohe Name Vaterland und der heilige Name Reich waren noch Eins: der Buchstab, der alles Heilige zu Nichts macht, hatte dies noch nicht erklärt. Da, wo alle Besten und Weisesten und Mächtigsten des Landes versammelt waren, lernte auch der Schlechte und Uebermüthige, was Gerechtigkeit, und der Unruhige und Haderische, was Gehorsam ist; denn unter so vielen traten die Würdigsten und Weisesten vor, und in allen ward ein edler Wetteifer entzündet, solcher Ehre und Würde gleich zu werden; da lernte das Reich sich und seine Edelsten kennen und erkennen, und die entferntesten Gränzen des großen Volkes knüpften sich an einander; da wurden Verabredungen getroffen und Freundschaften geschlossen; da ward nach alter Sitte selbst bei Pokalen über ernste und hochwichtige Dinge gerathschlagt. Als aber die Zeit kam, wo man nur Botschafter schickte, da kam auch die Anmaßung, der Hochmuth, die Kälte, die Zer-

trennung, und endlich Vaterlandsvergessenheit und Zwietracht; jeder trieb sein Wesen von Tage zu Tage mehr, als wenn kein Reich gewesen wäre; jeder dünkte sich zu Hause ein gewaltiger Herrscher, und wollte nicht mehr gehorchen; alle meinten größer zu werden, weil der Glanz der kaiserlichen Hoheit sie nie nahe beschattete, und alle wurden kleiner, schlechter, verächtlicher, endlich das Spiel und die Beute der Fremden.

Unglücklich, aber nicht ruhmlos schied das alte Germanien aus diesem langen und verderblichen Kampfe. Ich habe Namen genug genannt, solche Namen, die unsterblich in der Geschichte leuchten. Es war ein wahres Heroen- und Titanenalter: so waren alle Verhältnisse gelöst, alle gewöhnliche Bande zerrissen, und alle bürgerliche Rücksichten zurückgeschoben, daß noch einmal ein wildes und kühnes Jugendgeschlecht der Germanen auf den Plan zu treten schien, kein anderes Recht erkennend als den Willen des Herzens und die Kraft der Fäuste. Fragt man, wozu dies alles, wozu so viel Muthiges, Gewaltiges, und Herrliches, wozu Ferdinands eiserne Festigkeit, Gustav Adolfs heldenmüthige Gottesfurcht, Wallensteins gewaltiger Tiefsinn, und Bernhards geschwinde Entschlossenheit? wozu die feurigen und kühnen Seelen eines Ernst, Christian, Pappenheim, Torstenson, Johann de Werth, wenn fast nur das Alte wiederkehren sollte, und zwar nichtiger, als es vorher gewesen? wozu der ganze dreißigjährige Streit, ein rechter Streit um Nichts? so hole man sich die Antwort von der unsichtbaren Gewalt, welche über den Sternen wohnt und die Schicksale der Könige und der Völker richtet. Du blinder Sterb-

licher, weißt du schon, was die Vulkane und Windsbräute und Orkane bedeuten? wodurch das Sonnenlicht leuchtet und wärmt? warum die Nordlichter und die Sonnenaufgänge des nordischen Winters zugleich leuchten und donnern? Klügle dann nicht zu viel über die unbegreiflichen und dunkeln Revolutionen deines Geschlechts, und lerne wieder glauben, und anbeten, und erkenne, daß hier im Staube nur Eines unsterblich ist wie Gott selbst: die Tugend und die Gerechtigkeit. Schon waren die meisten Völker erschüttert durch Unglück und innere Zwiespalte; auch Teutschlands Zeit war gekommen. Doch wissen wir jetzt, warum sie kommen mußte; wenige hellsehende Männer ahndeten es schon vor einem halben Jahrhundert. Das Alte konnte nicht erhalten und behauptet werden, die Vorbereitungen einer neuen Weltordnung waren gemacht; auch stiller und ruhiger wären wir Teutsche doch zur Richtigkeit hinübergegangen: Gott wollte uns im Donner und Wetterleuchten etwas geschwinder führen, und gab uns bei allem dem Unglück und Elend doch den Trost, daß Großes und Herrliches aus uns gebohren werden könnte, er gab uns die Bilder gewaltiger Männer für die Zukunft, zur Nachahmung und Kräftigung teutscher Tugend aufgestellt, wann die Zeit wirklich da sein wird; über den Schutt und das Blut fließt ein Glanz unvergänglicher Namen hin, die uns trösten, was wir hätten sein können, wenn Gott schon gewollt hätte, daß wir es werden sollten. So spielt auch nach langer Dürre manche düstre Wetterwolke fürchter-

lich schön mit Donnern und Blitzen, wirft Schloßen herab, zerschmettert Felsen, und zündet die Thürme der Städte und die Häuser der Menschen, aber bringt keinen Regen.

Teutschlands Zustand.

Dieser schreckliche Krieg, der das Land von den Alpen und dem Rhein bis zur Ostsee und Nordsee und bis an die Gränzen der Polen und Ungarn so viele Jahre verwüstend durchzogen, hatte den Glanz, den Reichthum, die Volksmenge, wodurch Teutschland sonst über den meisten Ländern stand, von ihm genommen. Mitten unter Gräueln und Verwüstungen war ein zaghaftes, gedrücktes, und verkümmertes Geschlecht aufgewachsen, das sich zu dem Stolz der früheren Freiheit nicht mehr erheben konnte; viele auch waren völlig verwildert oder ächte Kinder des Krieges und der Ausgelassenheit, im Lager empfangen und gebohren, im Lager erzogen, im Lager durch die Lehrjahre der Waffen gehend. Denn es war die Sitte, daß der Soldat Weib und Kind mit sich herumführte und von dem armen Bürger und Bauren füttern ließ; oft zogen 10000 und 15000 Weiber, Wiegen, Kindergeschrei, Schulmeister mit dem Heere: der Krieg ward in der wilden Zeit häusliches Leben. Vom Anfang an ward er grausam geführt durch Partheiwuth und Religionshaß, hart und drückend durch die Wildheit und Ausschweifung so großer Schaaren, zuletzt immer plagender durch die Noth und Armuth; denn die Wuth hatte ihre eigene Nahrung aufgefressen. Zu diesen Verheerungen gesellten sich häufig Hunger und Pest und Miswachs, und ver-

tilgten, was das Schwerdt noch verschont hatte. Die Heere wurden durch Ausschreibungen und Einlagerungen erhalten; die Festungen waren Löwenhöhlen und Raubnestern gleich, die alles rings umher in Wüsten verwandelten: verrufen waren unter den schwedischen Hanau und Hohentwiel, unter den kaiserlichen Wolfenbüttel, Wilzburg, und Rienburg. Unsere Zeit hat uns das Elend und die Mishandlung jener Unglücklichen verstehen gelehrt. Städte, die sonst blühend und frei waren, lagen in Schutt und Aschen darnieder, Flecken und Dörfer verschwanden so, daß man nach zwanzig Jahren ihre Stätte nicht mehr kannte, jetzt auch ihre Namen verschollen sind; manche Gegenden waren so verheert, daß sie kaum ein Viertel, einige nur ein Achtel ihrer vorigen Bewohner enthielten. Alle diese so große Drangsale, so unermeßliche Verluste, so brennende Wunden wurden gebessert und geheilt; schon um die Jahre 1670 und 1680 sagten und schrieben viele, Teutschland stehe wieder grün und mächtig da wie vormals, und kaum erscheine noch, wie unglücklich die Großväter und Väter des gegenwärtigen Geschlechts gelebt haben. Aber sie täuschten sich; nie seit jenen unseligen Tagen gelangte Teutschland wieder zu dem Glanz und der Stärke seiner Städte, noch überhaupt zu der wimmelnden Volkskraft und Volksmenge, die es vor dem dreißigjährigen Kriege noch hatte; Mäßigkeit, Fleiß, Arbeit konnten Vieles ersetzen und herstellen, die alte Waidlichkeit, Freudigkeit, und Fröhlichkeit war dahin, und kam nimmer wieder: das Volk

hatte seine Unschuld und sein Vertrauen verloren. Durch Arbeit und Mühseligkeit läßt sich etwas erringen, und das errangen die Teutschen; aber das Arbeitselige und Mühselige stand den folgenden Zeiten auf der Stirn geschrieben, und dieses Zeichen trugen auch die Teutschen.

Wie Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, und Herren von einander geschiedn und getrennt, und das sonst einträchtige und mächtige Reich durch Hochmuth, Ungehorsam, Neid, Haß, und Künste der Fremden zerspalten und zerrissen worden, ist oben an mehreren Stellen sattsam gewiesen. Dies blieb nicht nur, sondern gieng immer fort; je kleiner das Reich ward, desto größer glaubten die Fürsten zu werden. Trug, List, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit für Treue, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, und Strenge; stehende Söldner und bunte Hofhaltungen; viel Dienstbarkeit, wenig Freiheit — das hieß nun Ordnung stiften und das Regiment verwalten. So erhoben sich jetzt die mächtigen Fürsten in der Meinung und den Stolz auch weit über die geringeren: auch da verschwand die Vertraulichkeit und Freundlichkeit, die oft auch das ganze Volk hatte zusammenbinden helfen können. Neue Namen, wie alte Tugenden starben, Gepränge, Rangstreite, Hoftitel, Durchlauchtigkeiten, Vortrefflichkeiten, Erhabenheiten, Ehrwürdigkeiten; und keine Durchlauchtigkeit, Vortrefflichkeit, Erhabenheit, Ehrwürdigkeit des Reichs sollte mehr sein. Die Städte, verarmt, entvölkert, mit niedergerissenen Mauern und Thürmen und mit geschän-

deter Ehre und Freiheit, stiegen nimmer wieder zu ihrem alten Ansehen auf; viele wurden von den Fürsten bezwungen, andere unterwarfen sich freiwillig; die übrigen, welche unmittelbar zum Reiche gehörten und sich Reichsstädte nannten, trugen mehr den Namen als die That; wenige wurden wieder blühend, die meisten lebten nur in alten Erinnerungen, bald starben auch diese: in alter Freiheit und Gerechtigkeit und in hohem Muth und Trotz blühte keine wieder. Die Zeit der Fürsten und Soldaten war gekommen, die Zeit der freien Städte und Genossenschaften war vergangen. Der Adel ward dienstbar, wie die Fürsten herrischer wurden; als er das Alte vergessen hatte, glaubte er auch, er sei adlicher geworden: das ist der Fluch der Knechtschaft, daß sie Flitter für Edelgesteine ansieht und die einfachen und ewigen Gedanken verkehrt. Für die ritterlichen Waffenkünste, für die kühne Freiheit, für das hohe Wort, das sonst aus eines teutschen Edelmanns Munde den Fürsten Gerechtigkeit lehrte und die Kaiser zur Weisheit ermahnte, weichliche Zierlichkeiten, fremde Sitten, bunte Titel, albernes Gepränge. Wie die Fürsten sich vom Volke geschieden hatten, schieden sie auch den Adel davon: das Beispiel verführte die Kleineren; als die gebohrne Tugend ausgezogen war, da erst galt die gebohrne Geburt, Hochmuth galt für Stolz: der Stolz ist Fürsten unbequem, welche nur herrschen wollen. Auf diese Weise entstand auch Haß zwischen dem Edelmann und dem Bürger. Dies verdarb den Sinn und das Gemüth

des ganzen Volks. Solange die Städte mächtig und herrlich standen, war auch der Adel herrlich; eine Kraft trieb die andere, keine durfte zurück bleiben, in allen Tugenden und edlen Künsten mußte um die Wette gerungen werden, wer der Herrlichste und Beste würde; und die ritterlichen Männer, die Frondsberge, Hutten, Sickingen, Cronenburge waren gleich edlen Bürgern, biedere, treue, freundliche, allen gleiche teutsche Männer. Solchen Adel hatte Teutschland gewollt, und ehrte ihn gern, solchen, der in Gesang, That, Gefühl in seinem Volke lebte, nicht diesen, der jetzt ward, voll unleidlichen Hochmuths auf die nichtige tugendleere Geburt, mit fremden Sitten, mit fremder Buhlerei und Aefferei behaftet; den Fürsten gefiel er: wer das Kleine liebt, ist der Dienstbarste, und wer in dem Eitlen hängt, der Geduldigste. Auf diese Weise durch die unseligste Verblendung kleinlicher Eitelkeit wurden die Fürsten und Herren, und durch sie ihr Volk verdorben. Nur ein Theil des katholischen Adels, der auf die reichen Stifter hoffte, und einige reichbesessene Familien, welche kleine Herren verschmäheten, hielten sich mehr unmittelbar zum Reiche und zur kaiserlichen Majestät, sie waren weniger demüthig und abhängig; aber das Ausländische und Eitle ergriff auch sie. Das Vaterland und der Stolz auf den teutschen Namen und seine Herrlichkeit ward mehr und mehr ein Klang vergangener Zeiten. Das ganze teutsche Volk, im Elende lange alles Gefühls des Widerstandes und der Kraft beraubt, ließ sich hinfort

von Fürsten und Soldaten, von Freunden und Feinden mit Auflagen, Zöllen, Steuern, und Ausschreibungen beschatzen und plagen, und war noch freundlich, wann der Herr es nur gnädig machte. Als man durch Arbeit nicht mehr frei und geehrt ward, hieß es die größte Freiheit, am wenigsten arbeiten und am meisten genießen; doch schämten die Menschen sich dies zu bekennen, aber viele fingen schon an so zu leben.

Seit diesen Tagen verfiel die Kunst des teutschen Volkes mit seiner Freiheit, und es ist in den folgenden Jahrhunderten nichts gemacht worden, was an die Werke der Väter reichte. Auch die Sprache war anders geworden, flüssiger und prunkender und breiter und ausländischer, auch schon mit vielen fremden Worten als mit Zierrathen aufgeschmückt, nicht mehr die alte kurze, feste, körnige, und einfältige Sprache, auch der Ernst, die Freundlichkeit, und Kindlichkeit nicht mehr in ihr, welche in Luthers und Huttens Zeit noch so mächtig und lieblich waren. Wie sollte dies auch anders sein? Was der Mensch in Stein und Erz und Thon wirkt, was er in Bildern hinstellt, was er als lustige Blumen seiner Gesinnungen und Gedanken in Reden und Liedern hinspielt, das ist ja der Spiegel seines Lebens; nun kann aber der Spiegel nicht anders sein, als das Leben ist. Wenn Einfalt, Treue, und Unschuld selten werden; wann das sonst freie und fröhliche Geschlecht in Arbeit, Kummer, und Mühseligkeit stönt und schmachtet, nicht daß es Freuden, sondern daß

es nur Brod gewinne — dann wird das Werk klein und zierlich und knechtisch, und das Bild und der Gedanke kümmerlich und mühselig, wie es der Mensch ist. Die Blüthe der Teutschheit, woraus nur die Blüthe der Kunst sprossen konnte, war verwelkt: Freiheit, Stolz, Freude waren dahin. Manches Gute und Wackere bewahrte das gute Volk, Ehrbarkeit, Redlichkeit, Fleiß, Tapferkeit; aber, wie sein heiliges Reich, so hatte auch sein Gemüth den vereinigenden Mittelpunkt und das alle Kräfte zusammenhaltende Gleichgewicht verloren. Damit es das herrliche Alte leichter untergehen sähe, blendete ihm Gott die Augen; es erkannte sich nicht, was es gewesen, was es noch war, und griff nach fremden Lügen und Täuschereien. Nun beginnt die Abgötterei und Hurerei mit dem Französischen, die Reisen des teutschen Adels und der teutschen Prinzen nach Paris; nun klang Frankreich die Schule der Freiheit, der Ritterlichkeit, ja der Tugend; französische Sprachmeister, französische Tänzer, französische Moden, selbst französische Leichtfertigkeit, welche Liebenswürdigkeit genannt ward, holte man über den Rhein. Die Kleinen und Mittleren im Volke bewahrten sich lange rein von dieser Unzucht; doch staunten sie als etwas Großes an, worauf die Großen einen so hohen Werth legten. Jenes Lebendige und Schaffende, woraus wie aus lebendigen Quellen sein Muthigstes und Schönstes hervorsprudelt, hatte kurz vor und in dem dreißigjährigen Kriege in den hohen Heldengestalten gleichsam einen letzten Ueberfluß

gezeigt, nachher schien es fast versiegt. Was die Teutschen in den hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege in Werken und Bildern und Worten geschaffen haben, ist theils eine schwächliche Nachgeburt und ein kalter Nachklang der Vergangenheit, theils unteutsche Ziererei oder nüchterne Arbeitseligkeit, es trägt den Stämpel der Zeit.

Nachdem diese erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts für Teutschland so unglücklich gewesen war, hatte auch die zweite keine Ruhe, die geschlagenen Schäden und Wunden still zu heilen, sondern ward von der Treulosigkeit und Habsucht der Franzosen immer in Arbeit und Getümmel gehalten. Die Franzosen haben diese Zeit das Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten genannt, mit dem Despotismus, womit sie beherrscht wurden, prahlend, weil er durch ihre Siege auch fremder Freiheit gefährlich ward; wir Teutsche haben es weder durch Gutes noch Böses das Zeitalter Leopolds nennen können, welcher vom Jahr 1658 bis zum Jahr 1705 beinahe ein halbes Jahrhundert als teutscher Kaiser und König von Ungarn und Böheim regiert hat. Das Reich der Franzosen war unter den letzten Karlingern schwach und zerrüttet; wenige Meilen von Paris, zwischen der Seine und Loire, hatten normännische Seeräuber einen mächtigen Staat gegründet, welchem das schöne Land Bretagne als Afterlehen diente; an der Saone, dem Jura, und der Rhone entstanden unabhängige Reiche der Burgunder, von welchen der größte Theil im

Frankreich Europas Plage.

zwölften Jahrhundert an das teutsche Reich fiel; was in Süden unter den Sevennen und der Garonne lag, bestand theils aus unabhängigen Fürstenthümern, theils diente es den maurischen und dann den spanischen Herrschern. Als seit dem Ausgange des elften Jahrhunderts das Geschlecht der normannischen Herzoge den englischen Thron bestieg und bald durch Heirathen an den französischen Westküsten seine Macht vermehrte, erregten Eifersucht, Neid, und Gefahr unaufhörliche Kriege, in welchen die Engländer oft so siegten, daß Frankreich eine Landschaft Englands zu werden schien. Diese vierhundertjährigen Kriege erzeugten zwischen den Engländern und Franzosen den wohlthätigen Volkshaß, der bis diese Stunde noch lebt, hielten das Volk zusammen, daß es in Faulheit nicht auseinander fließen konnte, und gaben den Königen als Oberanführern Gelegenheit, die Großen zu schwächen und das Reich zu stärken; ohne sie hätte Frankreich auf seine Weise vielleicht eine ähnliche Vielherrschaft gewonnen, wie Teutschland und Italien. Ausser diesen das Volk vereinigenden Kriegen, die um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts mit der Vertreibung der Engländer endigten, arbeiteten einige geschickte und verbrecherische Könige, wie Philipp der Schöne und Ludwig der Elfte, durch Gefängnisse, Hinrichtungen, Mord, und Gewalt für die Herrschaft. Gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts war Frankreich stark durch seinen Umfang, seine Volksmenge, seine Hülfsquellen, selbst durch seine Dienstbarkeit, weil ein

unternehmender Fürst alle Kräfte willkührlicher und geschwinder gebrauchen konnte. Das zeigten Ludwig der Elfte, Karl der Achte, Ludwig der Zwölfte, und Franz der Erste in den Kriegen um die Herrschaft Burgunds und Italiens. Nach diesen Kriegen war ein Stillstand durch die fürchterlichen Religionskriege, Frankreich zerriß und zerbrach sich in ihm selbst, wie so viele andere Länder thaten. Heinrich den Vierten raffte Ravaillacs Mordmesser aus großen Entwürfen hinweg; darauf die ersten vierzehn Jahre zuerst der Unmündigkeit, dann der Schwäche seines Sohns, ein Gewebe kleiner Kabalen, Unruhen, und Verwirrungen, worin die schwache Königin Mutter, die Prinzen, die Günstlinge, und die Weiber die Spieler sind. Dann von dem Jahre 1624 bis zum Jahr 1642, achtzehen Jahre lang, eine starke und gewaltige Regierung, wo der Kardinal Richelieu durch Hinterlist, Gewalt, Vergrößerung und Erweiterung der Königsmacht, und durch letzte Unterdrückung der Großen und des Volks die Vorbereitung und Einleitung zu der Regierung Ludwigs des Vierzehnten machte. Dieser starke und kühne Mensch, bei welchem Klugheit eben so groß war als List, beherrschte ganz Frankreich, und selbst seinen Herrn, den schwachen König Ludwig den Dreizehnten, durch Schrecken, entwaffnete die Reformirten, welchen er ihre Sicherheitsplätze nahm, schlug alle Verschwörungen gegen seine Macht nieder, und ließ die Günstlinge, die Prinzen, und die Großen vor sich zittern. Er brach die letzten Schranken

nieder, die noch zwischen dem Gesetz und dem Despotismus standen, und erreichte, was Heinrich der Vierte und sein Sully vergebens gewünscht hatten, daß Oestreich geschwächt und Spanien gedemüthigt ward. Als er im Jahr 1642 starb, standen Schweden und Franzosen siegreich auf teutschen Boden, und die Spanier hielten sich kaum; denn die Niederländer waren mächtig, Portugal hatte sich empört, und Katalonien war aufgestanden.

Nach seinem und Ludwigs des Dreizehnten Tode regierte die Königin Anna von Oestreich, eine spanische Prinzessin, als Vormünderin und Regentin im Namen Ludwigs des Vierzehnten, der noch ein unmündiges Kind war; aber die Führung und Entscheidung der Geschäfte war bei dem Italiäner Mazarin, welchen Richelieu zugezogen und auf seinem Sterbebette empfohlen hatte. Dies war ein hurtiger und kluger Mann, der nach Richelieu grade richtig eintrat, und durch Biegsamkeit mehr durchsetzte, als sein Vorgänger durch Gewalt. Unter dieser Regentschaft brachen grade zu der Zeit, als der Friede zu Münster und Osnabrück abgeschlossen ward, in Paris Unruhen aus, woran fast ganz Frankreich und die meisten Großen Theil nahmen und welche in einen gefährlichen Bürgerkrieg auszuarten droheten. Abschaffung der Misbräuche, Einschränkung des Despotismus, eine gesetzmäßige Regierung, Wiederherstellung der ständtischen Versammlungen, und andere löbliche Dinge wurden dem Volke vorgehalten; aber alle diese Bewegun-

gen, welche in der Geschichte die Fronde genannt werden, waren eine Freiheitsgaukelei und ein leeres Spiel mit hohen Klängen, worin die Franzosen immer groß gewesen sind: zur Freiheit haben sie wohl oft Lust und Ungestüm, aber nie Ernst und Ausdauer gezeigt, wodurch allein Freiheit behauptet werden mag. Der unruhige Ehrgeitz und die Herrschsucht der Großen brauchten unter der Minderjährigkeit wirkliche Misbräuche und den Haß gegen den ausländischen Kardinal zum Vorwande, ihre Entwürfe durchzusetzen; und dieses planlose und thörigte Spiel, das aus keinem edlen Grunde entsprungen war, endigte mit dreifacher Knechtschaft und verstärkter Gewalt Mazarins. Die Teutschen hatten umsonst gehofft, die Franzosen würden für die Ränke, womit sie ihr Land umwickelt hatten, sich selbst bezahlen. Mazarin führte nach diesen Unruhen den Krieg in den spanischen Niederlanden glücklich, und gewann durch den Frieden mit Spanien im Jahr 1659 an den Pyrenäen und der Somme und den Ardennen schöne Länder, und eine spanische Infantin, die älteste Tochter Philipps des Vierten, als Gemahlin für seinen König. Sogar zum teutschen Kaiser hatte er ihn zu machen gesucht; aber das war nicht gelungen: die besseren teutschen Fürsten hatten die französische Gierigkeit genug erkannt. Doch gewann er für ihn unter den rheinischen Fürsten immer mehr Anhang.

Im Jahr 1660 starb Mazarin. Der junge König Ludewig der Vierzehnte war jetzt 22 Jahre alt, und wollte selbst, und, wie er sagte, allein

regieren. Er hatte ein mächtiges Volk, das an blinden Gehorsam und despotische Willkühr gewöhnt war, ein stehendes Heer, das jedes Jahr noch vergrößert ward, und zwei vortreffliche Feldherren, den Prinzen von Condé und den Marschall von Turenne, beide Zöglinge des dreißigjährigen Krieges; in Colbert fand er einen seltenen Finanzminister, und in Louvois einen Kriegsminister, wie er für einen ehrsüchtigen und herrschsüchtigen Despoten taugte. Ausserdem war offenbahr ein großes Streben und Leben im Volke, wenigstens ein so großes, als dies bei Franzosen sein kann. Sie haben die Regierung dieses Ludwigs das goldene Zeitalter ihrer Kunst und Wissenschaft genannt. Es war freilich ein flittergoldenes, aber es täuschte sie und die Fremden, denn das Zeitalter war flitterhaft und flatterhaft geworden. Still konnten die Franzosen nicht sein, Richelieu und Mazarin hatten die Richtung gegeben, Ludwig blieb in ihren Spuren.

Als die Infantin, welche die Spanier ungern hingaben, Ludwig dem Vierzehnten überliefert ward, entsagten sie und er für sich und ihre Nachkommen allen Rechten und Ansprüchen, die sie an Spanien und seinen Landen zu haben noch machen könnten. Kaum aber war Philipp der Vierte gestorben, so ließ Ludwig zwei Heere marschieren, wovon das eine die Grafschaft Burgund, das andere die Niederlande anfiel. Zugleich erschien ein Manifest, worin die Königin von Frankreich, Philipps älteste Tochter, kraft eines sogenannten Anfallsrecht auf die Grafschaft Bur-

gund und mehrere niederländische Fürstenthümer Ansprüche machte. Diesmal hemmte die Feder den Degen, was sie selten vermag. Der vortreffliche und patriotische Botschafter des Königs von England bei den Generalstaaten im Haag, Ritter Temple, dachte nicht an seinen Herrn, den König Karl von England, sondern an sein freigesinntes Volk, und schloß auf die erste Nachricht von den gewaltsamen Einbrüchen der Franzosen mit den Generalstaaten und mit Schweden gegen Frankreichs Herrschsucht das dreifache Bündniß, und Ludwig ließ sich den Aachener Frieden gefallen, und behielt von seinen zweijährigen Eroberungen nur einige niederländische Städte. Dies geschah im Jahr 1668.

Der stolze König empfand es bitter, daß die kleine Republick der Niederlande, die erst vor zwanzig Jahren als ein Staat anerkannt war, dem mächtigsten Herrscher Gesetze vorschreiben wollte; größer war wohl die Erbitterung, welche ein despotischer König unwillkührlich gegen das Freie und Volkliche hat. Er beschloß sich zu rächen und das seemächtige England gegen die Niederländer zu gewinnen. Dies war aber in jener Zeit die Lage und Regierung Englands:

Die Angeln, Sachsen, und Jäten gingen um die Mitte des fünften Jahrhunderts nach dem von den Römern verlassenen Brittanien hinüber, besiegten oder verdrängten die Eingebohrnen, und gründeten mehrere von einander unabhängige, aber durch gemeinschaftliche Sprache, Gesetze, Gebräuche, zuweilen auch durch gemein-

schaftliche Zusammenkünfte verbundene Reiche. Zur Zeit Ludwigs des Frommen, im neunten Jahrhundert, wurden alle diese kleinen Staaten unter dem König Egbert von West- und Südsachsen vereinigt, und dies war grade die rechte Zeit, denn sonst wären die Sachsen und Angeln von ihren Halbbrüdern, den Dänen und Normännern, unterjocht worden. Diese fingen um jene Zeit ihre großen Seezüge gegen Südwesten an, und hatten sich auf den Inseln und Küsten von Schottland und auch in Nordengland festgesetzt, wo sie ihre Schifflagen und Festen und Schanzen hatten, worinnen sie die Sturm- und Winterzeit still lagen und von wo sie gegen den Frühling die Länder zu verheeren und zu plündern auszogen. Die Angeln und Sachsen brachten aus Germanien einen kühnen und freien Sinn, züchtige Sitten, und solche Ordnungen und Gebräuche mit nach Brittannien, wodurch die Freiheit bestehen kann. Dieses alles und ihre ganze bürgerliche Einrichtung und Gesetzgebung ordnete gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, mitten unter gefährlichen Kriegen und wilden Getümmeln mit den Dänen, ihr großer König Alfred, der wegen seiner Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, und Gelehrsamkeit der Große heißt, einer der edelsten Menschen aus germanischem Blute, seinen Zeitgenossen mit Recht wie ein Wunder Gottes erschienen. Nach Alfred, dem großen Stifter und Befreier des Volks, verflossen 165 wechselvolle und unglückliche Jahre, worin die Engländer gegen die Dänen oft unterlagen, zuweilen von ih-

nen beherrscht wurden, und ihnen Zins und Huldigung geben mußten.

Nach diesen Geschichten mit dem Jahr 1066, als Gregor der Siebente die römische Herrschaft gründete, wurden die normannischen Herzoge Herren von England, welches Wilhelm der Bastard, der auch Wilhelm der Eroberer genannt wird, in der Schlacht bei Hastings über Harald von normannischen Stamm gewann. Er regierte das Land zwanzig Jahre mit Strenge und Härte, und verlieh seinen normannischen, flandrischen, und französischen Baronen, welche den Zug mit ihm machten, Leute und Lande: die Lehnsverfassung ward eingeführt, und die Unterworfenen wurden als Unfreie behandelt. Seit dieser Zeit ward auch die normannisch-französische Sprache in Südengland bei Hofe, bei den Großen, und in öffentlichen Geschäften neben der lateinischen die geltende, und als im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert das Sächsische und Englische in Sprache und Freiheit wieder siegte, hatte sie sehr viel von dem Ihrigen eingemischt, so daß man die englische Sprache als ein Gemisch des Sächsischen, Normannischen, und Romanischen ansehen kann, doch weniger romanisirt, als was in Südeuropa unter den Alpen, Ardennen, und Pyrenäen wohnt. England bekam nun durch die gewaltigen Kriege mit Frankreich und Schottland, durch die Eroberung Irlands, und die Bezwingung von Wales eine große und herrliche Geschichte. Diese und die Naturanlage des Volkes und das jede Thätigkeit und Kraft erweckende und spornende Kli-

ma, nebst dem kräftigen Element des Meers, lösten bald die strenge Knechtschaft wieder, und schufen schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts unter den schwachen Königen Johann ohne Land und seinem Sohn Heinrich dem Dritten durch den großen von den Königen besiegelten Freiheitsbrief eine herrliche Wiederherstellung. Es war auch die Freiheit des Volks anfangs nur sehr gedrückt, doch nie unterdrückt worden, die alten Volksgesetze und Geschwornengerichte der Zwölfe, ächt sächsischen Ursprungs, hatten nie ganz aufgehört; nur war die baronische Willkühr im Anfange oft etwas roh und wild hindurch gefahren.

Die folgenden Jahrhunderte immer wachsende Kraft und Blüthe des Volkes, hoher Bürgerstolz, ritterliche Tapferkeit, Kriege mit den Franzosen und die Herrschaft ihres Landes, daher ein unauslöschlicher Haß, der die Engländer nicht einschlafen ließ; dann innere Kriege, Vertilgung von zwei Königshäusern, und endlich nach langer Verwirrung und Verblutung der edelsten Säfte und nach dem Verlust aller Länder jenseits des Kanals eine Ruhe, die sich so viel gefallen ließ, daß die andern Völker sagten, die Engländer hätten dienen gelernt. So schien es wirklich zur Zeit Karls des Fünften, als der launische, wohllüstige, und despotische Heinrich der Achte in England regierte. Heinrich der Achte hatte den Pabst gespielt, sich zum Haupt der englischen Kirche erklärt, und eine Art Reformation und Kirchenordnung eingeführt, die weder Luther noch Kalvin

noch die alte Kirche billigten. Doch hingen die meisten Bewohner Englands der neuen Lehre an. Unter der sechsjährigen Regierung Eduards des Sechsten, des minderjährigen Sohns von Heinrich dem Achten, vom Jahr 1547 bis 1553, ward reformirt. Dies wollte, als der Jüngling gestorben war, seine Schwester die Königin Maria wieder umstoßen, und durch Kerker, Strang, und Scheiterhaufen zur alten Kirche zurückführen. Aber es gelang ihr nicht; sie stiftete in ihrer fünfjährigen Regierung nur Unglück und Verwirrung, und starb selbst unglücklich. Ihr folgte ihre große Schwester Elisabeth, Heinrichs des Achten jüngste Tochter, welche 45 Jahre bis zum Jahr 1603 mit einer Kraft, einem Glück, und einem Ruhm regierte, wie wenige Könige von England vor ihr und keiner nach ihr. Sie suchte das beunruhigte und erschütterte Reich zu befriedigen und eine Reichsordnung zu stiften, die allen Partheien gefiele. Ihre sogenannte bischöfliche Kirche behielt vieles von dem äußerlichen Gepränge der alten Kirche, war aber in der Lehre und im Wesen völlig die neue. Diese Einrichtung genügte keiner Parthei ganz, außer der großen Geistlichkeit, welche die reichen Pfründen hatte; doch war Elisabeth die Königin, die, was sie gestiftet und befohlen hatte, vertheidigen konnte. Indessen hatte sie mit mancherlei Bewegungen und Unruhen der Katholischen, mit der Furcht vor der schottländischen Maria, ihrer Muhme, die sie unwürdig hinrichten ließ, und, als Philipp von Spanien seine unüberwindliche Flotte ausgerüstet

hatte, mit drohenden Gefahren zu kämpfen. Aber ihre Festigkeit, der Stolz des englischen Volkes, und Gott, der die Stürme sandte und Philipps fürchterliche Armada zerstören half, überwanden alles. Seit dem Jahr 1588, nach der Zerstörung der Anschläge Philipps des Zweiten, nichts als Glück und Ruhm, und Sieg auf Sieg folgend: Weltumsegler, Helden, Philosophen, Dichter verherrlichten die große Zeit — Lord Howard, Sidney, Graf Essex, Franz Drake, Walter Raleigh, Baco von Verulam, Wilhelm Shakespeare, welche unsterbliche Namen!

Im Jahr 1603 bestieg König Jakob von Schottland den englischen Thron, Elisabeths Vetter, und Sohn der unglücklichen Königin von Schottland Maria Stuart, welche sie hatte hinrichten lassen. Er verband England und Schottland, und stärkte das große Inselreich, das künftig durch fremde Einblasungen nicht mehr so leicht gegen einander in die Waffen gebracht werden konnte; denn das war immer Frankreichs Politik gewesen, daß, sobald es mit England Krieg hatte, das schwächere Schottland auch zum Angriff gereitzt wurde. Jakob, welcher 22 Jahre regierte, war ein guter und gerechter König, gegen die Katholischen in seinem Lande gelinder, als heftigen Protestanten lieb war. Aber das Volk zu regieren wie Elisabeth, und durch Klugheit und Sparsamkeit den König vom Volke unabhängig zu erhalten wie Elisabeth, das verstand Jakob nicht; noch verstand er, den hohen Ruhm und mächtigen Einfluß zu behaupten, den seine Vor-

gängerin auf die großen Verhandlungen und Begebenheiten in Spanien, Frankreich, und Niederland behauptet hatte. Seine Einrichtungen im Innern des Staats sind weise, sein Betragen in den äußeren Angelegenheiten ist schwach. Jakob war in einer theologischen Zeit erzogen, und gebildet, nicht als wenn er Schwerdt und Scepter führen, sondern als wenn er auf der Kanzel und dem Katheder seine Ehre suchen sollte. Er war ein gelehrter, grüblerischer, biblischer, und scholastischer König, der herrliche Reden halten und gelehrte Abhandlungen schreiben, aber kein blankes Schwerdt sehen noch Männern gebieten konnte. Daher ward er von Günstlingen gegängelt, war in seinem königlichen Amte unstät und ungleich, und untersuchte und bewies, daß die königliche Gewalt unmittelbar von Gott sei und von keinem andern, und daß alle Vorrechte und Freiheiten, worauf das Volk poche, nichts seien als Ausflüsse königlicher Gnade. Besser hätte er gethan, wenn er die königliche Macht durch die That geführt und gestärkt, und in die Seele seines Sohnes nicht Grundsätze gesenkt hätte, die bei der Stimmung der Zeit, bei den brütenden Keimen der Gährung im Volke, und bei der brittischen Freiheit sein Verderben werden mußten.

Jakobs Sohn, Karl der Erste Stuart, ein treuer, frommer, redlicher, und tapferer Mann, aber steif und ungewandt, nicht stark genug, den Stürmen, die auf ihn einbrauseten, zu begegnen, noch biegsam genug, ihnen auszuweichen, regierte nicht grausam wie ein Despot, aber doch will-

führlicher und das Aeußere weniger achtend und schonend, als ein König darf, der einem freien Volke gebietet. Er hatte seines Vaters Grundsätze von der königlichen Gewalt, aber ihm fehlte Elisabeths Klugheit, die Scheine der Gewalt zu verhüllen, was selbst der grimmigste Tyrann thun muß, wenn er nicht gelegentlich vergiftet oder erwürgt werden will. Jakob haßte die düstere und strenge presbyterische Kirche Schottlands, die anfangs allerdings herb und hart und unleidlich war, die aber später durch Ernst, Zucht, und Gelehrsamkeit vor den meisten Kirchen Europens herrlich geworden ist. Unter dem Vorwand der Religion war er in seiner Kindheit und Jugend von Parthei zu Parthei wie ein Ball umhergetrieben, entführt, und gemishandelt, ja oft in Lebensgefahr gebracht; von eben diesen wüthenden Partheien sah er seine Mutter entsetzt, verjagt, dann in England hingerichtet. Ihm blieb also, so lange er lebte, ein entschiedener Widerwille gegen sie, und nicht weniger waren ihm die englischen sogenannten Nonkonformisten, Presbyterianer, und Puritaner verdächtig, welche sich nicht zu Elisabeths bischöflicher Kirche hielten, weil sie diese unrein und unheilig, noch voll papistischer Ceremonien und Gräuel, und die Erzbischöfe und Bischöfe faule und üppige Baalspfaffen nannten. Diesen Haß und Widerwillen erbte Karl Stuart und war wie sein Vater fast mehr als priesterlicher Episkopalist; so daß jene Feuereiferer für den reinen Glauben ihn einen heimlichen Katholiken schalten. Auch dem weisesten und mäßigsten Kö-

nige würde es nicht leicht gewesen sein, so viele verschiedene und so brennbare Partheien auszugleichen, und auf eine Weise zu zügeln und zu dämpfen, daß das Reich nicht erschüttert wurde: Karl aber legte willkührliche Auflagen oder erhöhete doch die alten, machte Neuerungen in Kirchensachen, und ließ sein höchstes Gericht und die verhaßte Sternkammer ein höchstes peinliches Hofgericht öfter Sprüche thun, als ein freies Volk ihm gefallen läßt. Schon war es dahin gekommen, daß er sich hatte schwach zeigen müssen. Bei seinem dritten Parlamente im Jahr 1628 mußte er doch zuletzt die Bittschrift wegen der Rechte (Petition of rights) unterschreiben, welche die Stände ihm vorlegten, und worin die persönlichen und eigenthümlichen Rechte der Engländer scharf bestimmt waren. Nach dieser Probe wollte Karl noch in Schottland die strenge Kirche abschaffen und eine neue der englischen ähnlichere Ordnung einführen. Die Schotten wurden darüber wild, standen auf, und griffen zu den Waffen.

Der König im Gedränge mußte im Jahr 1640 ein Parlament berufen. Hier erschienen die Puritaner gerüstet, zugleich für die weltliche und geistliche Freiheit zu kämpfen: fürchterliche Gährung, Argwohn, Haß, glühender Enthusiasmus, und kalte Ränke — alles so lange und so schmerzlich Zurückgepreßte auf einmal frei, das Wort, die Schrift, die Rede auf den Kanzeln und im Parlament. Sie stürmten sogleich gegen die königliche Gewalt; denn sie ließen den Grafen von

Strafford und den Erzbischof Laud, die man des Königs Günstlinge und Verräther der Freiheit und des Vaterlandes nannte, in den Kerker werfen und anklagen. Karl stand in diesem Sturm nicht fest genug, er unterzeichnete Straffords Todesurtheil, und in diesem sein Unglück. Denn Strafford war der Mann, welcher Karln hätte aufrecht halten oder den sinkenden aufrichten können: als Feldherr, als Staatsmann, als Redner der größte Engländer. Daß er seinem Könige und Herrn treu blieb, war keine Schande; daß er seinem Vaterlande und seines Vaterlandes Gesetzen untreu gewesen, konnten selbst seine Feinde nicht beweisen: er fiel als ein Opfer des Partheihasses. Als dieser große Mann ins Dunkle gebracht war, da riß sich alles immer wüthender los: mit der Furcht, die Straffords gewaltiges Gemüth einflößte, war die Schonung dahin, man griff nicht mehr des Königs Eingriffe in die Verfassung, man griff das alte englische Königthum selbst an. Die Mäßigen und Gerechten, welchen Freiheit, aber nicht Wuth gefiel, suchten den brausenden Strom vergebens zu hemmen; aber der Lauf war zu gewaltig, und stieß sie nieder oder riß sie mit sich fort. Im Jahr 1642 entwich der König aus London, und es ward Krieg. Die beiden Partheien hielten Schlachten, Siege und Niederlagen wechselten, der Krieg ward, wie unter solchen Feinden, nicht unedel geführt. Noch wünschten und hofften viele, das Blut und die Zwietracht zu stillen, da trat eine fürchterliche Gewalt dazwischen, und riß alles aus einander. Die-

se Gewalt hieß Oliver Cromwell. Cromwell war ein armer englischer Edelmann, der bei den Bewegungen des Vaterlandes in Karls ersten Jahren, und als durch Straffords Geschicklichkeit und Tapferkeit das königliche Glück unerschütterlich schien, nach der Neuen Welt, der Zuflucht so vieler Misvergnügten und Abentheurer, auswandern wollte. Das aber gelang ihm nicht; denn man hielt im Hafen zu Portsmouth das Schiff an, worauf er mit andern Auswanderern sich befand, und ließ sie nicht nach Amerika segeln. Jetzt ward er Mitglied des Parlaments, dann Officier, bald Feldherr. Sobald er mit an die Spitze der Heere trat, ward das Kriegsspiel fürchterlicher Ernst; in der Schlacht bei Naseby in Nordengland wurden die Königischen so hart geschlagen, daß sie nicht wieder aufstehen mogten; der König entfloh zu den Schotten, diese aber lieferten ihn dem englischen Parlament aus, und er ward auf Schloß Holdenby gesetzt.

Im Parlament hatten die Presbyterianer und Puritaner die Oberhand, und wollten ihren König wieder haben, aber sie wollten auch ihre Verfassung und Gesetze genau bestimmt und besiegelt. Das gefiel Cromwell nicht, noch der wilden Parthei derer, die unter dem Namen der Unabhängigen und Gleichmacher (Independents, Levellers) im Heere stark waren. Diese zogen mit dem Heere nach London, und schreckten das Parlament mit dem Schwerdt. Da entwichen viele aus dem Hause, und von den Ihrigen nahmen ihre Stelle ein. Unter den heiligen Scheinen der

Freiheit und Religion und unter Bußübungen und Gebeten ward die Gewalt und Herrschsucht versteckt. Noch rührten sich die Schotten, die Walliser, daß das Parlament nicht unterdrückt und der König nicht entthront würde. Cromwell wie ein Blitz fährt über sie, schlägt, bezwingt sie, zieht dann wieder nach London. Nun im Jahr 1648 wird im Namen Gottes und der Freiheit eine Parlamentsreinigung vorgenommen, und von den Wüthenden ein Ausschuß niedergesetzt, der den König richtet, ihn als einen Tyrannen, Friedenbrecher, und Beschirmer des Katholicismus verdammt, und den 30. Januar des Jahrs 1649 hinrichtet. Dies war Englands Religionskrieg, kein so unglücklicher, als der teutsche, denn aus ihm blühete nach langen Erschütterungen eine feste Freiheit.

Nach Karls Tode die folgenden Jahre Aufstände in Irland, sein Sohn Karl in Schottland zum König ausgerufen, Bewegungen und Zwiespalte im Parlament. Die Aufstände schlägt Cromwell blutig nieder, Karln vertreibt er, das Parlament, das noch immer keine Verfassung fertig hat, jagt er aus einander, und entwirft im Jahr 1653 mit wenigen seiner Treuen einen neuen Plan, durch welchen er auf Lebenszeit zum Reichsprotektor ernannt wird, d. h. zum König unter einem andern Namen. Damit die wilde Kraft des Volks beschäftigt würde und nicht auf ihn führe, begann er blutigen Seekrieg mit den Niederländern, den er glücklich endigte; schloß dann mit Frankreich ein Bündniß gegen Spanien, wodurch

er es auf dem Mittelmeer zittern machte und Jamaika von ihm eroberte; unterhandelte mit dem großen und kriegerischen König Karl Gustav von Schweden über das Schicksal von Dänemark, Nordteutschland, und Niederland; gab das berühmte Schiffahrtsgesetz, wodurch die Engländer die erste Seemacht wurden; und herrschte und wirkte so klug, so geschwind, und so gewaltig, daß das seit der Königin Elisabeth fast klein geachtete England unter ihm der Glanz und das Schrecken aller Länder ward. Aber wie fürchterlich Cromwell auch allen seinen Nachbarn war, ihm war die englische Freiheit fürchterlicher. Alle seine Versuche, sie zu durchbrechen, scheiterten; mehrmals langte er wie Cäsar nach dem Diadem, fand auch seinen Antonius, der es ihm aufsetzen wollte, aber das Volk sah ernst dazu, und Cromwell ließ es fallen. Kein königlicher Glanz, keine Leibwachen, kein Gepränge um seine Person; wie ein anderer Mann im Volke wohnte er in London in einem schlechten Hause, ungehütet, als durch einige Freunde; da änderte er dionysisch jede Nacht seine Schlafstelle; da lief er, den Kanonendonner nie bleich gemacht hatte, bei dem geringsten Lärm auf den Gassen in die Winkel und auf die Dächer. Das ist die gerechte Strafe der Tyrannen: die niemand Ruhe lassen, dürfen nicht sicher schlafen noch ruhig sein. Dieser gewaltige Mann starb im Jahr 1658 aus großen Entwürfen weg. Er ist, wie alle außerodentliche Menschen, ungleich beurtheilet worden; doch war er nicht der schwarze Gräuel, wozu viele ihn gemacht haben. Tief-

sinnig, düster verschlossen von Natur hatte er nichts Liebenswürdiges und Freundliches, selbst die Rede mangelte ihm: er stammelte, wann er heftig ward; aber eine eiserne Festigkeit, ein unverrückliches Hinstreben zu dem Ziele, das er sich gesetzt hatte, ein dunkler Aberglaube, der ihn anfangs mit fortriß, dann, als es ihm klarer ward, zuweilen zum Betruge dienen mußte, aber der ihn bis an das Ende seiner Tage nie verließ, machten ihn zu einem herrischen und zermalmenden Manne. Nach den ersten großen Schlägen, wodurch er der Herr ward, regierte er England löblich, und machte es mächtig; bei einem an Dienstbarkeit gewöhnten Volke hätte Cromwell ein gräulicher Tyrann werden können.

So erschütterte die neue Lehre alle Länder, nicht weil das nothwendig in ihr lag, sondern weil allmälig eine neue Weltgeschichte vorbereitet werden sollte. In solchen Epochen regt sich der geheime Geist, der im Innern der Herzen und der Welt, unsern Augen verborgen, unsichtbar alles verwaltet; und wie Erdbeben oft von einem Ende der Erde zum andern zittern, Vulkane springen lassen, Berge und Thürme zur Tiefe versenken, und neue Inseln aus der Tiefe emporheben, so wird durch Kriege, Aufruhre, Verwüstungen, und Umwälzungen aller Art auch das menschliche Geschlecht umgestaltet. Doch wie wild in Brittannien Partheihaß auch brannte, wie fürchterlich seit Cromwells Auftreten in Schlachten auch gewüthet ward, doch zeigte sich darin das durch Freiheit und Gerechtigkeit geadelte Volk, daß durch Beil und Strang wenige um-

kamen: man unterdrückte die Gegner, aber man ermordete sie nicht. Aus unschuldigem Blut, das Henker vergießen, wächst immer blutdürstige Tyrannei, welche die Freiheit vertilgt.

Im zweiten Jahre nach Cromwells Tode bestieg des ermordeten Königs ältester Sohn den Thron von England, Schottland, und Irland; er heißt in der englischen Geschichte Karl der Zweite. Die wilde Kraft hatte ausgegohren, Cromwell hatte alle wieder an Gehorsam und Zucht gewöhnt, ja an eine Strenge, welche die weiche Leichtfertigkeit des jungen Königs zuerst lieb machte. Die Engländer hatten nur ihre Freiheit fest und sicher gewollt; dies hatten sie erlangt: sie kehrten nun wieder zu ihrem alten Königsgeschlechte zurück. Karl der Zweite war ein unwürdiger König, nichts als ein witziger Spötter und leichtfertiger Wüstling, die schlechteste Menschenart, welche es giebt. Ihm hatte das Unglück keinen Ernst gegeben: sein Reich, sein Volk, die königliche Ehre, der Ruhm Englands, die Sicherheit Europens, das Urtheil der Nachwelt waren ihm gleichgültig. Doch wäre er gerne Despot geworden, so weit seine Sorglosigkeit und Faulheit das zuließ; dazu haben auch die schlechtesten Könige noch Thätigkeit. Nichtswürdig verkaufte er, damit er für seine Wohllüste Geld hätte, gleich nach dem Antritt seiner Regierung die mächtige Festung Dünkerken an Frankreich; unter nichtigen Vorwänden griff er die Niederländer an, und führte einen unglücklichen Krieg mit ihnen; endlich, damit das Maaß

voll würde, verband er sich im Jahr 1772 mit seinem Vetter Ludwig dem Vierzehnten, die freien Niederlande zu unterdrücken und das schon zu mächtige Frankreich zu vergrößern. Alles dies gegen das Volk, ja gegen das erzürnte Volk; aber nach vierzigjährigen Bewegungen waren die Engländer zwanzig Jahre ruhig zu halten. König Ludwig, damit er ihn verstrickte, sandte Karls geliebte Schwester, Henriette Herzogin von Orleans, nach England; diese nahm einige schöne Weiber mit, aus welchen Karl sich eine Beischläferin wählte. So groß war die Schande, daß Karl, damit er seine königliche Pflicht nicht thäte, von Frankreich ordentliche Jahrgelder erhielt. So nichtswürdig handelte ein König von England, der in der Schule des Unglücks erzogen war und von Land zu Land wie ein Bettler hatte fliehen müssen, ein König von solcher Macht und Ehre, daß er an die Spitze Teutschlands und der Protestanten sich hätte stellen und die stolzen Worte sagen können: bis hieher, König Ludwig, und nicht weiter!

Als Ludwig Karls des zweiten, der nach dem Wunsch und Vortheil seines Volks sein mächtigster Gegner hätte sein sollen, als mächtigen Bundsgenossen gewiß war, da stürmte er im Jahr 1772 so fürchterlich unaufhaltsam gegen die Niederlande, das ganze Europa erstaunte und für seine Freiheit zitterte. Auch waren die Niederländer nicht bereitet noch so gerüstet und verfasset, daß sie dem Könige den Sieg erschweren konnten. Schon in ihrem ersten Kriege für die

Freiheit gegen Spanien waren sie ein seemächtiges, am Ende desselben schon ein reiches Volk geworden; sie hatten die meisten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien erobert, und die Schätze Asiens und Indiens gingen durch ihre Hände. In dem zweiten Kriege wuchs ihre Macht und ihr Ansehen in Europa, Tromp konnte sich unter Cromwell mit dem englischen Seehelden Blake messen; Tromp und Opdam retteten bald darauf Dännemark von Karl Gustav von Schweden; Ruyter schlug die Flotten Karls des zweiten von England; und der Großpensionarius von Holland Johann de Witt gebot im Jahr 1668 durch den berühmten Dreibund den Frieden zu Aachen. Das Innere dieses kleinen, aber mächtigen Staates ward nach alten Ordnungen und Verfassungen regiert; jede Landschaft hatte ihre eigene Regierung, und schickte nach dem Haag ihre Bothschafter, damit sie über das, was allen gemein war, riethen und beschlössen: diese versammelte Boten hießen die Generalstaaten. Oberfeldherren im Kriege, mit manchen Herrlichkeiten auch in Zeiten des Friedens, aber auch mit vielen unbestimmten Ansprüchen, waren die Generalstatthalter aus dem Hause Wilhelms von Nassau-Oranien. Schon der große Prinz Moritz von Nassau hatte während dem Waffenstillstande mit Spanien nach größerer Gewalt getrachtet, und dazu den Zwiespalt von zwei Religionspartheien benutzt, deren einer er sich anhängte. Das kostete einigen biedern und herrlichen Männern Leben oder Vaterland; doch konnte Moritz nichts

über die Freiheit gewinnen. Glücklich im Kriege wie er und mild im Frieden war sein großer Bruder Friedrich Heinrich. Diese beiden Brüder, und ihr großer Vater, der erste Freiheitsverfechter, waren solche Männer, daß sie jeden Namen unsterblich gemacht hätten. Friedrich Heinrichs Sohn, Wilhelm der Zweite, regierte nicht lange, und hinterließ ein Kind, das drei Tage nach seinem Tode, im Jahr 1650, gebohren ward. Dieses Kind war zu einer erhabenen Rolle bestimmt.

Jetzt, da von den glorreichen Nassauern nur ein einziger unmündiger Säugling übrig war, däuchte denen, welchen ein Erbstatthalter der Freiheit gefährlich schien, der Augenblick da zu sein, die niederländischen Sachen so zu ordnen, daß künftige Eingriffe in die Rechte, wie die letzten Erbstatthalter allerdings gewagt hatten, unmöglich würden. Sie nahmen die Statthaltervorrechte an sich, schafften die Statthalterwürde ab, ordneten das Religions- und Kriegswesen, und schufen jede Stadt zu einem unabhängigen Gemeinwesen. Die Seele dieser Einrichtungen und das namenlose Haupt des Staates war der Landsyndikus von Holland Johann de Witt, der das Land zwanzig Jahre mit Ruhm regierte. Doch hatte das Haus Nassau noch einen großen Anhang, und viele Liebe im Volke, die sich, als der junge Prinz Wilhelm erwuchs, mehr und mehr offenbarten. Damit diese Liebe ihnen nicht gefährlich würde, hatten de Witt und seine Freunde die Landmacht fast auf Nichts herabgesetzt und die festen Plätze und Rüstungen verfallen

lassen. Daher, als Ludwig der Vierzehnte losbrach, alles sogleich in seiner Gewalt, Ströme, Kanäle, Städte, Festungen; es schien nur ein Siegesmarsch nach Amsterdam zu sein, und sicher wäre Ludwig nach Amsterdam gekommen und hätte alles unterdrückt, wenn seine Eitelkeit sich nicht mit Gaukeleien, Huldigungen, und Gepränge aufgehalten hätte. Die Niederländer, in dieser Noth vor Verzweiflung wüthend, fühlend, daß ein Mittelpunkt fehle, worum die letzten Kräfte sich versammeln könnten, beschuldigten ihre Gewalthaber, sie hätten das Vaterland verrathen, zerrissen den trefflichen Johann de Witt und seinen Bruder Kornelius, und wählten den Prinzen Wilhelm von Nassau zu ihrem Feldherrn. Glücklich behauptete er durch die Säumniß der Franzosen Amsterdam und die Küstenländer, versah und stärkte die übrigen Festungen, und, als dies geschehen, kam ein Zeichen von Gott, daß die Freiheit nicht fallen solle: Sieg! Sieg! klang es von allen Küsten und wimpelte und flaggete es von allen Schiffen und Thürmen; denn der große Ruyter hatte die vereinigte englischfranzösische Flotte geschlagen, und dreihundert reichbeladene Indienfahrer liefen in den Hafen ein, und brachten Muth und Hülfe.

Folgende waren die Feinde, welche die Niederlande angriffen: Frankreich und England, und zwei von Frankreich für Geld gedungene teutsche Fürsten, der Erzbischof von Kölln, und der Bischof von Münster Bernhard von Galen — Zuerst half ihnen ihr Nachbar der große Kurfürst Frie-

drich Wilhelm von Brandenburg, der das Feuer, das an seinen Gränzen brannte, löschen wollte. Die Franzosen aber fielen zu mächtig auf ihn, er mußte Frieden schließen und Holland verlassen. Da aber alle Mächte fühlten, daß diese Gewalt Ludwigs, die mitten aus dem Frieden wie ein plötzliches Gewitter aus heiterer Luft hervorbrach, gegen alle gerichtet sei, und nach der freien Niederlande Fall keiner sicher sein würde, so erklärten Spanien, der Kaiser, und manche teutsche Fürsten Frankreich den Krieg. Das englische Volk, das die Freiheit nicht unterdrücken lassen wollte, zwang endlich seinen König von dem französischen Bunde abzustehen; doch ward ihm immer noch sein französisches Jahrgeld bezahlt. Doch zog Frankreich in den letzten Jahren dieses Krieges die schwedischen Reichsräthe zu sich, und der junge König von Schweden, Karl der Elfte, mußte die Dänen und Brandenburger daheim beschäftigen, damit sie gegen Frankreich keine Hülfe an den Rhein schicken könnten. Der Jüngling Wilhelm von Nassau zeigte sich der Stelle würdig, wozu die Noth des Landes ihn erhoben hatte. Er erwarb bald die Erbstatthalterschaft in allen Landschaften, er vermittelte alle Unterhandlungen, er band Oestreich, Spanien, die Reichsfürsten zuletzt so fest zusammen, als es bei so verschieden strebenden Theilen möglich war; oft geschlagen, stand er immer unüberwunden da, gegen französische Herrschsucht und Ludwigs Uebermuth von so heißem Haß entbrannt, daß keine noch so lockende Versprechungen ihn bethö-

ren, nach so täuschende Vorspiegelungen ihn bestricken mogten. Der Friede zu Nimwegen im Jahr 1678 endigte diesen Krieg. Die vereinigten Niederlande wurden ganz wiederhergestellt, Spanien verlor die Grafschaft Burgund und mehrere Gränzplätze seiner Niederlande.

Der stolze Ludwig sah diesen Frieden nur wie einen Waffenstillstand an, seine Entwürfe waren nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. England ward durch seinen König gehemmt, Spanien war ohnmächtig, Oestreich in Händeln mit seinen ungrischen Unterthanen, bald in einem gefährlichen Krieg mit den Türken. Ludwig trat sogleich wieder mit neuen Ansprüchen auf, besetzte unter dem Titel von Reunionen niederländische und teutsche Lande, und behielt durch einen im Jahr 1684 geschlossenen Waffenstillstand die wichtigen Städte Strasburg und Luxemburg. Noch hatte er größere Plane mit England. Karl, der im Grunde eben so feig als wohllüstig war, hatte sich in seinen letzten Jahren von den freigesinnten Engländern schrecken lassen; durch die Testacte, durch die Habeascorpusacte war die alte brittische Freiheit noch mehr befestigt; und der elende König mußte endlich dem Volke seinen Willen lassen, wenn er ihn auch nicht that. Nach seinem Tode hatte sein Bruder Jakob den Thron bestiegen, ein erklärter Katholik, und deswegen den Freunden der Freiheit verdächtig. Nicht ohne Grund; denn er setzte sich sogleich mit Ludwig dem Vierzehnten zusammen, die protestantische Religion sollte unterdrückt und dann

die vereinigte Macht Englands und Frankreich gegen die ketzerischen Niederländer und gegen Spanien und Teutschland gebraucht werden. Dies, und andere Unterhandlungen und Durchstechereien wurden gepflogen, und ein allgemeiner Krieg war unvermeidlich, als die Engländer, durch Jakobs Begünstigung der Katholiken und durch Würkliches und Vorgespiegeltes geschreckt, Jakobs protestantischen Eidam, den Erbstatthalter Wilhelm, riefen. Wilhelm landete in England mit 8000 Mann den 6ten November des Jahres 1688, und schon im December floh König Jakob nach Frankreich. Die Engländer erklärten, er habe böslich den Thron verlassen, schlossen ihn, und seinen Sohn, den sie nicht als ächt erkennen wollten, davon aus, und riefen seine Tochter Maria und ihren Gemahl Wilhelm von Nassau zu ihren Königen aus, und ließen sie zu ihren alten Gesetzen neue Rechte beschwören, welche die bill of rights enthielt. Dies war die große Losung zum allgemeinen Kriege, England, das Niederland, Spanien, Teutschland, Oestreich, Savoyen traten gegen das hinterlistige und räuberische Frankreich in einen Bund. Ludwig begann diesen Krig auf eine kannibalische Weise, welche das Volk schändete, das sich so gern das feinste, gebildetste, und menschlichste nennt und zu allen Zeiten gegen sich selbst und gegen Fremde das grausamste und treuloseste gewesen ist. Zornig, daß die Teutschen seinen Schildträger, den Kardinal von Fürstenberg, nicht zum Kurfürsten von Cölln gemacht, daß sie seine windi-

gen Ansprüche, die er im Namen seiner Schwiegerin Elisabeth, Herzogin von Orleans, gebohrner Pfalzgräfin vom Rhein, auf einen großen Theil der Rheinpfalz machte, nicht gelten ließen, vielleicht auch, damit er gleich anfangs alle schreckte, und durch Furcht zurückhielte, welche Liebe nicht gewinnen konnte, gab er seinen Feldherren Befehle, die teutschen Länder in der Pfalz und am Rhein zu verwüsten; und sie thaten dies auf eine so abscheuliche Weise, daß der französische Name allen Völkern ein Abscheu ward. Städte, Dörfer, Flecken wurden verbrannt und in Schutt verwandelt, die Einwohner geplündert, beraubt, genöthet, die Felder und Fluren verwüstet, selbst an den Tempeln und Gräbern, vor welchen Barbaren oft Scheu haben, vergriff sich die wüthende Raubsucht: die Gebeine der alten Kaiser in Speyer, der alten Pfalzgrafen in Heidelberg wurden ans Licht heraus gewühlt, und ihre Aschen in die Winde verstreut. Doch verfehlte Ludwig seinen Zweck; es empörte nur, was hatte schrecken sollen: selbst seine Freunde in Teutschland schämten sich, und durften ihm nun nicht beistehen.

Dieser Krieg währte neun Jahre, von dem Jahre 1688 bis 1697, und ward im Kanal und in Irland gegen England, in den Pyrenäen und Niederlanden gegen Spanien und Holland, auf den Alpen gegen Savoyen, am Rhein gegen Teutschland geführt. Jakobs des Zweiten Versuche, sein Reich wieder zu gewinnen, waren vergeblich, und nach der Zerstörung der franzö-

fischen Flotte in der Schlacht bei la Hogue im Jahr 1692 unmöglich. Schon offenbarte sich an manchen Zeichen, wie Frankreich durch die unaufhörlichen Anstrengungen geschwächt worden; auch fühlte es, daß der grausame König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben und die Reformirten in seinem Reiche friedlos und vogelfrei erklärt hatte; manche seiner treuesten und fleißigsten Unterthanen hatte er durch Dragonaden und Scheiterhaufen hinrichten lassen, viele Hunderttausende entflohen, und trugen ihre Schätze und ihren Fleiß in Länder, wo sie Gott nach ihrer Ueberzeugung anbeten durften. Der König selbst, durch Wohllüste und Stolz verhärtet und versteint, durch sein knechtisches Volk, durch seine Hofschranzen, Priester, und Poeten vergöttert, saß wie ein gefühlloser Götze mitten im Unglück, und ergab sich, nachdem er durch alle Wohllüste gegangen und viele Ehebetten seiner Prinzen und Baronen befleckt hatte, einer alten büßenden und heuchlerischen Betschwester, der Maintenon, und seinen jesuitischen Beichtvätern. Seine größten Feldherren, sein großer Colbert waren todt, der grausame Louvois, der Brandstifter in der Pfalz, war im Anfange dieses Krieges gestorben; noch hielten Luxemburg und Catinat und Vendome das Kriegsglück aufrecht, aber so gewaltige Siege konnten sie nicht erfechten, als ihre Vorgänger. Draußen schien noch Glanz und Macht, drinnen war schon Schwäche und Verderben. Herrlich aber stand Wilhelm der Dritte da, der neue König von England

und der geliebte und geehrte Statthalter von Holland, ein Mann, der durch seinen Muth, seine Geduld, seine unerschütterliche Festigkeit und unüberwindliche Standhaftigkeit von keinen Verlusten niedergeschlagen, von keinen Siegen aufgeblähet ward, ein Nassau, ein Oranien, ein Retter seines Vaterlandes, ja ein Retter Europens, darin ein beneidenswerther Mann, daß er für die Freiheit stritt. Wäre dieser nicht gewesen, was wäre bei Frankreichs Hinterlist aus den Niederlanden, aus Spanien, und Teutschland, ja, was wäre aus Europa geworden? Von ihm kann man rühmen: er schändete seine großen Tugenden durch kein einziges Laster, er schirmte Europens Gleichgewicht, und stellte nach einem dreißigjährigen Kampfe die Freiheit wieder her. Durch den Frieden zu Ryswik, den er im Jahr 1697 erzwang, mußte Frankreich Einiges abtreten; das Größte aber war, daß England nicht mehr von Frankreich gemisbraucht werden konnte.

Außer diesen Kriegen mit den Franzosen, die am Rhein schwer und zuletzt grausam geführt wurden, ward Teutschland um die Jahre 1656 und 1676 durch schwedische Kriege gegen Dänemark und Brandenburg zweimal leicht beunruhigt; größere Gefahr drohete um das Jahr 1686 wieder von Osten her durch die Türken. Kaiser Leopold war ein sehr mittelmäßiger Herr, und durch seinen unzeitigen Religionseifer recht gemacht, sein Reich zu verderben; und dennoch wuchs der Staat unter ihm: so groß war Oestreichs Glück. Leopold hatte von Ferdinands vielen Tugenden nur

etwas Standhaftigkeit, aber seine ganze katholische Frömmigkeit, die von Priestern und Jesuiten und Weibern beherrscht ward. Im Anfange seiner Regierung, nachdem die von Karl Gustav König in Schweden erregten Unruhen in Norddeutschland und Dänemark durch dessen frühen Tod beigelegt waren, führte Leopold durch seinen großen Feldherrn Montecuculi einen nicht unrühmlichen Krieg gegen die Türken, und endigte diesen im Jahr 1664 durch einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Die Versuche, die Ungarn zu unterdrücken und die lutherschen und reformirten Kirchen dort auszurotten, waren unselig; dagegen Verschwörungen, mehrere edelste Ungarn starben im Jahr 1670 auf der Henkerbühne; darauf, als Gelegenheit zu Anklagen und Strafen gegeben war, die Willkühr immer eigenmächtiger, die Jesuiten immer gewaltsamer; endlich steht Emmerich Tökely auf, und durch Muth, welchen Freiheit, Religion, und Verzweiflung geben, ist er und seine Parthei nicht so leicht besieglich, als man sich eingebildet hatte. Auch fürchtete man die Franzosen, welche in Konstantinopel gegen Oestreich unterhandelten, und den allgemeinen Haß der Ungarn, der unter der Asche glimmte. Im Jahr 1683 auf dem Reichstage zu Oedenburg mußten die Jesuiten ihr Unrecht widerrufen, die Freiheiten des Volks anerkennen, die Reichsstellen wieder besetzen, die Religionsfreiheit der Protestanten ehren, ja ihnen die meisten der weggenommenen Kirchen wiedergeben. Das hatte der Kaiser nach funfzehen unseligen Jahren gewon-

nen, und daß er hier das Blut seiner Edlen und so vieler tapferen Kriegsleute und treuen Unterthanen verspillt und durch einen verderblichen innerlichen Krieg die Kräfte zerbrochen hatte, die zur Dämpfung der Franzosen und zur Behauptung des kaiserlichen Ansehens in Teutschland und Italien, ja in allen Ländern, so nöthig gewesen wären. So wirkte Kaiser Leopolds Frömmigkeit und katholischer Eifer gegen seine eigene Macht. Man kann solches an Kaisern und Königen nicht loben, welche die Gerechtigkeit mit Güte verwalten, und die Priester, wann sie mitherrschen wollen, erinnern sollen, daß ihr Amt Demuth heißt, und daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist.

Endlich gegen die Zeit des Ablaufs des im Jahr 1664 mit den Türken geschlossenen Waffenstillstandes ward es in Konstantinopel unruhig, und Frankreich, das am Rhein seine Reunionen machen wollte, trieb die Türken noch früher zum Kriege gegen Oestreich. Sie brachen im Jahr 1683 mit einer fürchterlichen Macht heran, warfen alles vor sich nieder, und belagerten die kaiserliche Hauptstadt Wien, die sie so gewaltig drängten, daß sie ohne Stahrenbergs Muth und die Tapferkeit der edlen Wiener Bürger verloren gewesen wäre. Der König Johann von Polen, der Herzog Karl von Lothringen, und die Eile der teutschen Fürsten, für welche Wiens Fall auch eine Gefahr war, schlugen die Türken glücklich ab, und unterstützten den Kaiser so thätig und kräftig, daß er von Sieg zu Sieg vorschreiten konnte. Durch die glücklichen Thaten Karls von Loth-

ringen, Ludwigs von Baden, und Eugens von Savoyen ward Siebenbürgen unterworfen, ganz Ungarn befreit, und seit Belgrads Fall im Jahr 1688 Bosnien, Albanien, Servien, und ein Theil der Wallachei erobert. Ohne die Jesuiten hätten diese schönen Lande Oestreich gern gedient; aber als diese den siegreichen Heeren nachrückten, und die Kirchen zuschlossen, und die Altäre umweiheten, und die Glocken umtauften, da däuchte den Einwohnern der türkische Despotismus besser, der ihnen doch ihren Gottesdienst frei ließ. So zerstörten die Priester, was die Feldherren gewonnen hatten: das war seit Maximilianus des Zweiten Tode das Schicksal des Habsburgischen Hauses. Doch behielt Oestreich durch den Karlowitzer Waffenstillstand vom Jahr 1699 Ungarn und Siebenbürgen. Es währte nicht lange, so stand in Ungarn, weil die Rechte des Volks gekränkt und die Protestanten immer noch von den Jesuiten bedrängt wurden, in dem kühnen Franz Rakozi ein neues Volkshaupt auf, das Oestreich in der wichtigsten Epoche seiner Geschichte zehen Jahre lang abmattete. Wenn man dies in einer fortlaufenden Uebersicht so verfolgt, diese Verstocktheit und Blindheit mit Frankreichs Gewandtheit und Schlauheit vergleicht, wenn man gegen Leopolds Verdienste den Eifer der teutschen Fürsten ihm zu helfen, wenn man gegen seine klein denkenden und klein rathenden Jesuiten seine großen Feldherren hält, und doch sieht, wie die Erfolge immer noch über der Erwartung sind, so wird man fast

zweifelhaft an der Geschichte selbst, und fragt sich: ist denn Glück wirklich mächtiger, als Thorheit?

Nach dem Frieden zu Ryswik waren die Augen von ganz Europa auf Spanien gerichtet. Dort regierte schon hinfällig und kinderlos Karl der Zweite, und die Furcht oder Hoffnung war, wer ihm nachfolgen würde. Manche behaupten, Wilhelm der Dritte von England und Ludwig der Vierzehnte seien bei dem Ryswiker Friedensschluß auch deswegen nachgiebiger gewesen, damit sie diese große Angelegenheit im Frieden leichter entscheiden könnten. Spanien war, nachdem es gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts die Mohren bezwungen und alle seine verschiedenen Reiche unter Einem Könige vereinigt hatte, unter Ferdinand dem Katholischen und Karl dem Fünften gewaltig aufgetreten. Der Stolz und die Ritterlichkeit des Volkes, die Uebung und Tapferkeit der Heere, welche lange die Unüberwindlichen hießen, der Glanz so großer Siege, die Eroberung so weiter Länder, ferner auch ihre Neue Welt mit ihren Wundern und ihren Gold- und Silbergruben — alles dies machte die Spanier ein Jahrhundert zu dem Volke, welches die Blicke aller Völker auf sich zog. Aber schon unter Philipp dem Zweiten verfiel die Macht und die Meinung, entweder weil seine Herrschsucht zu viel umfassen wollte, oder weil Amerika, das man für eine Vermehrung der Stärke achtete, durch Auswanderungen und durch Veränderung der Sitten und des Lebens eine Verminderung derselben ward, oder endlich weil es Still-

Spaniens Zustand gegen d. J. 1700.

stände und Rückgänge der Völker giebt, die da tiefer liegen, als alle äußern Verhältnisse und Umwälzungen. Wenn Philipp der Zweite, gegen seine Unterthanen oft zu grausam, gegen die Fremden oft zu heftig, nicht immer löblich regierte und die menschlichen Kräfte zuweilen durch seinen Stolz übermaß, so regierten seine drei Nachfolger, die letzten habsburgischburgundischen Fürsten, fast gar nicht mehr. Der Hof stand im orientalischen Gepränge fern von dem Volke, und ein allgebietender Großvessir, den Dummdreistigkeit und Laune eben so oft erhoben hatte, als Geschicklichkeit und Verdienst, beherrschte gewöhnlich im Namen des Königs die edlen Spanier. Spanien verlor im siebenzehnten Jahrhundert die vereinigten Niederlande, es verlor das unter Philipp dem Zweiten mit ihm glücklich verbundene Portugal, es sah oft seine eigenen Lande im Aufruhr, und würde auch die übrigen Niederlande und in Italien alle seine Landschaften verloren haben, wenn nicht grade die freien Niederlande und England und Teutschland es gegen das jetzt mächtige Frankreich unterstützt hätten. Dahin war der spanische Stolz und das Schrecken vor den spanischen Heeren gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gekommen.

Als nun der kränkliche Karl der Zweite schien nicht lange mehr leben zu können, da ward über das herrliche spanische Erbe viel hin und her gehandelt. Zuerst schien es durch Wilhelms des Dritten Bemühungen bestimmt zu sein, daß der junge Kurprinz von Baiern, Karls Großneffe,

sein Nachfolger werden und die übrigen Ansprecher mit einigen spanischen Landen außerhalb Spanien abgefunden werden sollten: diese aber waren nach alten Hausverträgen der Kaiser Leopold und seine Söhne, der Herzog von Savoyen, und Ludwigs des Vierzehnten Sohn, der Delphin von Frankreich, obgleich Ludwigs Gemahlin bei ihrer Auslieferung an die Franzosen alle ihre etwanigen Ansprüche auf Spanien und seine Lande abgeschworen hatte. Als aber der junge Kurprinz plötzlich starb, da ward die lange Arbeit und der kluge Rath König Wilhelms, der in seinen alten und schwachen Tagen Europa gern befriedet sehen wollte, wieder verschüttet, und die Verhandlungen, Hetzereien, Ränke, und Bestechungen wegen der spanischen Thronfolge begannen von neuem. Gewiß wäre ein Prinz von Oestreich König von Spanien geworden, wenn Leopold diese große Sache nicht mit zu viel Unentschlossenheit, Sorglosigkeit, und Geitz behandelt hätte. Oft hatte sein Vetter der König Karl ihn aufgefordert, ihm seinen jüngsten Sohn, den Erzherzog Karl, nach Spanien zu schicken, daß er ihn dem Volke zeigte und als seinen künftigen König hinstellte; aber eine kleinliche Zärtlichkeit, und unkluge Sicherheit, Spaniens Krone könne den Oestreichern nicht entgehen, hatten immer gezaudert. Auch war der östreichische Minister Graf Harrach nicht mit jenem Rath ausgerüstet, welcher bei schweren Unterhandlungen oft am sichersten gewinnt: es fehlte ihm immer am Gelde, die nothwendigen Späher und Kundschafter zu haben, auch solche,

die für Geld alles thun, an sich zu ziehen. So geschah es denn, daß zum Erstaunen von ganz Europa und von Oestreich selbst König Karl von dem französischen Botschafter und dessen Anhang überwältigt ward, und wider seine Neigung seinen Schwesterenkel, den Herzog von Anjou, einen französischen Prinzen, zu seinem Nachfolger ernannte. Der schwache Karl starb im November des Jahrs 1700 und anderthalb Jahre nach ihm starb, der seinen Thron allein gehalten hatte, Wilhelm der Dritte, König von England und Erbstatthalter der Niederlande, nicht durch Alter — denn er war nur 52 Jahr alt — sondern durch Sorgen und Arbeiten für die Freiheit Europens aufgerieben.

Spanischer Erbfolgekrieg. In Frankreich war man doch noch unschlüssig, ob man Karls Testament wirklich annehmen sollte, weil man fürchtete, einen gefährlichen Krieg damit anzunehmen; doch faßte der alte Ludwig sich endlich wieder einen Muth, erkannte seinen Enkel Philipp als König von Spanien, ließ ihn durch seine Heere geleiten und unterstützen, und Philipp bestieg den Thron und ward in allen spanischen Landen anerkannt. Da endlich zu spät erhob sich das gereizte Oestreich; aber wie sollte es gegen Frankreich und Spanien die Sache allein durchfechten? König Ludwig aber half ihm. Nach des großen Wilhelms Tode erkannte er den Sohn des in St. Germain gestorbenen Jakob des Zweiten als König von England. Gleich darauf Kriegserklärung der erzürnten Britten, die vereinigten Niederlande folgen, Portugal, Savo-

pen, ein Theil der Reichsstände traten zu, die östreichische Parthei in Spanien bewegt sich. Jetzt erschien, daß Ludwigs Bedenklichkeit, ob er seinen Enkel als König von Spanien anerkennen und ihm als solchem helfen sollte, nicht thörigt gewesen war. Nach einigen Jahren zitterte sein Thron, keine Flotten, geschlagene Heere, keine Feldherren, keine Minister, keine Hülfsquellen mehr, im Innern Frankreichs Zerrüttung, Bürgerkrieg, Verzweiflung. Das war ein verdienter Lohn für so viel Uebermuth, und für die Wuth, die Welt erobern zu wollen, daß Ludwig im Haag bei den Generalstaaten, die er einst als eine kleine Zugift seiner Sklaven ansah, auf die demüthigendsten Bedingungen um Frieden betteln mußte, und ihn doch nicht gewann. Dahin hatten ihn die großen Feldherren Eugen und Marlborough, die Tage bei Hochstedt, Turin, Malplaquet, Ramillies, und die Reichthümer der Engländer und Holländer gebracht. Doch rettete ihn im Jahr 1709 eine wohlthätige Ohrfeige, welche die Herzogin von Marlborough in Gegenwart der Königin Anna von England einer Hofdame gab, die ihr den niedergefallenen Handschuh nicht aufnehmen wollte. Die erzürnte Königin, bei welcher die Herzogin sonst in höchster Gunst stand, wandte sich von den Marlboroughs zu einer andern Parthei; diese trat mit den vereinigten Niederlanden von dem großen Bunde ab, und schrieb den Frieden vor, wie er sein sollte; und durch die Utrechter und Rastadter Verhandlungen von den Jahren 1713 und 1714 blieb

Philipp von Anjou König von Spanien und Indien; von dem, was Spanien in den Niederlanden und in Italien besessen, erhielt Oestreich das Meiste und Savoyen einen großen Theil. England ward seit dieser Zeit durch Seemacht und Handel der gewaltigste europäische Staat, Frankreich aber war geschwächt und zerrüttet. Das hatte Ludwig der Vierzehnte ausgerichtet in 55 unruhigen und ungerechten Jahren, daß Millionen seiner Unterthanen den sterbenden Greis verfluchten, wenige, durch äußerliche Flitter des Zeitalters getäuscht, ihn den Großen nannten. Die Spanier aber waren geachtet worden, als wenn Fremde über ihr Schicksal entscheiden und über ihre Länder das Loos werfen könnten. So wechselten die menschlichen Dinge und die Rollen der Spieler.

Schwedens Sinken, Rußlands Steigen.

Als Spanien so von andern bestimmt und getheilt ward, erfuhren auch die uralten Brüder der Spanier, die Schweden und die Ost- und Westgothen, daß die Herrschaft nicht beständig bei Einem bleibet. Wir haben gesehen, wie herrlich und mit welchen Helden und Männern die Schweden unter Gustav Adolf in Polen und Teutschland auftraten. Diese kriegerische und lebendige Bewegung, und die Kraft, welche große Menschen gebiehrt, währte auch noch nach ihm. Seine Tochter Christina, vom Jahr 1632 bis zum Jahr 1654, war als Königin zu unstät, als hohe Frau mit seltnem Geist und Schönheit begabt. Die drei Zweibrücker, Karl Gustav, Karl der Elfte, und Karl der Zwölfte, sind solche Könige,

daß kein Volk eine Reihe von so außerordentlichen Herrschern nach einander aufzuweisen hat; ja selbst, wenn wir von Gustav Wasa, Erich dem Vierzehnten, und, Johann überspringend, Karl dem Neunten, Gustav Adolfs Vater, beginnen. Solche Erscheinung ist kein Zufall, oder ein Glück und Unglück, das Gott den Völkern geben will; sondern wann so Großes und Seltenes auf einander folgt, so ist gewiß innerst in dem ganzen Volke ein Leben, das nur an den höchsten Spitzen die schimmerndsten Blüthen hervortreibt: es blühet aber dann der ganze Baum. — Bald nach dem dreißigjährigen Kriege, als Christina abgedankt hatte, führte der Pfalzgraf Karl Gustav, Adolfs Schwestersohn, das Regiment mit starkem und kriegerischem Arm. Er bezwang Polen, belagerte Kopenhagen, nahm Schonen, Halland, und Blekingen, und einen Theil Norwegens, und hätte aus den Inseln und Halbinseln und Küstenländern gewiß einen großen nordischen Staat gestiftet, wenn der Tod ihm so hohe Herrschaft gegönnt hätte. Das behielt Schweden von Karl Gustavs Eroberungen, wodurch das alte Stammland in seinen Gränzen besser abgeschlossen ward. — Sein Sohn Karl der Elfte, welcher von dem Jahre 1660 bis 1697 regierte, war bei seinem Tode ein Wiegenkind. Die königlichen Frauen und die Räthe regierten und verwalteten während seiner Minderjährigkeit das Reich so schlecht, daß sein Ansehen bei den Fremden fiel, und Karl der Elfte bei dem Kriege, wozu seine unerfahrne Jugend im Jahr 1675 von den französisch gesinnten

und französisch bezahlten Räthen verleitet war, sich kaum der Brandenburger und Dänen, die vor seinem Vater gezittert hatten, erwehren konnte. Karl war absichtlich so erzogen worden, daß unter seinem Namen andere auch künftig regieren könnten; aber sein gesunder Verstand und die Stärke seines Gemüthes ersetzten, was Erziehung versäumt hatte. Er lernte die Mängel und Gebrechen seines Reichs kennen; er lernte, wie die Güter und Einkünfte der Krone von den Regierenden vertauscht, verschenkt, verpfändet, und auf alle Art wider ausdrückliches Gesetz unlöblich verthan waren. Darauf zwang er sie durch eine strenge Einziehung wieder herbei, und regierte überhaupt wie ein König, den die Kleinen wegen der Gerechtigkeit lieben und die Großen wegen der Strenge fürchten müssen. Weil bei jener nothwendigen und gesetzlichen Einziehung viele der ersten Familien Schwedens arm und unglücklich wurden und die Söhne für die Sünden der Väter und Großväter büßen mußten, ging das Geschrei von Karls des Elften Tyrannei über ganz Europa, und lebt noch in vielen Geschichten. Doch brach dieser König, den der Adel einen Tyrannen nannte, die alte schwedische Ordnung und das alte schwedische Gesetz nicht. Nur das konnte der Adel ihm nie vergeben, daß seine Räthe nur rathen und nicht herrschen sollten. Doch schuf Karl viele löbliche Einrichtungen, beförderte den Handel und Ackerbau, befreiete das Land von Schulden, und sammelte einen Schatz, richtete eine stattliche Flotte und ein Heer von

70000 Mann ein, und misbrauchte diese Stärke zu keinem Kriege. Ein großer und gerechter König, der für seines Vaterlandes Glück zu früh in der Kraft seiner Jahre wahrscheinlich an Gift starb.

Was der Vater durch Arbeit und Fleiß gebaut hatte, das sollte der Sohn wieder niederreißen. Karl der Zwölfte war funfzehen Jahre alt, als er König ward, und achtzehen, als die Könige von Polen und Dänemark und der Czar Peter von Rußland ihn angriffen. Der Jüngling, dessen Jugend sie leicht zu besiegen gehofft hatten, schlug und demüthigte alle seine Feinde, und zog seit dem Jahr 1700 von Sieg zu Sieg und von Abentheuer zu Abentheuer, so wunderbar, daß die Welt erstaunte, und glaubte, die alte Fabelzeit wolle wiederkehren. Wirklich war Karl der Zwölfte kein König des achtzehnten Jahrhunderts, er war ein nordischer Held, wie sie im siebenten, neunten Jahrhundert um Sieg und Ruhm von der Neva nach Konstantinopel und von dem Mälare und Sunde nach den Hebriden und Orkneys gefahren waren. Eine Jugendlichkeit, eine Freundlichkeit, Güte, und Treue, wie die des Heldenalters; eine Gerechtigkeit und ein Zorn, das Unrecht zu strafen, wie sie bei Königen nicht sein dürfen und bei Einzelnen oft nicht sein können: Karl der Zwölfte war ein nordischer Achilles, und mußte so sterben. Des großen Czaren Peters Festigkeit, Geduld, und Arbeit, und der letzte Richter menschlicher Dinge, das Schicksal, stürzten Karls Glück in der Schlacht bei Pultava

im Jahr 1709. Als er in der Schule des Unglücks weise geworden, den höchsten Muth in einen hohen verwandelt, und die menschlichen Dinge mehr in ihrer irdischen Noth betrachten gelernt hatte, als er das geschwächte Reich mit seinem Heldenarm wieder herstellen wollte, da traf ihn im Jahr 1718 vor der Festung Friedrichshall in Norwegen eine meuchlische Kugel. Mit ihm fiel Schwedens hoher Ruhm und Macht auf lange Zeit; es verlor bis auf einen unbedeutenden Rest von Pommern seine schönen auswärtigen Besitzungen und einen Theil Finlands. Sie stifteten sich nach der Ermordung dieses großen Königs in Schweden eine Regierung, die sie eine freie Verfassung nannten, die aber am meisten für die Vortheile des Adels berechnet war. Rußland trat hinfort in die Stelle der Schweden und ward die Hauptmacht im Norden. Der weise und kühne Peter der Erste, der mit Recht Peter der Große genannt wird, bauete sich an der Ostsee eine neue Hauptstadt, schuf sich Seehäfen, Festungen, Kanäle, Flotten, und Heere, und suchte sein immer noch barbarisches Volk zu europäisiren. Er ist der dritte Stifter des Russischen Reichs, und seit ihm sind die russischen Czaren Kaiser genannt worden.

Dies waren die bedeutendsten Begebenheiten und Schicksale Europens während der siebenzig Jahre von 1650 bis 1720. Immer noch große Könige, große Feldherren, einige Freiheitsbeschützer und Freiheitsgründer, Ein Staatenstifter, der große Peter; auch in den Wissenschaften

einige herrliche Lichter, weniger in der Kunst: denn diese liebliche Himmelstochter entwich mehr und mehr, da strenge Regierungen, ein angespannter und mühevoller Zustand, die immer vergrößerten stehenden Heere, und die mit ihnen wachsenden Steuren und Auflagen die Waidlichkeit und Fröhlichkeit der Menschen und den Stolz und die Gemüthlichkeit der Bürger von Jahr zu Jahr seltener machten. Das aber war die wunderbarste Erscheinung, wie alle Völker Europens jetzt anfingen, das Französische nachzuäffen und fast zu vergöttern. Aus Frankreich holte man Freiheit und Sitte, in Frankreich lernte man Witz und Liebenswürdigkeit, in Frankreich war der tiefste Geist, die vollendete Kunst, französische Sprache wollte jeder plappern, französische Kleider und Paruken jeder tragen, französische Sprünge und Tänze jeder nachhüpfen. Diese Wuth ergriff die Völker von dem Ladoga und Mälare bis zum Ebro und zur Tiber, doch die südlichen weniger, weil sie auf ihrer eigenen Natur fester gegründet stehen. Diese Liebe zu dem Französischen, die in ganz Europa herrschend ward, war nicht sowohl eine Folge seiner Vortrefflichkeit, als seiner Nüchternheit und Plattheit, denn das Zeitalter begann ein nüchternes und plattes zu werden: das Zierliche fing an vor dem Starken, das Feine vor dem Großen, das Künstliche vor dem Einfältigen, das Irdische vor dem Göttlichen zu gelten. Die politische Macht ging im achtzehnten Jahrhundert von den Franzosen zu den Engländern über. Die

Franzosen nennen gern die letzte Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, oder die Regierung Ludwigs des Vierzehnten ihre goldene Zeit; aber eigentlich ist das achtzehnte Jahrhundert die rechte französische Zeit und sollte deswegen das französische Jahrhundert genannt werden.

Die Zeit von dem Jahre 1720 bis 1740 ist klein durch die Menschen und die Begebenheiten. Die Verhandlungen, die Kriege, die Friedensschlüsse, die Verluste und Gewinnste von Ländern sind unbedeutend, wie die meisten der Männer, welche damals die europäischen Geschäfte verwalteten: Frankreich ward schändlich, England frei, Spanien von den Burboniden nicht kräftiger regiert, als von den letzten Habsburgern; Schweden prahlte auf Freiheit, und war weder glücklich noch mächtig; Rußland durchlief nach Peters Tode manche wilde Wechsel, doch wuchs das Volk und die Macht immerfort; Polen war seit 150 Jahren zerrüttet und wild, und wollte sich nicht bessern; das vereinigte Niederland und die Schweitz und Venedig schliefen auf den großen Thaten der Väter: ein politischer Schlaf ist der unsicherste, man erwacht daraus immer zum Unglück; Portugal und Dänemark bedeuteten nichts; des Pabstes Herrlichkeit ward immer mehr eine heilige Reliquie, die zuweilen dem Volk gewiesen, aber wenig angebetet wird; die osmanischen Türken, immer noch furchtbar, wollten mit der Zeit nicht weiser werden, noch ihre veraltete Kriegsart verändern: sie stürmten nicht mehr gegen Westen; Italien wechselte im Kleinen und Großen oft die

Herren, nicht sein Schicksal: seit Ferdinand dem Katholischen war es Fremden dienstbar; Teutschland hatte sich mehr, als es nach dem dreißigjährigen Kriege hoffen konnte, fast wieder in die alten Verhältnisse gesetzt, alte Gewohnheit und Liebe hatten selbst die mächtigen Fürsten wieder mehr zu Oestreich hingezogen — nur einige rheinische Fürsten und die Baiern buhlten zuweilen mit Frankreich gegen das Reich und den Kaiser — und als um das Jahr 1715 Frankreichs Macht gedemüthigt und Schwedens gesunken war, da schien ein tüchtiger Kaiser wieder gewaltig werden zu können: Doch war es nicht unbedeutend, daß der neue Kurfürst von Hanover König von England, der Kurfürst von Sachsen König von Polen war, und daß der Kurfürst von Brandenburg seit dem Jahr 1700 König von Preußen hieß; Prinz Eugen von Savoyen hatte klug in die Zukunft gesehen, als er sagte, der Kaiser müsse die Minister aufhängen lassen, die ihm gerathen, den kleinen König von Preußen anzuerkennen. Oestreich sollte fühlen, daß Namen nicht immer etwas Leeres sind.

Nach Leopold und dessen ältestem Sohn Joseph, der zu kurz lebte, war Kaiser in Teutschland und Herr der großen östreichischen Länder Leopolds jüngster Sohn, Karl der Sechste, der neben Philipp von Anjou auch einige Jahre König von Spanien geheißen hatte, ein gutmüthiger, frommer, und schwacher Herr. In Unterhandlungen, in Kriegen mit Frankreich und Spanien um Italien und Lothringen, im erneueten

Kriege mit den Türken verlor er Ehren und Lande; die Einkünfte seiner reichen Länder wurden schlecht verwaltet; und sein unter Eugen so siegreiches und herrliches Heer verfiel. Karl der Sechste hatte keine Söhne, er ließ seine älteste Tochter Maria Theresia als seine Erbin und Nachfolgerin in allen seinen Reichen und Landen erkennen, und unterhandelte für den künftigen sichern Besitz dieser geliebten Tochter mit England, Spanien, und Frankreich, und gab Städte und Länder dafür hin, daß sie ihm seine pragmatische Sanktion besiegelten: so hieß die Urkunde, wodurch über die Nachfolge in den östreichischen Landen entschieden ward; für das einzige unzerbrechliche Siegel, was der alte Prinz Eugen ihm gezeigt hatte, sorgte er nicht, für ein mächtiges und gerüstetes Heer und für einen gefüllten Schatz. Geschriebenes Papier reißt leicht, wenn es nicht auf Schwerdter geklebt wird.

Friedrich der Zweite und sein Zeitalter.

Kaum hatte Karl der Sechste die Augen zugethan, so lag seine Sanctio pragmatica mit ihm begraben, und ward nicht anders als eine Todte geachtet. Frankreich wollte wieder versuchen, Oestreich zu verkleinern, machte durch sein Gold und seine Ränke den Kurfürsten von Baiern zum Kaiser, und unterstützte ihn in Ansprüchen, die er kraft seiner Ahnherrin Anna, Kaiser Ferdinands des Ersten Tochter, auf die östreichischen und böhmischen Lande machte; Spanien und die spanischitaliänischen Prinzen griffen zu den Waffen, und wollten von Oestreichs Ländern gewinnen; und der Kurfürst von Brandenburg und Kö-

nig von Preußen, Friedrich der Zweite, ein junger freudiger und sieghafter Kriegsheld, rückte mit 50000 Mann in Schlesien ein, schlug Theresiens Heere, und eroberte das Land: er behauptete aber Rechte auf einige schlesische Fürstenthümer von seinen Vorfahren geerbt zu haben. In diesem Gedränge wies sich die junge Königin als eine herrliche und muthige Frau, und daß die welfische Mutter mehr in ihrer Brust lebte, als der habsburgische Vater. Ihre Standhaftigkeit, ihre Beharrlichkeit, ihre Freundlichkeit, und Schönheit begeisterten das Volk und vertheidigten die Lande, zuerst noch zweifelhaft, dann, nachdem der König von England und Kurfürst von Hanover, Georg der Zweite, ein Heer über's Meer brachte und Bundsgenossen für sie erwarb, sicherer. Einen achtjährigen Krieg endigte der Friede zu Aachen im Jahr 1748: Maria Theresia verlor in Italien an einen spanischen Prinzen ein paar kleine Landschaften, Parma und Piacenza, und an den König von Preußen das reiche und fruchtbare Schlesien.

Dieser junge König, der zugleich mit ihr in die Bahn trat und sie nur sechs Jahre überlebte, war das Erstaunen und die Bewunderung der Zeitgenossen geworden, und ward hinfort bis an seinen Tod der Mittelpunkt der teutschen Geschichte und das große Zeichen, worauf alle sahen. Durch Kühnheit und Geschwindigkeit, durch Ernst im Regiment und Tapferkeit im Kriege, durch Achtung für das, was das Zeitalter seine Wissenschaft und Kunst nannte, auch dadurch, daß er

durch Briefwechsel und Schmeicheleien und Jahrgelder die Franzosen gewann, welche das große Wort des Tages führten, machte er den kaum bekannten Namen Preußen zu dem genanntesten Namen in Europa. Doch hatten große Fürsten vor ihm regiert, und gearbeitet, daß der Urenkel und Sohn so herrlich erscheinen und so große Dinge vollbringen konnte. Der erste, der durch sein Gemüth, seine tüchtigen Einrichtungen, und großen Thaten Brandenburg mächtig machte und ein lebendiges Streben immer nach Höherem erregte, war der Mann, der mit Recht der große Kurfürst heißt, nemlich Friedrich Wilhelm, der von dem Jahre 1640 bis 1688, beinahe ein halbes Jahrhundert, regierte. Er empfing bei'm Schlusse des dreißigjährigen Krieges ein verwüstetes Land, bekam für gerechte Ansprüche wohl schöne und fruchtbare Fürstenthümer, aber zugleich an den Schweden fürchterliche Nachbarn. Erst nach Karl Gustavs frühem Tode im Jahr 1660 durfte Friedrich Wilhelm frei athmen. Dieser herrliche Fürst heilte die Schäden, die der Krieg dem Lande geschlagen, verband, so sehr es damals möglich war, seine Länder, stand ein tapferer Feldherr mit dem großen Wilhelm von Nassau als ein unerschütterlicher Held für die Sache der Freiheit gegen Frankreichs Eroberungswuth, erschuf ein Heer von 40000 Mann, das im Jahr 1675 schon die allgefürchteten Schweden schlagen konnte und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Siege bei Hochstedt und Turin und Malplaquet erfechten half, und war durch Weisheit, Gerechtig-

keit, und Strenge, womit er alles leitete und verwaltete, die begeisternde Seele eines Staates, der, als er Kurfürst ward, verfallene Städte, verbrannte Dörfer, entvölkertes Land, und nur 4000 schlecht bewaffnete Krieger hatte. Sein Sohn Friedrich, eitel und schwach, setzte sich im Anfange des Jahrs 1700 die Krone eines Königs von Preußen auf; er ging nicht in den Spuren seines großen Vaters, aber der einmal gegebene Trieb strebte fort, und der Wuchs, der im Volke war, ward wenigstens nicht zurückgedrängt. Friedrichs des Ersten Sohn Friedrich Wilhelm war ein tüchtiger, aber wunderlicher Fürst; durch Ernst in Sitten, durch strenge Gerechtigkeit, durch Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Treue, Gottesfurcht, und durch die Liebe, die er zu allem Teutschen und Vaterländischen trug, den besten teutschen Fürsten gleich; wieder aber durch seine geschmacklosen Gesellschaften, durch Einfälle und Launen des Augenblicks, die er auf der Stelle ausführte, durch plötzliche Aufwallungen des Zorns, die sonderbare Züchtigungen begleiteten, durch das fast bäurische Regiment, welches er in seinem Hause übte, und durch hundert andern Eigenheiten ein halber Barbar, ja in solchen Sonderbarkeiten seinem großen Zeitgenossen Peter von Rußland fast ähnlich. Aber dieser König liebte sein teutsches Vaterland, er liebte Gerechtigkeit, Zucht, und Frieden, machte sein Land blühend, sein Heer in einem so kleinen Staate unglaublich bis zu der Zahl von 80000 der besten Streiter mächtig, und

hinterließ einen ansehnlichen Schatz. Deswegen muß man seiner Verkehrtheiten nicht gedenken.

Dieser geduldige und arbeitsame Haushalter hatte einem ehrgeitzigen und feurigen Jünglinge die Bahn geöffnet, und sein Sohn Friedrich, der den Namen König fühlte, griff sogleich mit stolzer Kühnheit zu, und machte den König von Preußen, der unter seines Gleichen doch immer noch keinen königlichen Rang gehabt hatte. Nachdem seine Tapferkeit und Geschwindigkeit ihm das schöne Schlesien erworben hatte, arbeitete er rastlos in den Spuren seiner großen Vorfahren. Durch Sparsamkeit und Mäßigkeit, durch feste Anstrengung aller Kräfte, und durch geschickte Benutzung seiner fleißigen und tüchtigen Unterthanen machte dieser König möglich, was dreimal und viermal so große Staaten nicht vermogten. Er sammelte Geld, bauete Festungen, grub Kanäle, trocknete Moräste, deichte Ströme und Seen ein, und unterhielt ein Heer von 150000 Mann, das in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung über 200000 Mann vermehrt ward. Doch ward er mitten in diesen Arbeiten bald wieder unterbrochen; denn der gefährliche siebenjährige Krieg begann, der in den Zeiten unserer Väter als ein Weltwunder gehört worden ist. Oestreich, Rußland, und Kursachsen waren in sehr enge Verbindung getreten; Friedrich glaubte, sie sei gegen ihn gerichtet, und, damit die reife Uebermacht ihn nicht bei dem ersten Schlage zerschmetterte, ward er der Anfänger des Kriegs, fiel in Sachsen ein, und entwaffnete das sächsische Heer.

Dies geschah im Sommer 1756. Bald an allen Enden der Welt ein brennender Krieg: gegen Friedrich Maria Theresia, Elisabeth von Rußland, die er durch ein leichtfertiges Wort verletzt hatte, Sachsen, bald auch Frankreich, unnatürlich, sagten die Zeitgenossen,' mit Oestreich verbündet, und, von Frankreich erregt, auch Schweden, das aber nichts thun wollte; für den König standen sein Muth, das seemächtige England, das ihm Hülfen und Gelder sandte, und die teutsche Kriegsmacht von Hanover, Braunschweig, und Hessen: die Last des Krieges aber unterhielt er am meisten durch das fruchtbare Sachsen. In Indien und Amerika zwischen den Engländern und Franzosen eben so blutiger Krieg, als in Europa, worin das englische Waffenglück einen englisch-indischen Staat gründete, der viermal so groß war, als ihr europäischer. In den beiden letzten Jahren des Kriegs auch noch Portugal und Spanien hineingerissen, Spanien, damit es an England seine Flotten und Schätze verlöre, von Frankreich aufgehetzt. Aber der große Schauplatz des Kriegs, worauf eine halbe Million Männer sich sieben Jahre in blutigen Wechseln tummelten, war das arme Teutschland, und das Ziel und das große Zeichen war der König Friedrich von Preussen. Alle Welt verzweifelte diesmal an seinem Glücke, der Kampf schien zu ungleich und auch die größte Tapferkeit und Geschicklichkeit schien endlich unterliegen zu müssen. Der König selbst war mehr als einmal auf seinen Tod gerüstet, denn seinen Fall wollte er nicht überleben, son-

dern Eisen oder Gift sollten ihn der Schadenfreude seiner Feinde entziehen. Das war königlich gedacht, denn ein König kann nur herrlich und siegreich sein oder er muß sterben wollen; und weil Friedrich das Königthum so fühlte, darum konnte er in so vielen Stürmen fest stehen und das Unglück überwinden. Er hatte den römischen Grundsatz, der für alle Könige und Völker ein ewiger sein muß, nach verlornen Schlachten nicht um Frieden zu betteln, sondern auf Sieg und Herstellung zu denken. Doch schrieb er von Schlachtfeldern oft an seine Freunde als dem Tode nahe, und scherzte, es sei natürlich, daß ein Mann erliegen müsse, der zwei Weiber und die Franzosen auf dem Halse habe. Nach Schlachten, wie die bei Kollin und Kunersdorf, sah ihn auch die Welt für verloren an; aber seine Festigkeit und Geschwindigkeit, die seltene Kunst, alle Mittel des Kriegs mit einer unglaublichen Thätigkeit an sich zu reißen, am meisten aber die Planlosigkeit und Zwietracht seiner Feinde, ein Fluch, der auf allen verbündeten Heeren liegt, wenn nicht Einer als großer Gebieter sie führt, retteten den König. Endlich als sein Volk und die Kraft seines Heers zu erlahmen und zu ermatten begann, als die alten Feldherren gestorben oder in Schlachten gefallen, die Blüthe seiner herrlichen Soldaten und Officiere geblieben war, und ein bunter aus Fremdlingen zusammengesetzter Haufe das preußische Heer hieß, das nur der Name Friedrich zusammenhielt und das sich bei dem ersten großen Unfall aufgelöst haben wür-

de; als seine erschöpften, geplünderten, und versengten Lande, und das verarmte Sachsen mit allen ihren Hülfen fast versiegen wollten, da starb seine bittere Feindin, die Kaiserin Elisabeth, die Russen wurden seine Freunde, die Schweden machten Frieden, Frankreich und England waren des Krieges müde, und im Jahr 1763 ward der lange Kampf geschlossen: Friedrich behielt sein Schlesien, und England ward in fernen Welttheilen allmächtig.

Friedrich hatte sich in diesem Kriege mit unsterblichem Ruhm bekränzt, mit so kleinen Kräften so Großes vollbringend, im Unglück unbesiegt, im Glücke nie faul, durch Kunst die Uebermacht überwindend, und durch Geschwindigkeit die dicksten Massen zersprengend, endlich durch hohen Geist und Stolz die Herzen an sich reißend, gab er das seltene Beispiel, welches den Menschen so werth ist, daß es eine Kraft giebt, die selbst das Schicksal so zu fesseln scheint, daß es seine Tücken nicht mehr üben kann. Nicht durch seine Schlachten noch durch die Wechsel, womit er Niederlagen durch Siege vergütete, durch die eiserne Festigkeit, als König zu leben und zu sterben, hatte er den Namen des Großen verdient. Seit dem Jahr 1760 erzählten die Syrer, die Marokkaner, ja die Irokesen und Tungusen von dem König Friedrich. Und die Teutschen, wie theuer sie diesen langen und verderblichen Krieg auch bezahlen mußten, rechneten sich doch die Ehre Friedrichs an, und daß ihre Feldherren und Krieger im östreichischen, preußischen, und eng-

lischbraunschweigischen Heere die ruhmvollen und siegreichen gewesen. Noch einmal erklang es, nach Teutschland, nach Berlin, und Wien müsse man reisen, wenn man das Große des Kriegshandwerks lernen und große Feldherren sehen wolle. So ging Friedrich aus diesem Kriege, anerkannt, ja angebetet von der Zeit, deren glänzendster Punkt er war, und die in seinem Karakter wirklich ihre ganze Erklärung hat: er war der größte Mensch der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein rechtes Zeichen, und er und sein Zeitalter haben sich gegenseitig so gemacht, daß man bei der Deutung in einem wahren Zirkel befangen ist, wo was die Ursache, was das Verursachte, schwer zu finden ist.

Friedrich regierte auch die vierundzwanzig Jahre, die er nach dem Frieden von Hubertsburg noch lebte, in dem strengen und gerechten Sinn der Ordnung fort, die er von seinen Vätern schon überkommen hatte, die aber in der Maaße immer mehr angestrengt ward, als alle Macht dem Herrn zufiel und das Unglück der stehenden Heere sich mehrte. Daß den Menschen Luft und Licht blieb, war etwas, daß man ihnen Wort und Gedanken frei ließ, war eine große Gabe, aber Glück und Freiheit und Menschlichkeit, wie man dieses zugleich gebundene und ungebundene Wesen nannte, waren darin nicht: die hatten einer kräftigeren und gemüthvolleren Zeit angehört. Auch war die Gabe der geistigen Freiheit, welche König Friedrich gab, keine reine Gabe, nicht aus Begeisterung für einen hohen Adel des Geschlechts; nicht

aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unsterblichen, was in der menschlichen Brust liegt, nicht aus der Anerkennung des heiligen Strebens der Geister entsprungen, sondern aus der Modewuth, durch frechen Witz das Höchste zu erniedrigen und das Heiligste zu beflecken, und aus der Eitelkeit, von französischen Witzlingen und Wüstlingen Philosophenkönig genannt zu werden. Verstand, Scharfsinn, Witz genug, auch Seele, Tiefsinn, Ernst genung, doch dieser, als wären sie das Kleine, sich fast schämend: auch darin war der König, wie die Zeit. Dieser König, auf welchen ganz Europa sah, wie hätte er es aufbauen, beseelen, und begeistern, wie hätte er das teutsche Vaterland zu allem Hohen und Schönen und Großen erregen und entflammen können, wenn ein frommer und fröhlicher teutscher Sinn in seiner großen Brust gelebt hätte! Alle wären seiner Spur gefolgt, alle, Groß und Klein, hätten sich geschämt, einem solchen Muster nicht nachzueifern, und mit Recht hätte die Geschichte einmal ein Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Aber Gott hatte sein Herz von dem Könige gewandt, und er war verstockt und erblindet, und erkannte nie die Treue, den Glauben, und den Tiefsinn seines Volkes, sondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit; daher ward sein Name Teutschland zum Verderben und sein Gedächtniß seinem Volke zur Trauer.

Dies klingt hart, und ist hart; auch soll es kein Tadel der Person sein, sondern ein Tadel der Zeit. Das war ihr Geist, daß ihr Lebendig-

stes und Kühnstes nur zum Zerstören da war: die seelenvollen Triebe und die gemüthlichen Kräfte hatten lange geschlafen, und sollten noch fast ein halbes Jahrhundert schlafen; zum Klügeln, zum Zerreißen, und Zerklauben war dieses Zeitalter gebohren, nicht zum Verbinden, zum Vereinigen, und zum Gestalten. Was im Witz scharf, in der Betrachtung folgerecht, in der Zusammensetzung künstlich ist, das verstand man. Daher der Mensch eine Maschine, die Welt eine Maschine, der Staat eine Maschine, Gott selbst eine todte Maschine: so klang es in Büchern, Edikten, und Manifesten. Das ist des großen Königs Entschuldigung, daß er, was die Zeit liebte und strebte, in der glänzendsten Richtigkeit an sich trug. Woher sollte ein freundlicher, gütiger, und gläubiger Held kommen, da die Welt keine Freundlichkeit, Milde, und Glauben mehr hatte, sondern alles in Nüchternheit, Armuth, und Witzklauberei unterging? Auch die größten Menschen sind nur eine Geburt der Zeit, worin sie leben. Also das Strenge, Scharfe, Zerstörende, und Gemüthlose hatte Friedrich im Ganzen mit seinen Zeitgenossen gemein, und in ihm ward oft Tugend genannt, was früheren Zeitaltern ein Abscheu gewesen wäre. Doch auch ihr Schlechtes glänzte an dem Geistreichsten am hellsten, und Zufälliges kam hinzu, daß des Königs geistiges Wirken verderblicher ward.

Friedrich zeigte von Kindauf einen kühnen, feurigen, und aufstrebenden Geist, und Neigung zu allerlei Künsten und Wissenschaften, deren

Uebung seinem rohen Vater unköniglich oder pedantisch däuchte; das Geistreiche, das Witzige, und Scharfe zog den Knaben frühe an, seine schlaue und ränkevolle Mutter half dies ausbilden, bald faßte ihn alles Französische durch das Blendende und Schimmernde, was in ihm liegt, mit einem unwiderstehlichen Reitz. Dieß verdroß seinen Vater, der alles Französische haßte und dem selbst das plumpe Teutsche angenehm war, und er weissagte, der Fritz möge immer viel Witz und Kopf haben und latein und französisch wie ein Schulmeister schreiben können, aber er werde sein Volk verderben. Ein solches Vorgefühl, das in dem Vater war, die ewigen Unruhen, welche die Lügen und Durchstechereien und Verhandlungen der ränkevollen Mutter in dem königlichen Hause und der ganzen Freundschaft erregten, dann des Vaters Wunderlichkeit und oft Unleidlichkeit, endlich was zwischen Vater und Sohn von Natur als eine weite Kluft stand — alles dieses stiftete Groll und Feindschaft, und hätte Friedrich durch den väterlichen Zorn fast auf die Todesbühne gebracht. Auch daher bei ihm der heftige Widerwille gegen das Teutsche, was ihm nur Grobheit und Geschmacklosigkeit, mitleidig Dummheit und Gutmüthigkeit däuchte; an der Seine alle Freiheit, aller Witz, aller Geschmack, dort eine klare Philosophie und eine feste Kunst, dort die teutsche Steifheit mit den Blumen der Grazien, die schwerfällige teutsche Gründlichkeit mit den Scherzen des Momus umwunden. So gerieth denn der Prinz bald in die Hände von Ver-

liner Franzosen, die ihm nicht bloß mit Büchern, sondern für seine Verschwendungen und Ausschweifungen auch mit Geld aushalfen. Das aber machte Friedrichs Natur völlig scharf, daß seine Jugendblüthe durch zu frühe Liederlichkeit befleckt ward. Er hatte den höchsten Lebensreiz, die Lust der Liebe, zu früh verloren; als Mann liebte er die Weiber nicht mehr, der Mensch liebte bald auch die Menschen nicht mehr. Wie kann ein Gemüth, das der Liebe mangelt, und wäre es sonst reich wie das Gemüth eines Gottes, die Welt erhalten, oder eine neue aufbauen? Das ist das größte Unglück bei der frühen Wohllust, nicht, daß der Leib geschwächt wird — was nicht immer geschieht — sondern daß die fröhliche Fantasie, die reiche blumenvolle Liebe, das sich allem Schönen und Freundlichen hingebende Herz ausgetrocknet werden, und bei reichen Naturen nichts als eine zehrende Geistigkeit, eine feurige Wolfskraft, bei armen nichts als Faulheit übrig bleibt. So sind aber nur wenige Sterbliche geschaffen, daß sie alles ertragen können und doch ganz bleiben.

Diese Jugend des Königs, und diese frühe Auslebung, mit natürlicher Anlage verbunden, erklären, was nachher in seinem Karakter fest steht. Er war als Krieger groß, als Herrscher erfüllte er seine Pflichten ernst und streng; aber er war in vielen Dingen hart und eisern, und entsprach nicht immer dem Bilde eines Philosophenkönigs. Doch das Eiserne entschuldige auch die Größe und Festigkeit, womit er, wie wenig

Sterbliche gethan haben, in sieben schweren Jahren gegen das Schicksal ringen mußte. Bei dem Schluß des siebenjährigen Krieges war er nur funfzig Jahr alt, aber sein Herz war sehr alt, er liebte die Menschen nicht, er verachtete sie; kalt und starr hielt er durch eine gewaltige Ordnung und Reihenfolge der Arbeiten und Entwürfe alles zusammen, er war der Meister und Beweger einer sehr künstlichen Maschine, aber er war nicht der Meister und Beweger eines lebendigen Lebens. Ja er mußte in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, wo seine Seele mehr und mehr verarmte und in kalter Abgeschiedenheit zusammenschrumpfte, schmerzlich erfahren, daß selbst seine Maschine, jenes bewunderte Werk, was alle anstaunten, nicht mehr so frisch gehen wollte, als in vorigen Tagen. Alle Künstlichkeit hat ihr Ziel, nur die fortschreitende und fortwirkende Natur in Liebe und Freude schafft unvergängliches Leben. In allem dem Geschrei von Philosophie und Geist und Preßfreiheit, was aus Berlin scholl, war doch das Meiste leerer Klang; es verstockte und versteinerte sich mehr und mehr, was sonst frei und lebendig gewesen, alles wie die steifen Zöpfe und Stiefeln und Monduren über Einem Leisten geschlagen; selbst die Gesichter jener Zeit dem Alten, der regierte, immer ähnlicher werdend: auch die Idee war erstarrt. Wann das geschehen konnte, so war es auch nichts als hohle Worte, Eitelkeit, Aufgeblasenheit, und zuletzt Dummheit. Und wirklich diese Welt ging nicht fort, es sei denn in witzelndem Unglauben

und platter Verruchtheit; sie blieb stehen, wie sie schon im Jahr 1750 war. Das Kleine (strenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter Unterthanen, Urbarmachung und Anbau wüster Gegenden Abdeichung von Morästen, Verschönerung von verfallenden Städten, und dergleichen) geschah noch immer ordentlich, genau, uud löblich; aber wo war das Große? wo war das, was man fordern konnte von einem Könige, der sich das Ansehen gab, er verstehe und erwäge, was die edelsten und seelenvollesten Menschen über Gesetzgebung, Verfassungen, Menschenrechte gedacht und geschrieben haben? König Friedrich duldete eine abscheuliche und dumm machende Aristokratie im Heere und unter den Beamten, er erkannte eine zum Befehlen gebohrne Kaste an; König Friedrich, der alle Abscheulichkeit und Verruchtheit gegen die Sitten und gegen Gott frei ließ, duldete in allen seinen Staaten die schmähliche Leibeigenschaft. Was hätte dieser Eine große Mann gekonnt, wenn er um 1765 und 1775 die höheren und lichteren Ideen einer ewigen Gerechtigkeit, und jene Menschenrechte, die wirklich unverlierbar heißen können, durch stille Aenderungen in der Staatsverfassung anerkannt hätte! wie hätte er uns von vielem Schwindel und Elend erretten, wie hätte er uns von dem abscheulichen Wohlgefallen, das manche Jahre so viele Teutsche an der französischen Raserei hatten, erlösen und durch ein höheres, menschlicheres Streben uns zu der Kraft stählen können, wodurch wir

Anläufen hätten widerstehen können, die uns jetzt umgerannt haben!

Aber für solche Freiheit, für solche Volksehre, für solches teutsche Leben hat König Friedrich nie eine Stunde gedacht noch gearbeitet. Er stand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger und von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seiner Hölle. Er bildete sich ein, besser und größer zu sein, als seine Zeitgenossen, und sie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Lichtführer und Freiheitsfürst zu sein. Wie konnte er das, er, dem das Fremde gefiel, der sich von den elendesten französischen Witzbolden gängeln und necken ließ, er, dessen tiefe Hoheit ihnen fremd blieb und hinter dem Rücken ihr Gespött ward, und der von seinem eignen Volke nichts wissen wollte! Denn verflucht ist, wer von seinem Volke lässet, und elendig geräth das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat. Was die Franzosen, diese herzlosen, seelenarmen, knechtischen, und witzelnden Gesellen Aufklärung und Freiheit nannten, das wollte er seinem Volke auch geben, damit wollte er das germanische Blei verquecksilbern, die teutsche Finsterniß erleuchten, daß sie über Gott, und Unsterblichkeit, und über alles, was in Sitten und Wort und Ehe heilig ist, spotten und hohnlächeln lernten; daß jeder heilige Wahn, jeder unergründliche Glaube zum Aberglauben und Pfaffenbetrug gestämpelt und das ganze Leben zu einem leeren, platten, und todten Nichts gedeutet wur-

de. Das däuchte jenem Zeitalter Erlösung; es war die Lossprechung von aller Tugend und die Vergötterung der nichtigsten Verruchtheit. Aus solchen Lichtern und Klängen der Aufklärung und Befreiung sollten tapfere Helden und herrliche Männer kommen. Nichts ist daraus gekommen, als Aufgeblasenheit, Elend, und Schande. Die Männer, welche Friederich groß machen halfen, waren aus einer besseren Zeit; er hat keinen einzigen großen Feldherrn oder Staatsmann hinterlassen. So straft sich die verlassene Tugend, und jene despotische Ungeduld, die keine freien und lebendig wirkenden Kräfte neben sich duldet: es werden Stöcke und Steine, die um den kalten und verachtenden Königsstolz wirken sollen, sie haben das Medusenhaupt gesehen; oder auch die zu geistige Kraft frißt wie ein feuerspeiender Vulkan alles auf, was in ihren Strudel fällt, und verwandelt es in Asche. Hinter Despoten und Tyrannen treten immer Schwächlinge und Dummköpfe ein. Karl der Fünfte, Gustav Adolf, Alexander konnten große Menschen hinterlassen, kein solcher Alleinherrscher, als Friedrich seyn wollte.

Man hat Friedrichs Einfluß auf teutsche Kunst und Wissenschaft wohlthätig genannt. Diesen Irrthum haben die jüngsten funfzehen Jahre widerlegt. Was an keine unmittelbare Offenbarung Gottes und des Herzens glaubt, was nicht von Liebe und Sehnsucht nach dem Unendlichen und Ueberschwänglichen brennt, ja was alles Streben darnach als Wahn und Aberglauben verlachen lehrt, das zerstört auch die Keime, wor-

aus die hohen Schöpfer und Stifter in Kunst und Wissenschaft hervorgehen. Wie? dieser König hätte das gekonnt, der alles Teutsche verachtete, der mitten in Berlin eine französische Akademie stiftete, und durch die Gnaden und Ehren, die er zum Theil elendigen und flachen Ausländern erwies, offenbarte, daß ihm die teutsche Herrlichkeit verschlossen und die Verdienste der Teutschen unbekannt waren? Es war selbst in der Idee seines Staates und in der ganzen getriebenen und gespannten Art desselben etwas so Freudenloses und Unteutsches, daß den meisten teutschen Städten und Landen vor dem Gedanken grauete, unter die Flügel des preußischen Adlers zu kommen. Gewiß, bei dem Ruhm, den der große Mann sich erfochten, bei den vielen außerordentlichen und herrlichen Tugenden und Eigenschaften, die er offenbart und wodurch er die Welt für sich gefangen hatte — er hätte in Teutschland weit um sich greifen, er hätte vielleicht die ganze alte bröcklichte Verfassung umstürzen, und eine neue festere bauen können, wenn er in dem Sinn und dem Leben des teutschen Volkes gestanden, wenn er ein ächter teutscher Mann und König gewesen wäre. Aber so war auch er nur bestimmt, als ein wunderbares Meteor aufzuleuchten, und keine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit hinter sich zu lassen. Weil er alles nur despotisch würdigte und behandelte, weil der Mensch als Mensch, die Welt als Leben Gottes ihm nichts war, weil er die lebendigen Kräfte nur als todtes Räderwerk zusammensetzte und bewegte, so

ließ er den hohlen, klappernden Tod hinter sich; doch so groß war der König gewesen, daß die Meinung viel höher stand, als die That.

Auf Teutschland selbst wirkte der König nur verderblich. Alte Gewohnheit, und der heilige Wahn von Kaiser und Reich, das Einzige, was die sonderbare teutsche Verfassung noch zusammenhalten konnte, hatten selbst nach dem westfälischen Frieden die meisten Fürsten wieder zu Oestreich hingezogen. Oestreichs Größe war nicht allein wegen der Kaiserwürde, sondern wegen der Verhältnisse des übrigen Europa auch Teutschlands Größe und Sicherheit. Alle einzeln zu schwach, einem kühnen Angreifer und Eroberer widerstehen zu können, fanden in Oestreichs Macht den Stützpunkt und Vereinigungspunkt, und solange das Reich und so mächtige Kaiser nicht zwiespältig waren, durften die Fremden daran nicht denken, Teutschlands Gränzen schmälern zu wollen. Dieses Band, das einzige wirkliche, welches die mancherlei teutschen Staaten zusammenknüpfte, zerriß Friedrichs hoher Geist, und wußte kein neues zu knüpfen, wodurch das zerrissene ersetzt würde. Seines Großvaters und Vaters Heere hatten noch für Oestreich gestritten, er eroberte von Oestreich Länder, zog einen Theil der Fürsten zu sich, und stellte durch die Art und die Verhandlungen ein Beispiel auf, was gegen das teutsche Oberhaupt, also auch gegen die teutsche Verfassung und Freiheit erlaubt sei. Nun wollte das neu geschaffene Preußen eben so unabhängig, eben so mächtig und glänzend da stehen, als das alte Oestreich;

nun hieß teutsche Freiheit, teutsche Verfassung verletzen, was dem König von Preußen schwächer oder was Oestreich mächtiger machte: denn auch das ward nun Preußens Schaden. Die unheilbare Zwietracht, die traurige Nebenbuhlerei war gekommen, und die Edleren und Klügeren des Volkes konnten bei dem ersten großen Sturm der Auflösung warten. Der Haß und die Eifersucht der beiden großen Staaten ging auch auf die kleinen über; daher Gleichgültigkeit, Widerwille, Auffätzigkeit, und Entzweiung in allen teutschen Gränzen. Solche Gesinnung aussäen und verewigen nannten sie Bollwerke der teutschen Freiheit aufführen und das Vaterland gegen Despotismus sichern. Aus dieser zarten Sorge für Teutschlands Freiheit hinderte Friedrich die Vereinigung Baierns mit Oestreich und seine Austauschung gegen die Niederlande, wodurch Oestreich in ganz Südteutschland bis zum Rhein gewaltig geworden wäre; deswegen stiftete er ein Jahr vor seinem Tode den Fürstenbund, der bald nach ihm sanft wieder entschlief, weil er bloß ein papiernes Leben gehabt hatte.

Schilderung des Zeitalters Friedrichs des Zweiten.

Doch über das Unteutsche des Königs kein zu hartes Urtheil. Die meisten Teutschen waren unteutsch geworden, wenn nicht in der Gesinnung, doch in der Bildung und Ansicht, wodurch zuletzt auch die Gesinnung verkehrt wird; die französische Wuth hatte alles ergriffen, und auch die, welche ihr Verderben und ihre Nichtigkeit zu erkennen meinten, waren doch durch den Sinn der Menge angesteckt; denn wer mag außerhalb

seiner Zeitgenossen stehen? Das Französische und die Herrschaft der französischen Sprache beginnt nicht lange nach Luther, und hat von dem siebenzehnten Jahrhundert geherrscht bis diesen Tag; jetzt aber, da die Franzosen mit den Waffen die Welt zu bezwingen meinen, geht sie zu Ende, und auch die Herrschaft durch die Waffen wird bald zerbrochen werden. Denn jetzt erst haben die Besseren und Edleren der Teutschen es erkannt, was es ist; die Menge wandelt zwar noch im alten Wahn fort, aber die neue teutsche Liebe wird mit dem neuen Geist der Zeit hervorbrechen: denn grade aus bitterstem Haß und grimmigster Tyrannei wird die Liebe gebohren werden, die uns wieder stark und herrlich machen soll. Was Luther geahndet und gehofft hatte, ward nicht durch die Reformation: kein Zeitalter frischer Begeisterung sollte werden, sondern ein Zeitalter kalter Nüchternheit. Seine Ideen von der wunderbaren und geheimen Kraft der Gottheit, die in den Menschen überfließt, von der Gewalt des Geistes über die Natur und über die Sünde, von dem Glauben und von der Rechtfertigung zog ein krittelndes und wortklaubendes Geschlecht wieder in den Staub hinab, und machte sie zu priesterlichen Versteinerungen, die sie bis heute geblieben sind. Luther glaubte, was jeder Lebendige glaubt, der mit dem Muthe frisch fortschreitet, es beginne eine neue Zeit. So glaubte Luther allerdings, aber die neue Zeit konnte sein hohes Gemüth nicht aufnehmen, sondern sie füllte den Raum, der er ihr gemacht, mit ihrem kleinen. Was er gearbei-

tet, gedacht, und aus Gottbegeisterung hingestellt, das hing an einem langen Seile, dessen eines Ende die Vergangenheit, das andere die ferne Zukunft berührte; die nächsten Jahrhunderte konnten nicht sehen, was das Seil hielt, denn sie waren im Albernen erblindet. Das ward die Richtung von drei Jahrhunderten, daß, was bisher ungetrennt im Glauben und Gemüthe beisammen gewesen war, nun zerlegt, untersucht, begriffen, und verständigt werden sollte. Aber es erging diesen Geschlechtern, wie es immer geht, wenn man zu übermüthig wird; nicht allein das Kleine und Aeußerliche, was unter den klaubenden Verstand gestellt werden mag, auch das Große und Innerliche zogen sie unter den vermittelnden Begriff, und wenn es seinem Maaße zu groß ward, so zerstückelten und verkleinerten sie es, daß es hineinpaßte, oder sie verwarfen es als etwas Richtiges und Albernes. So geschah es, daß die Narrheit dieser Menschen ihr Götze ward, Gott aber, und die Natur, und der Glaube, und jedes überschwängliche und unaussprechliche Leben wurden in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt.

Das war es eigentlich: Luthern hatte gedäucht, das Reich der Vernunft, der Begeisterung, der Vergöttlichung des Christenthums durch die höchste Idee, d. h. durch den Glauben, könne mit ihm schon beginnen. Er, wie alle wirklich große und edle Menschen, hoffte von seinem Geschlechte mehr, als es ertrug. Seine lichte Sonnenhöhe war ihnen zu hoch, und ward nach

Jahrhunderten wieder in Nebel gehüllt, damit sie, von dem erhabenen Reiz nicht verlockt, in glücklicher Täuschung die kleinen und mühseligen Vorarbeiten thun könnten. Das war die Aufgabe, die er unbewußt und gottbegeistert auflösen wollte, das äußerlich gewordene Christenthum zu einem innerlichen zu machen, das von den heiligen und reinen Seelen bis dahin kindlich vernommene und angenommene zu einem stolzen Bewußtsein der Vernunft zu bringen, wo Wissen und Glauben zusammengehen, wo der Geist und die Seele, der Gott uud der Mensch in dem höchsten Leben nur Eins sind, wo die Sehnsucht gestillt ist, wo die Wunder aufhören, weil das ganze begeisterte Leben ein unaufhörliches Wunder ist. Daß dieses Leben höchster Vernunft, dieser durch die Menschheit freudig hinwandelnde Gott von allen vernommen und mit unverlierbarer Sicherheit bewahrt werden könnte, dazu mußte erst der Verstand seine traurigen und verwirrenden Proben machen; er, der Probierer dessen, was draussen gilt, was die äußeren Sinne vernehmen und wodurch die äußeren Dinge verstanden und verwaltet werden, mußte sein kleines Maaß auch an die innerlichen und himmlischen Dinge legen, er mußte die Künste seiner Eitelkeit und seines Uebermuthes so oft und von so verschiedenen Seiten wiederholen, daß die Menschen endlich enttäuscht wurden, und lernten, daß es ohne Glauben nichts giebt, daß alles Leben von Anfang an nur auf Glauben und Liebe ruhet, daß wir nicht wissen weder woher wir kommen noch wohin wir gehen,

wenn wir das wegwerfen, wornach alle heilige, tapfere, und heldenmüthige Menschen von jeher muthiger und sicherer gelebt haben, als wir mit unserer leeren und öden Klügelei, wobei nichts übrig bleibt und wobei wir selbst endlich ohnmächtige und träumerische Gespenster werden. Die Nichtigkeit des Verstandes, welcher Vernunft sein will, sollte in der Theologie, Philosophie, und Politik, kurz in allen höchsten menschlichen Dingen, bis zur klaren Albernheit bewiesen werden. Ist dies vollbracht, dann tritt der alte Luther wieder ein, dann beginnt wahrhaftig die Reformation, dann versteint sich das Wort und die Formel nicht mehr, sondern das Wort ist Gedanke, und die Formel ist Leben, und der Mensch wandelt in göttlicher Freiheit auf Erden, und mischet nicht mehr das Reich des Verstandes und der Vernunft. Diese soll im Himmel herrschen und in der Idee, die ihr Himmel ist; auf Erden und in irdischen Verhältnissen mag jener unter ihrer Aufsicht sein kluges Polizeiregiment verwalten.

Warum die Franzosen das Zeitalter anführten.

Damit wir die Geschichte verstehen, und uns nicht wundern, wie unsere Väter und wir selbst uns so bethören lassen konnten, habe ich dies als Erklärung vorausgeschickt; auch, damit wir lernen, daß das Sinken und Steigen der Völker, ihr Stillstand und ihre Bewegung nicht so äußerlich ist, als es oft scheint, nicht an einer neu entdeckten Handelsstraße oder ein paar gewonnenen oder verlorenen Schlachten hängt, sondern daß es allein der Geist ist, der da lebendig macht, das

tiefer waltende Schicksal, die geheimste Entwickelung der Zeiten, welche durch die Weltgeschichte wandelt. Zu dieser Kabbalisterei und Sophisterei des Verstandes, zu dieser Würfelei mit Begriffen, die nun gemacht werden sollte, waren die Franzosen die geschicktesten. Deswegen wurden sie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Ersten. Sie scheinen es noch zu sein, aber ihr Untergang ist nahe; und wann andere Völker mit der neuen Zeit emporstreben, werden sie so tief im Staube kriechen, daß unsere Nachkommen über ihre Aermlichkeit und Elendigkeit Thränen weinen können. Sie selbst werden das nicht thun, denn sie sind Aefflein; sie werden in Tändelei und Eitelkeit, die ihr Leben sind, doch mit sich vergnügt sein. Nicht die Freiheit und Zierlichkeit ihrer Sitten, nicht eine gewisse Glätte und Schlüpfrigkeit ihrer Sprache, nicht irgend etwas Vorschimmerndes in ihrer Kunst und ihrem Wissen täuschte die andern Völker am meisten, und bildete ihnen alles Französische herrlicher ein, als das Ihrige, sondern das große Wirkliche zog sie zu ihnen: die Franzosen hatten sich des Organs der damaligen Weltbildung bemeistert, und bei ihnen alles nach diesem Organ gebildet; wo aber das ist, dahin muß immer die große Völkerfluth rollen. Das Logische, das Dialektische, das Mathematische, was sich berechnen läßt, kurz der Verstand und die Bearbeitung der äußeren Dinge hat den Franzosen von jeher angehört: das Innerliche haben sie von jeher auch durch die Instrumente des Aeußerlichen erklären und behandeln

wollen. Sie waren gemacht für die Zeit, die damals beginnen sollte, so wie diejenigen Völker, welche bei größerer Tiefe wenigstens ein mehr wägendes und kühles Gemüth mit ihnen gemein haben. Diese wurden auch von ihnen und von dem beiden gemeinschaftlichen Geiste am meisten gefaßt. Alle Weltbewegung entwich mehr nach Norden, Südeuropa schlief ein: es wird gewiß fürchterlich erwachen, wann das seelenvolle und gemüthvolle Zeitalter das logische und dialektische ablöst.

Das Genaue, Bestimmte, und Helle hat allerdings einen hohen Werth, aber nie kann es den höchsten haben noch den Mangel höherer Gaben ersetzen. Ernst, Tiefsinn, Glaube, Schwärmerei, das sind die tiefen Brunnen des menschlichen Gemüthes, woraus in Wissenschaft, Kunst, und Heldenthum alles Ueberschwängliche und Göttliche geschöpft wird. Wo diese fehlen, da kann viel Glattes, Zierliches und Bewegliches sein, aber die Einfalt, der Stolz, die Ruhe, welche auf Götterthat und Götterwerk liegen, werden dort nimmer erscheinen. Das Leichte, das Niedliche, das Leichtfertige, alles was auf der Oberfläche leichtbeweglich tändelt und schimmert, mögen diejenigen wohl erschaffen und darstellen, welche mit dem Aeußeren und Oberflächlichen spielen; aber wann sie das Höhere und Tiefere darstellen wollen, wird ihre Armuth erscheinen. Blank und unruhig und leichtfertig war das französische Volk von jeher, ein Volk wie ein Vorgemach voll zusammengebrachter und zierlich geputzter Diener vornehmer Herren: auch ist ihre Kunst und Geschichte eine blanke und dienerliche, und nichts weiter; die Einfalt und Majestät hohen Lebens und

Strebens und die stille Stätigkeit der Freiheit hat ihnen je und je gefehlt. Noch war ihr thörigtes und schimmerndes Affenspiel mehr unschuldig, die Lüge und Eitelkeit, die darin lag, war noch nicht ins Bewußtsein getreten, sie waren noch nicht eitel geworden auf das Eitle. Da kam die fünfundfunfzigjährige Regierung Ludwigs des Vierzehnten, und machte das Lose fest und das Leichtfertige sündlich. Die Franzosen nennen sein Zeitalter ihr augustisches und goldenes; die eitlen Thoren wissen nicht was sie thun: kein König hat ihnen mehr geschadet, und sie von Grund aus mehr verdorben; er hat durch den Glanz und Schimmer, den er auf die Schanden der Knechtschaft und des Lasters warf, eine Versteinerung beide des Elendigen und des Bösen hervorgebracht, wovon sie sich nicht mehr erlösen können. Sie haben seit dem Jahr 1715 nichts gethan, als daß sie die Ausrufer jener Zeit gewesen, und wie sie sich seit zwanzig Jahren auch anders gebärden wollen, ihr Streben geht nur immer dahin, den Jahren 1670 und 1690 wieder ähnlich zu werden; selbst der gewaltige und fürchterliche Despot, der ihnen heute mit eisernem Scepter gebietet, mögte mit seiner Art unter den Franzosen, mit seiner Hofhaltung, und mit seinem Gepränge wieder zu dem großen Ludwig zurück, entweder weil die Gewalt französischer Eitelkeit stärker als der Stärkste ist, oder weil etwas Anders den Mann leise erinnert, daß sie so am leichtesten als Sklaven gegängelt werden. Seit Ludwigs Zeit ist Tod und Erstarrung in ihnen und in ihrem Wesen und Leben, und Tod wird es bleiben, und Tod wird es werden. Denn wer einmal sagt und glaubt: ich

habe das Höchste erlangt, der geht von diesem Augenblick an wieder zu dem Kleinen zurück.

Früher habe ich gesagt, die französische Geschichte sei eine Hof- und Hauptstadtgeschichte; eben habe ich gesagt, das französische Volk sei ein blankes und dienerliches Volk. Das läßt sich nachweisen. Von dem vierzehnten Jahrhundert an dreht sich die ganze französische Geschichte um die Kabalen des Hofes und die Unruhen der Hauptstadt. Was man Volksbewegungen für die Gerechtigkeit, edle Aufwallungen für die Freiheit, und Streben für das Glück des Volkes genannt hat, beginnt immer mit dem Hofe und mit der Hauptstadt, und schließt damit, wohllüstige und herrschsüchtige Weiber, ehrgeizige Prinzen und Magnaten, unruhige Köpfe, die für sich etwas gewinnen wollten, schoben freilich höhere Dinge und Namen vor, damit sie ihre kleinen Zwecke und Triebe verhüllten, aber klein wie der Ursprung war immer das Ende. So waren im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Händel unter dem schwachen Karl dem Sechsten, so die blutigen Verwirrungen der Religionskriege, so die zu lange Posse der Fronde unter Mazarin: kein fester und ernster Volksgeist, kein allgemeines Streben und Verlangen nach Freiheit, keine Geduld, für das Gute durch Arbeit und Unglück zu gehen; wohl aber Heftigkeit, Ungestüm, und Grausamkeit genug, woraus aber nie Freiheit erwachsen kann. Als Ludwig der Vierzehnte König ward, hatten die beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin den letzten Geist des Widerstandes unterdrückt, Frankreich lag nun dem Könige zu Füßen, die Großen und Kleinen

Wirkung von Ludwigs des Vierzehnten Zeitalter.

waren Knechte geworden; doch wollten sie als Knechte mit einer gewissen Manier behandelt sein: auch diese Elendigkeit sollte ihre Form des Anstandes haben. Seit jener Zeit lag die ganze Herrlichkeit, Bildung, und Gewalt allein in dem Könige und in der Stadt Paris, und man zitterte, zu thun, was diesen nicht gefiel, zu billigen und zu lieben, was von diesen nicht ausgieng. Es war nun alles verknechtet, befangen, und vermanierirt — und Europa konnte meinen, was die verdorbenste Stadt, was Gelehrte und Künstler, die auch nur blanke Hofdiener zu sein wünschten, was ein despotischer Hof voll orientalischen Prunkes und orientalischer Willkühr erzeugten und erfanden — das, aus keiner Tugend, keiner Freiheit, und keiner Begeisterung gebohren, könne tugendlich, edel, vortreflich sein? wie mag ein bitteres Holz süße Früchte tragen und wie mögen Feigen wachsen auf den Dornen?

Wenn man König Ludwigs Hofhaltung, seine Familiengeschichten, die Knechtschaft der Männer, und die Ausgelassenheit der Weiber, wenn man alle Ränke und Kabalen nicht kennt, wodurch Ehebrecherinnen, Beischläferinnen, Betschwestern, Minister, Feldherren, Beichtväter, ja Poeten und Schauspieler unter diesem Könige mitspielten, so kann man auch die französischen Sitten und Moden und die französische Sprache und Kunst nicht beurtheilen, noch den Einfluß würdigen, den sie auf das übrige Europa behauptet haben. Die kleinste und erbärmlichste Gesinnung besaß jener Despot, der sich von seiner Zeit vergöttern ließ; so klein war der König, daß er auch das, was die gutmüthige Welt großen Königen als eine kleine Entschä-

digung ihrer rastlosen Mühen gern verzeiht, verhüllte und bemäntelte: der alles Gesetz durchbrechende Wohllüstling bedeckte seine Lüste und Ausschweifungen mit dem Lügenmantel des Wohlstandes, er war ein Heuchler; der sich gegen die Sitten alles erlaubte, wollte doch ein Sittenverehrer, ja ein Sittenrichter scheinen: der lustige und leichtfertige Muthwille seines Volkes mußte ehrbar und fromm thun. Dieses Unglück gieng in die Sprache und also in das ganze Volk über: nun ward selbst die Eitelkeit eitel auf sich, die Pest war ins Blut getreten, die Sünde war sich ihrer bewußt worden, und die Sündlichkeit war vollendet. Dieses Uebel wuchs immerfort, je älter der König ward, und jemehr die alte Betschwester, sonst Buhlschwester, Maintenon, und die Jesuiten sich seiner bemeisterten, und ihn zu Dragonaden gegen die unschuldigen Hugonotten, zu königlichen Edikten und päbstlichen Bullen gegen die Jansenisten, und zu andern Pfaffenstreichen verleiteten, welche Zunder der Zwietracht unter das Volk säeten, und die Frömmelei und das Laster, welche sich versöhnend Tugend heißen wollten, in den wunderlichsten Kontrasten zeigten. Ludwig der Vierzehnte war Augustus und Tiberius gewesen, sein genialischer Nachfolger, der Regent Philipp von Orleans, ward Nero, und zeigte das Laster, das heuchlerisch im Dunkeln geschlichen und gekrochen war, an dem hellsten Sonnenlicht; die Unverschämtheit und Frechheit seiner Jahre wird nur durch die Lüge und Heuchelei der ludwigischen erklärlich. Diese beiden übertraf die lange Schande von Ludwigs Urenkel, Ludwig dem Funfzehnten, der als ein fühlloser und wohllüstiger orientalischer

Despot sein Volk über ein halbes Jahrhundert durch Beischläferinnen und Günstlinge mishandeln und unterdrücken ließ. Auch das ist ein Ruhm unserer teutschen Geschichten und ein Lob unserer Fürstengeschlechter, daß wir solche Hof- und Staatsbegebenheiten nicht zu erzählen haben: so tief hat die teutsche Ehrbarkeit, Keuschheit, und Freiheit nie sinken können, und wird sie mit Gottes Hülfe nie sinken.

Dieser Lügenanstand, wodurch das Laster den Schein der Tugend gewinnen sollte, und alle die kleinen Dienstbarkeiten und Aufmerksamkeiten, alles das leise Flüstern, das Accentlose und Bedeutungslose in der Rede, was an Höfen sein muß, wo die Diener auf den Wink des Gebieters lauschen, überhaupt alle die vielfachen Verhüllungen und Verbrämungen, welche in der feineren und verdorbenen Welt herrschen müssen, waren in die Sprache übergegangen, ja sie waren die Sprache selbst geworden: daher ihr Reichthum in allem, was gesellschaftliches Geplapper und Gezischel erzeugt, und in allen Wendungen und Schattirungen, wodurch Lug und Trug bemäntelt und Schande und Unehrbarkeit unter leichten Hüllen verdeckt werden; daher das Vorherrschende des Weiblichen und Weibischen in ihr, weil die Weiber, durch die französischen Sitten und durch das Leben des Hofes und der Hauptstadt aus ihrer Stille in das Verderben und den Misbrauch ihrer Bestimmung gerissen, nicht allein den Wohllüsten dienten, sondern auch in politischen und wissenschaftlichen Dingen mit entschieden, die doch allein den Männern gehören sollten. Dieses Weiberwesen in Leben, Kunst, und Wissenschaft ist

auch nicht allein in Frankreich geblieben, sondern hat bei den andern Völkern eben so verderblich gewirkt zur Verkehrung der natürlichen Geschäfte und Verhältnisse, und zu gesellschaftlichen Anmaßungen, die das Männliche weibisch und das Einfältige empfindsam gemacht haben. Das nannte diese nüchterne Zeit ihre Ritterlichkeit. Alles dieses zusammen, was von dem Hofe und seiner Dienstbarkeit, von dem Laster und seiner Lügenzierlichkeit, von der Wohllust der Weiber und ihren Ziereien ausging, floß nun mit der ursprünglichen französischen Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit, und Dünnheit zusammen, und bildete die Sprache und Kunst des ludwigischen Zeitalters. Als die Verruchtheit der Sitten sich schaamlos enthüllt hatte, da schämte sich auch das Wort und die Schrift nicht mehr. Diese Schande der französischen Litteratur, die von den Zeitgenossen Geistigkeit und Glanz genannt ward und worin die größten Männer, wie ein Friedrich der zweite, die Wohllust ihrer ledigen Stunden fanden, beginnt recht eigentlich mit Voltaire, und läuft in die Narrheiten und Gräuel der französischen Revolution mit hinein.

Was den Königen und Despoten gefallen hatte, was eitle und wohllüstige Weiber und hinterlistige Pfaffen und schmeichlerische Hofschranzen und dem Hofe nachäffende Pariser Weichlinge als das Lieblichste, Vollkommenste, und Schönste gestämpelt hatten — das fingen jetzt die Dichter und Redner auf, ja selbst diejenigen, welche sich Philosophen und Theologen nannten. Die faunische und irdische Natur der Franzosen und ihre platte und gemeine Art offenbart sich darin am meisten, daß sie nur

witzig gewesen sind, um Scenen der Wohllust zu schildern, und geistreich, um zu beweisen, daß kein Gott, keine Unsterblichkeit, keine Begeisterung ist, daß alles Mährchen und Fabel und Wahn und Aberglaube ist, was sich nicht logisch zeigen und beweisen läßt: kurz, daß ihre Größe die war, darzuthun, daß die Tugend ein Hirngespinnst, die Welt ein todtes erstarrtes Ding, eine Maschine, der Mensch selbst ein abscheuliches Mitteiding von Geist und Thier, das Laster so weit erlaubt ist, als es zum Genuß nicht unfähig macht. Dies war die große Lehre des Tages, dies nannten die Zeitgenossen ihre Aufklärung, ihre Befreiung vom Aberglauben und Priesterwahn, die Wiedergeburt einer neuen Zeit; Menschlichkeit, Verstand, Vernunft, Moral, und welche heilige und unheilige Namen mehr man aufrief, sollten künftig statt der Wahne und Weisen regieren; alles wollte der mündige Mensch setzen: was nach ihm kommen würde, sollte herrlich werden, nur was vor ihm gewesen, hieß eitel Nichts und Betrug und Albernheit. Dieses Geschlecht, das auf keiner Vergangenheit stehen wollte, verdiente keine Zukunft zu haben, und wird auch nur als eine wahnsinnige Scheußlichkeit in der Erinnerung bleiben. Dieses Gefühl und diese Ansicht, welche von Voltaire und von den Encyclopädisten ausging und in dem goldenen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten gebohren war, dieses flache und gemeine Wesen steckte auch die ernsteren und besseren Franzosen an. Unglaube und Verspottung der Offenbarung war die allgemeine Pest; sie erscheint selbst in dem tiefen Rousseau aus Genf, den man ein Mittelding eines Franzosen und Teutschen nennen mögte. Auch er begriff

nicht, daß Gott sich den Menschen nur durch die Geschichte offenbart hat; daß alles Wahn wird, wenn man in den Sitten, Religionen, und Verfassungen der Menschen keinen heiligen Wahn ehren will; daß das Gegenwärtige überall nur einen Werth, eine Bedeutung, ja überhaupt ein Dasein hat, in wie fern es auf der Vergangenheit gegründet steht; daß die Weisesten und Besten aller Zeiten, die Helden, die Stifter, die Gesetzgeber, die Gottesboten und Seher nur dadurch solche genannt worden sind, daß sie in der Reihe der Dinge blieben; daß aber derjenige ein Verwirrer und Verderber wird, der aus dieser Reihe gewaltsam herausspringen und alles neu und anders machen will, als das Frühere gewesen. Daher neben so vielen herrlichen Ansichten und Ideen über Staaten und Verfassungen auch das Wilde und Ungebundene, was später zu den tollesten Versuchen gemisbraucht ward.

In dem Leichten und Leichtfertigen, in allem, was tändelt und hüpft und über die Oberfläche hingaukelt, haben die Franzosen immer eine gewisse Niedlichkeit und Beweglichkeit gehabt, welche Unerfahrne als etwas Idealisches täuschen konnte: einen Schein aller Scheine, eine Gestalt aller Gestalten, eine glänzende Gaukelei, die einem äffischen und gauklerischen Volke natürlich ist und die in einem schlüpfrigen und gottvergessenen Zeitalter reitzen und verführen mußte. Aber wo ihr Leben und ihre Kunst das Ernste und Tiefe erfassen und darstellen und bilden will, da verläßt Gott sie, weil sie ihn verlassen haben; denn solches vollbringt kein Mensch ohne Gott und ohne einfältigen Glauben und reine Begeisterung. In den Werken ihrer Sprache ist das

Gemessene, Tanzmeisterische, Bewußte, was sich immer selbst hört: das kleine Geschnatter und Geschnarr ihres gewöhnlichen Lebens kann zu keinem tiefen Sausen noch erhabenen Donnerklang der Rede werden, woraus die Geister und Götter wiederklingen. Auch in ihren Bildwerken lächelt uns die flache Zierlichkeit oder die lügnerische Sündlichkeit, oder eine übertriebene Fratzerei der Leidenschaftlichkeit an, welche die kleinlichen Empfindungen gern mit Gewalt wegarbeiten mögte. Das Ganze ist ein pomphaftes, prangendes, schimmerndes, und eitles Ding voll Aufgeblasenheit, Lüge, und Sünde, das sich auf die logische Abgemessenheit, die nüchterne Zierlichkeit, den höfischen Paßgängerschritt des Anstandes, und auf die Künstlichkeit der Zusammenfügung wieder viel einbildet, und vor lauter Einbildung den leeren Tod nicht sieht, der darin ist.

Dieses Franzosenwesen ging nicht wegen seiner Vortrefflichkeit über alle Welt, sondern wegen der kalten, nüchternen, und abgelebten Zeit, welcher grade das französische logische Maaß, die seichte französische Besonnenheit, und sündliche Bewußtheit gefiel, welcher die kalte französische Armuth, die immer aufschreit und aufspringt, damit sie den Leuten einbilde, sie sei so warm als der glühendere Grieche, Italiäner, und Spanier, welcher ein äffisches blankes Leben ohne Freiheit und Tugend, eine Kunst ohne Begeisterung, eine Poesie ohne Fantasie, eine Sprache ohne Tiefe und Klang genügen konnten. Dahin war es gekommen durch die geheime Entwickelung der Zeit, welche alle tieferen Kräfte schlummern ließ, daß solche Armuth als Reichthum, solche Nüchternheit als Begeisterung geachtet ward;

daß man die ewige Lüge dieser Affen, welche selbst, wo sie außer sich scheinen, immer bewußt sind und ein sich bespiegelndes Gaukelspiel treiben, für Wahrheit annahm; und daß alle Völker den eigenen Reichthum und die heimische Vortrefflichkeit entweder ganz vergaßen oder doch falsch würdigten. Wo die Bildung der andern auch nicht grade in Einer Linie mit den Franzosen lief, da ward sie doch gehemmt und verwirrt, und das Fremde zerschnitt und lähmte oft die herrlichsten eigenen Kräfte. Doch ist es zweifelhaft geblieben, ob diese Allgemeinheit des Franzosenthums den Fremden oder ihnen selbst verderblicher geworden ist. Sie sind dadurch offenbar in der Einbildung verstockt, daß ihr Leben, ihre Sprache, ihre Kunst die einzig vortrefflichen seien oder doch gewesen seien: wer sich etwas einbildet, schreitet nicht vor, sondern geht zurück. Die Franzosen sind das einzige Volk in der Welt, die es dem Hahn nachmachen, den man an einer fremden Stelle aus dem Hünerkorb schüttet; so wie dieser sogleich krähet, so thut der Franzose auch: versetze ihn dreihundert, ja sechshundert Meilen weit nach Stockholm, Konstantinopel, und Ispahan, und den Augenblick krähet er ohne Verlegenheit sein Französisch heraus, und muthet jedem, den er trifft, zu, daß er ihm französisch antworte; denn nicht französisch verstehen und ein Barbar sein däucht diesem eitlen Volke gleich. Wahrlich wir hätten eine andere Kunst und Bildung, wenn uns dieses kleinliche und armselige Volk nicht so lange behext gehalten hätte.

In dem teutschen Vaterlande griff das Französische wegen der Nachbarschaft schnell genug um sich, obgleich in den Teutschen ein verjährter Haß

gegen die tückischen Nachbarn war und obgleich sich die teutsche Ehrbarkeit und Treue und selbst die teutsche Langsamkeit gegen das Unkeusche, Lügnerische, und Quecksilbrige länger hätte wehren sollen. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es ein Schimpf für die Kinder eines Fürsten oder Reichsgrafen, nicht französisch zu verstehen; seit dem siebenjährigen Kriege mußte alles, was nicht ganz ungebildet und roh gescholten werden wollte, französisch lesen und plappern. Und die Meister und Meisterinnen dieser Vortrefflichkeit, dieser feinsten Weltbildung, wie man sie nannte, waren gewöhnlich der Ausschuß des französischen Volks: Windbeutel, Abentheurer, Schwindler, Haarkräusler, Salbenkähe, Tanzmeister, unglückliche oder verlorne Dirnen, daheim für nichts geachtet oder gar geschändet, kamen über den Rhein, die plumpen, bleiernen, und groben Allemannen ein wenig abzuglätten und aus dem Groben zu schnitzeln. Diese Tollheit verdarb unsere Sitten, unsere Sprache, unsre Redlichkeit, und den letzten Rest von teutschem Stolz, ja sie warf zuletzt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen die Fürsten und Großen und das Volk. Daß man teutsch weder schreiben noch sprechen konnte, des schämte man sich nicht; daß man aber einen französischen Sprachschnitzer beging, achtete man gleich einer Todsünde. In der vornehmen Welt war schon lange alles Hofgeschnatter und alles gesellschaftliche Geplapper französisch; das Teutsche fand man zu plump, zu gemein, zu unwitzig: freilich für die Lüge und Schmeichelei und die Bemäntelung des Lasters sehr unbrauchbar und unbequem. Was das für Fürsten und Männer werden mußten, die nun

im Regiment und Rath sitzen und teutsche Menschen auf teutsch regieren und beherrschen sollten? Wie kann ein Fürst und ein Mann groß und herrlich sein, wie kann, was in der Tugend Unüberwindliches, in der Begeisterung Allmächtiges ist, diejenigen beseelen, welchen das erste Organ aller höheren Mittheilung fehlt? Die Sprache eines Volkes ist der hellste Spiegel seines Gemüthes und seines geistigen Lebens; wer sich der Sprache seines Volkes entfremdet, entfremdet sich dem Volke selbst. Wie gut er es auch meinen mag, nie kann er es gewaltig führen und leiten, nie kann er es begeistern und erheben. Was aber ein Mann als Held, als Künstler, als Gesetzgeber, als Erfinder Großes thut, bildet, denket, und erfindet — das alles kömmt ihm nur aus dem Volke. Da ist die Kraft, die Einfalt, die Majestät; in den Wurzeln und dem kräftigen Sinn der Gemeinde lebt, was den einzelen Großen als die Blüthe aller auf dem Wipfel des ganzen großen Volkes schimmern läßt. Die teutschen Fürsten und Baronen wurden freilich keine Franzosen, selbst der außerordentliche Friedrich ward es nicht; aber sie blieben auch keine Teutsche. Die nicht mit außerordentlicher Naturkraft gebohren waren, wurden elende Mittelдinger, versteinerte Figuranten, seelenlose und nüchterne Hohlköpfe, und klappernde Wetterhähne, die jeder Wind umdrehen konnte. Wir wissen, was wir erlebt haben. In einer fremden Bildung erstarrten sie; die Liebe, die Freude, die Begeisterung, die unvergängliche Treue und der heilige Zorn für das Vaterland und für die Landsleute, die in ihnen brennen sollten, wo blieben sie? Was ich nicht geliebt habe, dafür kann ich

nicht zürnen noch mich in Gefahr und Tod stürzen. Sie waren durch ihre Erziehung, durch ihr Leben, und durch den gewöhnlichen Ton der Gesellschaft schon neutralisirt; kam ihnen eine fremde Schande vollends unter französischer Gestalt oder gar mit französischer Leibhaftigkeit, so widerfuhr ihnen nichts Neues: sie blieben nur in einer knechtischen und äffischen Dienstbarkeit, deren Sklaven sie von Kind auf gewesen; viele freueten sich vielleicht, daß die französische Liebenswürdigkeit, Feinheit, und Gaukelei künftig auch bei ihnen ihren beständigen Wohnsitz aufschlagen werde; was das Volk fühlte und litt, wie das arme zertretene und geschändete Volk zürnte und ergrimmte, davon hatten sie keine Ahndung, denn das größte Heiligthum, wofür ein Volk am längsten kämpft, die teutsche Sprache, war nie ihre Muttersprache gewesen: die hatten sie nur angesehen als die Sprache der Bettler und Soldaten, mit welchen sie teutsch reden mußten; die Besseren und Edleren wurden durch das Französische geehrt.

Ich habe dies nur auf dem höchsten Punkt von außen angesehen; wie viel es von innen, in der tiefsten Wurzel des teutschen Volkes, für die Sitten, für die Weltansicht, und für das Urtheil bedeutet hat, ist unbeschreiblich; denn jede Sprache bemeistert sich durch ihre Art und ihren Sinn endlich des Gemüthes, dem sie die gewöhnliche ist. Dies brachte Zwietracht in das teutsche Leben, Trennung zwischen die Großen und Kleinen, Entfremdung der Fürsten und Herren vom Volke, Vergessen der alten teutschen Tugend, Strenge, und Treue, und gab den immer schon gefährlichen und treulosen Nachbarn ein Uebergewicht und einen Eingang, die sie sonst nim-

mer gewonnen hätten. Und durch das Beispiel der Höheren wirkte dieses Unwesen wie eine schleichende Pest verderblich und zerstörend auf den Theil des Volkes, worin eigentlich das Beschützende und Erhaltende der Sitten und Weisen eines Volkes am meisten ruhet, auf den besseren Mittelstand und Bürgerstand. Da ward auch lose und locker, was sonst fest und spröd gewesen war: Leichtfertigkeit hieß nun Liebenswürdigkeit, Geschwätz Weisheit, Zierlichkeit Tüchtigkeit, und es stand von Tage zu Tage schlimmer um die Einfalt und Treue und Redlichkeit, wodurch die alten Teutschen so gepriesen waren. Auch war die Streitbarkeit und Tapferkeit und die freudige und feurige germanische Waffenlust nicht mehr bei dem Volke, wie in den Tagen der Väter. Denn die Fürsten hatten den Männern die Waffen entwendet, und die Bürger zu weichlichen und muthlosen Handwerkern erniedrigt, und ihnen bloß die kleinlichen Künste des Gewinns gelassen; und waren alle männliche Uebungen und die männliche Freiheit von Tage zu Tage seltener geworden, und es stönte und ächzte das Volk in Noth und Mühseligkeit, damit es für Weiber und Kinder und auch für die Steuren und Auflagen Rath fände. Denn die Fürsten und Herren hielten prächtigen Hof und blanke und prächtige Schaaren von Soldaten, und stolzierten sehr, und sprachen in ihren Herzen: solange wir diese haben, wer will uns widerstehen? was sollten wir mit trotzigen und bewaffneten Bürgern und Bauren machen? die würden nach ungebührlicher Freiheit streben, da wäre das Land im Frieden voll Unruhe und das Regiment voll Mühe, und wären

sie doch im Kriege keine Wehr und kein Schutz. Sie irrten aber sehr, die also meinten.

Auch die Schriftsteller und Gelehrten und Priester und Propheten im Volke gingen auf demselben Wege des Irrthums und der Verblendung. Zwar die meisten von ihnen leugneten, sie seien Franzosenfreunde und lieben das Französische; auch schimpften und spotteten sie bei Gelegenheit viel über französische Albernheit und Gaukelei und Flatterhaftigkeit, und setzten teutschen Ernst und Fleiß und teutsche Gründlichkeit gern dagegen: aber sehr viele thaten doch, wie die Franzosen thaten, und war ihre Art und ihr Leben fast dasselbe, und ihr Streben und ihre Richtung in Kunst und Wissenschaft dem französischen Unwesen fast ähnlich, und hatte auch bei vielen von ihnen seichte Oberflächlichkeit, leere Verruchtheit, und öder Unglaube die einfältige Frömmigkeit und den fröhlichen Glauben der Väter vertilgt, und nahm Liebe und Treue täglich ab, und Hochmuth und Gleichgültigkeit nahm zu. Und wurden ihre Herzen verstockt gegen Gott und gegen die Tugend ihrer Väter, daß sie nicht mehr unterscheiden konnten, was gut und was böse, was schön und was häßlich, was wahrhaftig und was falsch war; und däuchte ihnen ihr Machwerk und ihr Leben und Treiben alles gar schön und vollkommen, und lachten über die Werke ihrer Väter, als die da kindisch und abgeschmackt seien: und steckten doch in der Lüge, denn die Einfalt und Schönheit und den Muth und Stolz ihrer Väter mogten sie nicht erreichen, und war leere Zierlichkeit und kalte Glätte das Höchste, wohin sie gelangten. Und das war ein Zeichen, wie schlimm es um sie bestellt

war, daß das Wüste und Leichtfertige und Prunkende anfing ihnen zu gefallen. Und die auch ein innerliches Gefühl von teutscher Vortrefflichkeit hatten und gern teutsch sein wollten, fanden die freudige und lebendige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein Künstlerleben und eine stolze Wissenschaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und einer so hoch, daß er in dieser kalten und leeren Zeit wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Göthe der Dichter, nicht aus dieser Zeit gebohren, sondern auf der einen Seite ein Bild der teutschen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft. Wann solche Zeichen kommen, dann ist die Zukunft nicht fern. Schiller aber und Klopstock und Herder, so groß sie waren, standen doch zu sehr mit in der kranken und ungesunden Gegenwart, und erinnern zu oft an das Eitle, Gespannte, und Empfindsame derselben. — Und es ward auch in Teutschland der Unglaube allmächtig, und die Theologen lehrten, daß es keine Wunder gebe und daß der Geist ein eitel begreifliches und gewöhnliches Ding sei; und die Philosophen stümperten und klaubten an einer todten und versteinerten Natur: und beide erschufen ärmliche Götzen für den hohen christlichen Gott und für die Heiligung des Geistes und die Zuversicht des Glaubens, und stellten elendige Stützen hin, woran die Menschen sich durch das erblindete und verarmte Leben so forthelfen sollten; und meinten alle, die sich weise dünkten, gleich dem französi-

schen Uebermuth, das Alte sei nichts und müsse auf das geschwindeste weggeräumt werden, und müsse der mündige und vom Wahn und Aberglauben erlöste Mensch sich einen andern Gott und einen andern Staat erfinden, und sie anders lehren und verwalten, als die Väter gethan hatten. Und sie verführten und bethörten so endlich auch das Volk, daß es an nichts Göttliches und Heiliges mehr glaubte, und die Verruchtheit und der Hochmuth der Menschen wuchs immer mehr. Es war aber diese unselige Tollheit am unverschämtesten von den Jahren 1780 bis 1795. Nachher sind viele anderes Sinnes geworden, und haben erkannt, wie thörigt sie meinten; manche andere hat das Elend bekehrt, und wird sie noch bekehren.

Wie allmächtig der Strom des Zeitalters floß, das alles Einzelne verallgemeinen und alles Alte zerbrechen und verjüngen wollte, das erscheint am besten daraus, daß er auch einen Orden vernichtete, der über zwei Jahrhunderte die Welt mitregiert hatte: den Orden der Gesellschaft Jesu. Wenn diese Gesellschaft gleich alles für erlaubt gehalten, was zu ihren Zwecken führte, wenn sie gleich durch List und Gewalt, durch Heuchelei und Schmeichelei, durch eine lose Sittenlehre und eine bunte Betünchung des Lasters, kurz durch Lügen und Verbrechen oft zu ihrem Ziele gestrebt hatte, so war bei ihr wieder eine Festigkeit der Grundsätze, eine Großheit der Gesinnung, eine Hingebung des Eigenen für das Allgemeine, kurz eine solche Aehnlichkeit dessen, wodurch die größten Menschen aller Zeiten von

der Menge unterschieden worden sind, daß man oft bewundern mußte, die man hätte hassen mögen. Bei ihrem Fall schien ihr Früheres durch dasjenige entsündigt zu werden, was man als eine unschuldige Schuld auf sie wälzte: ungerechte Strafen und Hinrichtungen haben oft Verbrechen versöhnt, die nicht bestraft worden. Die Jesuiten hatten in den weiten Landen Südamerikas, die sich an den großen Paraguaystrom hinaufstrecken, zwischen dem Gebiet der Spanier und Portugiesen, diesen fast unbewußt, einen mächtigen Staat gegründet, den sie als ihren Staat hätten behaupten mögen. Durch Tugenden, die das Evangelium preist, durch Freundlichkeit, Güte, und Geduld waren sie die Lehrer und Väter vieler Wilden geworden; durch Tugenden, die ihrem Orden gehörten, durch rastlose Thätigkeit und feste Beharrlichkeit, begannen Glück und Menschlichkeit auf einem Boden zu blühen, der in Europa ungehört war. Die Regierungen wurden aufmerksam, die Stiftung ward ein Verbrechen genannt, durch schwere Anklagen von Mord und Verrath, die nicht erwiesen sind, wurden die Jesuiten in Lissabon von dem herrschsüchtigen und grausamen Minister Pombal gebrandmarkt; mehrere ihrer Obern wurden hingerichtet, die übrigen von der Gesellschaft aus Portugal und Spanien verbannt; bald ward der Orden auch in Italien und Frankreich verfolgt; endlich durch eine Bulle des Pabstes aufgehoben. Die Welt klatschte in die Hände zu ihrem Unglück, Voltaire und seine Encyklopädisten, die Prediger des

neuen Heils, jauchzeten, als sei ein ungeheures Scheusal der Menschheit vertilgt. Wirklich war dies der größte Sieg, den die Meinung jemals mit solcher Leichtigkeit über die seltenste Festigkeit der Grundsätze errungen hatte. Das aber hätten die Zeitgenossen zu Herzen nehmen sollen, daß dieser Fall solcher Männer eine große Warnung war für alle. Wenn diese durch Machtsprüche und Gewaltstreiche so gleichsam weggeblasen werden konnten, was sollte das übrige Alte halten, welches bloß durch Gewohnheit vertheidigt ward? Die Aufhebung des Jesuitenordens war eine europäische Revolution. Die unglücklichen Väter nahmen bei ihrer Auflösung wenn nicht die Liebe doch die Bewunderung einiger Wenigen mit, die ahnden können, was das ist, wodurch Männer herrschen. Der Pabst aber, der sie aufhob, riß die letzten Pfeiler der alten Kirche nieder.

Wenn nun die Welt so steht, wenn Laster der Tugend, Verruchtheit dem Glauben, Aufgeblasenheit der Tüchtigkeit, Neuerungswuth der Liebe des Alten gleich geachtet wird, dann ist die Zeit der Heimsuchung nahe, das Geschlecht brütet sein eigenes Verderben aus, eine Geißel Gottes, ein Weltgericht, eine Sündfluth, ein Tyrann, den sie als das Ebenbild des Teufels verfluchen — solches erscheint, sie zu strafen. Dann, zu spät, schreien sie zu dem Himmel: er hört sie nicht, und kann sie nicht hören. Sie müssen abbüßen, was sie verschuldet, und die Ungebundenheit und der Ungehorsam und Unglaube gegen Gott und Sitte muß in Blut vertilgt werden.

Ueber Gute und Böse, über Schuldige und Unschuldige ergehet dann Ein Gericht, damit alle inne werden, daß es einen vergeltenden Gott und eine wahre Geschichte giebt, daß Menschenwahn und Menschengedanken wie Spreu im Winde zerstieben, und daß nichts bleiben darf, als was Einfalt und Treue gebohren haben. Sie aber sonneten sich an ihrer Thorheit und Nichtigkeit, und lachten über den Glauben und die Werke ihrer Väter, und meinten, wie gebildet, aufgeklärt, und herrlich sie seien, und wie das güldene Zeitalter bald anheben werde; und ahndeten nicht, daß sie mit Lügengespinsten umsponnen waren, und daß der Teufel sie zu verderben mit Mord und Verrath und Schrecken im Hinterhalt laure. Einige Gute aber straften und warnten sie ihrer eitlen Hoffnungen, und weissagten, daß die Frucht faul sein würde wie die Blüthe; aber sie glaubeten nicht. Daß aber was Neues bevorstehe, ahndete alle, und hatte sich schon in vielen Vorspielen und Zeichen offenbart.

Diese Strafe mußte eine politische sein. Eine glänzende Erscheinung, den lügenhaften Herzen und Gedanken dieser Menschen gleich, mußte erst alle locken und bethören, sie mußten sich noch einige Jahre in ihrem bösen Wahn spiegeln und daran ergötzen; dann aber mußte das Trugbild sich in eine Furie verwandeln, die Pforten der Hölle aufthun, und Wahnsinn, Verrath, Wuth, und Mord auslassen auf die Welt, damit alle endlich ihrer Narrheit und Sündlichkeit inne würden. Weil die Franzosen in den beiden letzten

Jahrhunderten die Führer und Verführer gewesen waren, so gebührte ihnen der Anfang: in Paris, woher diesem Geschlechte alles Heil zu kommen gedäucht hatte, mußte das glänzende Meteor aufgehen. Die wilden und überfliegenden Gedanken dieser Menschen waren schon seit mehr als zwanzig Jahren vorzüglich auf das Politische gerichtet; je mürber ihre Kräfte, je loser ihre Gesinnungen, je dünner ihre Tugenden wurden, desto mehr misfiel ihnen ihr alter Zustand; wie der alte Gott und der alte Glaube ihnen kindisch däuchten, so fanden sie auch selbst die löblichen Ordnungen, die ihre Väter gestiftet hatten, albern und abgeschmackt: Misbräuche und weise Satzungen alles sollte zugleich weg, aus reinem Verstande, aus reinster Vernunft sollten Ideale von Verfassungen hingestellt werden, dergleichen die früheren Alter nicht gesehen hatten. Bei diesen erhabenen Träumen vergaßen sie ganz, daß sie Menschen waren, und welche Menschen! und wie ungebundene Menschen! und meinten sich doch allein durch geistige Zügel lenken lassen zu können. Der amerikanische Freiheitskampf zwischen den Engländern und ihren Kolonien vom Jahr 1774 bis 1783 offenbarte die Gedanken und Wünsche der Menschen und ward ein Wetzstein, woran die politischen Ideen sich rieben. Damals schon hätten die Könige und Fürsten an der Art, wie die Menschen jene Händel ansahen und beurtheilten, ahnden können, was auch Europa bald bevorstehen werde. Noch ehe diese Unruhen beendigt waren, wollte Kaiser Joseph vom Jahr 1780 bis 1790 in seinen Staa-

ten plötzlich alles Alte neu machen, und verfuhr dabei, wie nur der wildeste Demagog hätte verfahren können. In den vereinigten und in den östreichischen Niederlanden, in Ungarn, in Lüttich, in Aachen, und an andern Orten waren in diesen Jahren Bewegungen und Aufwallungen für die Freiheit, wie die Leute sie nannten, welche nach dem Urtheil und der Ansicht des Zeitalters hergeleitet, begründet, und entschuldigt wurden, und in die heißen Köpfe immer mehr Feuer brachten. Endlich eröffnete Frankreich das große Schauspiel, und zog alle übrigen Funken in seine gewaltige Flamme.

Wie Ludwig der Vierzehnte regierte, wie er das Meiste auf Schein, Weniges auf Wirklichkeit wandte, wie er durch die Wuth Eroberer zu sein zuletzt den mächtigen Staat schwächte, wie er durch Frömmelei, Heuchelei, und Despotismus die letzte Freiheit und die Sitten zerstörte und die Gesinnungen untergrub, ist ungefär gezeigt worden. Nach seinem Tode, als sein Urenkel Ludwig der Funfzehnte noch Kind und Knabe war, regierte sein Neffe, der fröhliche, tapfere, und geistreiche, aber durch Wohllüste verdorbene Herzog Philipp von Orleans als Regent von Frankreich. Dieser parodierte durch eine neronische Offenheit und Nacktheit des Lasters das Leben Ludwigs des Vierzehnten. Nach ihm führte einige Jahre die Zügel des Reichs der Herzog von Bourbon-Condé; und nach diesem seit dem Jahr 1726, etwa funfzehen Jahre, der Lehrer des jungen Königs, der alte Kardinal Fleury, löblich und haus- Zustand Frankreichs nach Ludwig dem Vierzehnten.

hälterisch, so daß der ermattete Staat anfing sich zu erholen. Nach ihm aber brach das noch aufgehaltene Unheil wie ein Strom herein. Ludwig der Funfzehnte ward seit dem Jahr 1740 ein bodenloser Wohllüstling, ein gefühlloser Despot, der unter seinen Weibern und Höflingen es sich wohl sein läßt, wenn auch die Welt umher vergehen sollte. Seine beiden berühmtesten Beischläferinnen, die Pompadour und die du Barry, elende Minister, unfähige Feldherren, Bestechlichkeit, Sittenlosigkeit, und Schaamlosigkeit ohne Maaß, grausame Unterdrückung des Volkes, Gewalt gegen die Parlamente, unglücklich, ja schimpflich geführte Kriege, Verwirrung, Verschwendung, Räuberei allenthalben, wachsende Schulden, wachsendes Elend, wachsende Verruchtheit — das ist die Ueberschrift der langen Regierung, die von diesem unseligen Könige den Namen hat. Dazwischen spielt der Uebermuth und die Frechheit Voltaires und der Encyklopädisten: eben so verdorbene, knechtische, und sittenlose Gesellen, als die andern, die sich aber gern ein hohes Ansehen gaben, und, da sie das Einzelne nicht antasten durften, mit Ideen spielten, die sie allgemeine Ideen nannten. Dies ist ein treffliches Wort zur Bezeichnung der Nichtigkeit, womit sie sich selbst und andere getäuscht haben. Grade diese Allgemeinheit machte diese Ideen zu rasenden, sobald von so zusammengesetzten Dingen als Staat, Verfassung, und Gesetzgebung die Rede war. Auch dort sind die Grundlagen wenige klare und ewige Ideen, aber so wie es zur Aus-

führung und Anwendung kömmt, muß jenes Allgemeine zurücktreten, und das recht eigentlich Besondere eintreten, weil Verhältnisse, Gelegenheiten, Klima, Volkskarakter, Verdorbenheit oder Unschuld der Sitten, festgewurzelte Gebräuche und Weisen, und tausend andere Dinge jene gepriesene Allgemeinheit tausendfältig durchbrechen.

Auf Ludwig den Funfzehnten folgte sein Enkel Ludwig der Sechszehnte, ein guter, frommer, treuer König, auch nicht ohne Einsicht, aber leider ohne die Festigkeit, das Unheil auszurotten, das sich seit seinem Urgroßvater Ludwig dem Vierzehnten immer gehäuft hatte, und ohne die Kraft, auf den Vulkanen und in den Orkanen fest zu stehen, die ohne seine Schuld seine letzten Jahre erschütterten. Nie hat ein König gelebt, der dem Elend und der Unterdrückung lieber gewehrt hätte, als Ludwig, der jedem seiner ärmsten Unterthanen lieber jeden Sonntag ein Huhn mit Reis im Topf gegönnt hätte, als dieser redliche Mann; aber der Thron war von der Verdorbenheit so fest umsponnen, das Unheil steckte so tief und verwickelt in der ganzen Verfassung, daß nur ein außerordentlicher Mensch, mit der ganzen königlichen Macht und Weisheit gewaffnet, hätte durchdringen und das Bessere erschaffen können. Das Uebel hatte zu tiefe Wurzeln geschlagen; es hätte nicht nur ausgerottet, es hätte ausgebrannt werden müssen. Frankreichs großer Adel war, seit Jahrhunderten vom Volke geschieden, und nichts als Hofadel geworden, der in Eitelkeiten und Flittern setzte, was die Vorfahren

in Arbeiten und Tugenden gelegt hatten, der nur knechtischen Dienst, aber auch alle Ansprüche knechtischer Seelen kannte, und mit dem Königthum auf das engste zusammengewachsen war. Pracht, Verschwendung, Gewissenlosigkeit, Liederlichkeit, Frechheit ohne Gränzen — das alles ward mit zu der Königswürde und zu der glänzenden Hofhaltung eines Königs von Frankreich gerechnet: alle diese Sünden und Verbrechen nichtswürdiger Satrapen, und den Haß, der ihnen folgte, mußte der König mit auf seine Schultern nehmen. Ludwig liebte Ordnung und Mäßigkeit, er haßte allen Prunk; aber er konnte die Art des Hofes und seine Sitten nicht ändern: selbst seine Brüder und seine Königin konnte er darin nicht beherrschen. Es ward aber aller Glanz und alle Ueppigkeit von Tage zu Tage verhaßter, jemehr das Elend des Volks zunahm. — Der König von Frankreich hieß bei fremden Völkern ein Despot, der mit seinem unterwürfigen und dienstbaren Volke willkührlich thun und schalten könne, wie es ihm gefalle. Aber durch Gewohnheit und durch tausend andere Bande hatten die Prinzen und alten Geschlechter sich wie Dornen und Nesseln und anderes Unkraut um den Thron gerankt, und umwucherten die königliche Macht. Die reichen Quellen des Reichs sogen Generalpächter aus, die mit der ganzen Magnatenkaste in der engsten Verbindung standen, und durch Vorschüsse und Anleihen nicht allein ihres Besitzes sicher waren, sondern auch das Vertrauen auf die Staatspapiere und den Gang und Ausgang der meisten

Staatseinrichtungen, besonders der Finanzverfügungen, lenkten. Was also auch versucht ward, das Uebel zu bessern, die Misbräuche auszurotten, dem Volke Erleichterung zu verschaffen — an dieser Zusammenkettung mußte alles scheitern. Durften sie dem königlichen Willen und der tüchtigen Gesinnung und Kraft eines treuen und weisen Ministers auch nicht gradezu widersprechen und widerstreben, so brachten sie doch so viele Hemmung und Stockung und böses Blut in alles, daß es bleiben mußte, wie es gewesen war. König Ludwig suchte wackere, einsichtsvolle, und unbestechliche Minister und Räthe: er fand einige. Diese, durch des guten Königs Treue gespornt, wollten durchgreifen, aber lernten bald, daß nur die Bösen auf diesem Felde ringen konnten, und traten mit getäuschten Hoffnungen zurück. Ein so scheußliches und vielfaches Schlangengewirr des Geizes, des Hochmuths, der Herrschsucht, der Wohllust hatte den Thron umschlungen und sich um alle lebendige und kraftvolle Adern des Staats gewickelt, daß der König ein Alexander hätte sein müssen, um den Gordischen Knoten zu zerhauen, oder ein Herkules, um die Ungeheuer mit der Keule zu vertilgen. Mit gewöhnlichen Kräften, mit einem guten Willen, und treuen Fleiße war dies unmöglich.

Ludwig hatte von seinem Großvater eine Schuldenlast von 1000 Millionen Reichsthaler geerbt, der amerikanische Freiheitskampf, den er gegen England unterstützte, hatte diese noch vermehrt; doch waren die Schulden für ein so gro-

ßes und an Hülfsquellen so reiches Land, als Frankreich ist, so unerschwinglich nicht, daß der Staat darüber hätte zu Trümmern gehen müssen. Hätte Ludwig durchgreifen und die alten Ketten zersprengen können, so wäre da wohl Rath geworden. Aber ein Finanzminister folgte dem andern: Turgot, Clugny, Taboureau, Necker, dann im Jahr 1783 Calonne, welcher Wunder versprach, allerlei kühne Sprünge machte, aber die Dinge noch mehr in einander schob und verwirrte. Nun, als alles Zerfall drohet, im Jahr 1787 eine Versammlung der sogenannten Notabeln (Hochansehnlichen) und Graf Calonne, welcher die bevorrechteten Stände mit zur Beisteuer herangezogen haben wollte, abgedankt. Sein Nachfolger, der Erzbischof von Sens, Herr von Brienne, macht mit den Herren nach alter Weise neue Steuern. Da tritt das Parlament von Paris ein, und erklärt mit einer lange nicht gehörten, also gleichsam neuen Lehre, allein die Reichsstände können neue Steuern bewilligen. Der Minister hebt durch einen königlichen Machtspruch alle Parlamente in ganz Frankreich auf, und richtet einen sogenannten Hochmögenden Hof ein, ein rechtes Despotengericht, das sie ersetzen soll. Zuerst Gezischel und Gemurr, dann Geschrei, Lärm, Raserei in allen Gränzen des Landes; alle wollen die Zusammenberufung der Stände des Reichs, damit über den allgemeinen Jammer gerathschlagt werde. Der Hof erklärt sich endlich, wie das Volk will, Herr von Brienne dankt ab, sein hochmögender

Hof verschwindet vor den wiederhergestellten Parlamenten, und Herr Necker aus der Schweitz, den man für einen großen Finanzmann hielt, nimmt seine Stelle ein als Direktor der Finanzen.

Als die Nachricht erscholl, der allgemeine Reichstag sei beschlossen, war in ganz Frankreich nur Ein Jubel und Freudengeschrei: es war, als wäre mit dieser Post alles Glück vom Himmel gefallen und der Tag der Erlösung und Glückseligkeit erschienen. Ein wilder Enthusiasmus, ein glühender und schäumender Geist, der in Schriften und Reden ausströmte, die Stiftung von einer Menge Gesellschaften und Verbrüderungen, die sich für das Vaterland, die Verfassung, und Freiheit versammelt, und verbunden nannten; mancherlei Entwürfe, Vorschläge, und Ideen; mancherlei tolle und wüste Auftritte bei den Wahlen der Volksvertreter; dann die allgemeinen Ideen der Philosophen und Encyklopädisten, die in allen Köpfen gährten, und die kühnen Hoffnungen, die darauf gegründet wurden — mußten die Regierung warnen und auf ihre Hut stellen, daß sie Vorbeugungen und Auswege träfe, einem ungestümen und gewaltigen Kampfe wilder Kräfte, der bevorstand, begegnen zu können. Auch das wußte sie — was das Bedeutendste war — daß das lange gepreßte und geplagte Volk, von seinen Führern verhetzt und erbittert, einen brennenden Haß gegen den hohen Adel und die ganze große Zusammenschwörung der Generalpächter trug; daß dieser Haß bei den mei-

sten mehr wirken würde, als die Liebe der Freiheit; ja daß er selbst in den reinsten Herzen, welche nur Freiheit und Gerechtigkeit und nichts für sich selbst aus Herrschsucht oder Habsucht wünschten, die Mäßigkeit und Ruhe über die Gränzen treiben würde. Genug bekannt war die Stimmung und Gährung des Volkes, unverborgen waren die Entwürfe und Anschläge derer, die in diesem großen Spiel eine Rolle zu spielen wünschten; doch ließ die Regierung sich gutmüthig und schwach treiben. Der eitle Necker, der sich wie ein Pfau in seiner Selbstgefälligkeit spiegelte, und nicht wußte, daß er und sein König auf einem gährenden Vulkan saß, ließ dem Volke, das ihn als den Freiheitsgötzen und Verjünger des Vaterlandes austrompetete und posaunte, alles hingehen und hingeben; er versäumte, durch Geld, durch Zwischenspieler, durch Spione, und durch andere Mittel, die in so gefährlichen Zeiten, wo jeder ein umkehrendes Spiel treibt, der Regierung erlaubt sind, die Volksgesellschaften und Wahlen zu lenken und zu bestimmen: ja, er dachte nicht an das Allererste, an den Ort der Versammlung. Diesen mußte er wählen in einer Landschaft, wo die mäßigsten und ruhigsten Menschen wohnten, etwa in einer mittelmäßigen Burgundischen Stadt, dreißig bis vierzig Meilen von Paris. Aber Herr Necker kannte die französische Geschichte nicht, er kannte den unseligen Einfluß einer solchen Hauptstadt nicht, er wußte nicht, welch ein gefährliches Feuer unter der Asche glimmte, ja schon brannte, und den Staat, den

König, ihn selbst mit aller seiner eitlen Weisheit wie leichte Spreu wegblasen konnte. Er ließ geschehen, daß man die Stadt Versailles drei Meilen von Paris zum Sitz des Reichstags wählte.

Wie unglücklich der König mit diesem sorglosen, aufgeblasenen, und in sich selbst verliebten Minister war, so unglücklich, ja noch unglücklicher war er mit den Prinzen vom Blute, und mit den großen Familien Frankreichs, die seit Jahrhunderten dem Thron am nächsten gestanden waren. Das war ein eitles, mattes, abgelebtes, entartetes Geschlecht: keine Weisheit, kein Muth; keine Geschicklichkeit, kein Rath, kein Ansehen bei ihnen, keine Helden und Männer unter ihnen, welche die Achtung und Liebe des Volks besaßen und den wilden Pöbel und den Pöbelsinn der nachherigen Versammlung durch ihr Ansehen und ihren Ernst hätten bändigen können. O man beschuldige nicht immer das Volk des Ungehorsams und der Meuterei; diese entstehen nur, wo der Herrschaft die Tugend fehlt: das Volk verehrt so gern Herren und Fürsten, wenn sie wirklich herrisch und fürstlich sind. Aufhetzen und erbittern konnten sie den König, ängstigen und schrecken konnten sie ihn, mit Haß und Argwohn konnten sie seine treue Seele füllen, wähnen konnten sie bis auf den letzten Augenblick, ihre bloße Gegenwart, der Glanz ihrer Darstellung, die Hoheit ihrer Geburt werden die aufrührischen Pöbelführer, wie sie ihre Feinde nannten, vor ihnen in den Staub werfen; rathen, helfen, arbeiten, wagen konnten sie nicht, mit einem großen Beispiel nicht

einmal streiten und sterben konnten sie, als der Pöbel an den Thron drang und ihn zertrümmern wollte. Sie entflohen bald aus den vaterländischen Gränzen, und schrieen über ganz Europa Gewalt und Hochverrath, und forderten alle Könige und Fürsten auf, zusammen zu treten und das fürchterliche Feuer zu dämpfen, was ihre und ihrer Väter Sünden angezündet hatten. Der treue und redliche Ludwig stand hülflos und rathlos mitten in den Stürmen allein, und schwankte hin und her. Er und die Seinigen thaten nichts; aber in der Hauptstadt und in allen Städten und Landschaften bildeten sich furchtbare Gesellschaften: Gährungen, Anstiftungen, Aufhetzungen, Verblendung der Bürger, und Abwendung des Heers das waren die geheimen und öffentlichen Arbeiten einer unermüdeten und fürchterlichen Parthei, die, von dem allgemeinen Geist der Zeit angeblasen, in Paris noch durch die schrecklichsten Kabalen gegen den König und sein ganzes Haus entflammt ward. Dort stand der Herzog Philipp von Orleans, der reichste Mann Frankreichs, ein Prinz vom Blute, des Königs geschworner Feind, durch alle Laster und Schanden gebrandmarkt, an der Spitze einer düstern Kabale, die ihm den Thron aus der Ferne zeigte, aber den feigen und ränkevollen Dummkopf nur gebrauchte, um durch sein Gold zu wirken.

Französische Umkehrung.

So kam der Sommer des Jahrs 1789 herbei, von welchem man die französische Revolution datirt, die nun eine europäische geworden ist. Die drei Stände, Adel, Priesterschaft, und Bür-

ger, versammelten sich in Versailles. Sogleich in den ersten Tagen erschien, wie sehr Necker und die Königischen sich geirrt hatten. Die Volksvertreter waren nicht gekommen, bloß die Finanzvorschläge des allweisen Ministers anzuhören und darüber zu rathschlagen, nein, das ganze Reich an Haupt und Gliedern zu untersuchen und zu bessern, und nach den Rechten des Königs und der Großen wie nach den Rechten des Volks zu fragen; erst wollten sie einen Staat machen, dann wollten sie zusehen, wie er sich unterhalten könne. Dies ward so laut und so kühn ausgesprochen, und die Parthei, die es aussprach, war so vorbereitet und gerüstet, auch durch Zahl und Geschicklichkeit so überlegen, daß der König und die Aristokraten erschracken. Jene ließen ihnen nicht Zeit, sich zu besinnen, sie benutzten ihre Zahl und ihr Gewicht, zersprengten die alte Art, nach Ständen zu rathschlagen, und hießen alle eine einzige Versammlung ausmachen: Adel, Priesterschaft, Dritter Stand wurden nun Eins, nicht die Klassen entschieden, sondern die Mehrheit der Stimmen galt. Die Revolution war gemacht, die versammelten Stände, jetzt in Einer Kammer vereinigt, nannten sich Nationalkonvent. Dies geschah den 17. Juny des Jahrs 1789.

Bald ließen die in Paris, welche hinter dem Teppich spielten, eine fürchterliche Mine springen, damit, sagten sie, der hohe Sinn des Volks offenbar und der Stolz der Freiheit belebt würde. Den 13. July war daselbst ein fürchterlicher Aufstand und allgemeine

Zusammenrottung und Bewaffnung; den 14. July stürmten diese wilden Haufen die berüchtigte und dem Volke verhaßte Bastille, eroberten sie nach einem großen Blutbade, machten den Kommandanten und den größten Theil der Besatzung nieder, hänkten und enthaupteten an Stangen und Laternenpfählen, die ihnen Despotenknechte däuchten, und befreieten die Gefangenen, zum Theil arge Verbrecher, zu Ehren der jungen Freiheit. Von der Bastille blieben nur Schutt und Steinhaufen; doch baueten sie mitten auf dem Platze, wo sie gestanden, einen Brunnen, den sie den Brunnen der Freiheit nannten. Durch alle Lande Frankreichs eine gleiche Raserei, ein gleicher Enthusiasmus, gleiche Aufstände, Ausschweifungen, Brandstiftungen, Morde. Das nannten diese Menschen Freiheit und Freude, und jubelten, daß sie diesen Tag erlebt hatten. Die Guten zitterten, und die Weisen weissagten nicht mehr. Die Volksboten in Versailles in demselben Sinn, alles Alte verrufen und weggeschafft, kein Adel, kein Priesterthum, keine Vorrechte und Kasten sollten mehr sein, alles gleich, alles frei, alles Theilhaber der einzigen Majestät, die allein bei dem Volke ruhe. Zugleich ein immerwährendes und noch nicht aufgedecktes und vielleicht nimmer aufdeckliches Spiel der Partheien zwischen und gegen einander, und ein Fließen und Rückfließen der Meinungen, Ansichten, und Entwürfe, wie das Fließen der Ebbe und Fluth. Vieles davon ist allen Revolutionen gemein, Manches war absichtlich, das Meiste gewiß zufällig. Des-

wegen liegen Plan und Ungefär, Ueberlegung und Begeisterung, eigenes Wirken und fremdes Eingreifen, Unschuld und Schuld so in einander gewickelt, daß dieses Revolutionswesen der ersten zwei Jahre wohl ewig unauflöslich bleiben wird. Das Eine aber muß gesagt werden, daß wenige besonnen und mäßig waren, und erkannten, aus welchen Elementen ein Staat gebaut werden müsse, und daß noch nie eine Verfassung aus reinen Grundsätzen geworden sei; die meisten waren wilde Enthusiasten, auch die Gutmeinenden von Haß gegen die allerdings abscheuliche französische Aristokratie weiter fortgerissen, als sie anfangs gewollt hatten; von stiller Tugend, von bescheidener Anerkennung und Abwägung aller irdischen Dinge, und wie alles Beste, was Menschen machen und was für Menschen gemacht wird, damit es bestehen könne und damit es Haltung und Schwerkraft gewinne, auch an das Unvollkommene und Mittelmäßige geknüpft werden muß; von dem großen Solonischen Grundsatz: nicht das Vollkommenste, sondern das Vollkommene, was die Zeit und das Volk eben ertragen, zu machen — davon wußten wenige; Verruchtheit, geistiger Hochmuth, Vergessenheit der Liebe zu den Menschen und des Glaubens an Gott, kurz teuflischer Selbstdünkel war bei den meisten; jene Gerechtigkeit, die verzeihen, jene Milde, die barmherzig sein kann, fehlte fast allen: was sie ihre Aufklärung, ihre Freiheit, ihre Menschenrechte, ihre Allgemeinheit des Gottesdienstes nannten — war nichts als ei-

ne teuflische und gemüthlose Geistigkeit, ohne Wärme und Licht, aber voll Hitze und Schimmer. Wie diese Kraft sich selbst verzehrt, so sollten sie einander auffressen, und eine Revolution die andere, eine Verfassung die andere verschlingen; endlich bei vollendeter Ermattung der Kräfte, bei unauflöslicher und wüster Verwirrung und Hülflosigkeit sollte ein listiger und blutdürstiger Tyrann kommen und die Ermatteten und Eingeschüchterten mit seinem eisernen Scepter zu elenderen Knechten schlagen, als sie vorher gewesen.

Die Vorrüstungen und Vorspiele des Nationalkonvents endigten im Anfange Oktobers. Den 5. Oktober um Nachmittag kamen in zusammengerotteten Volkshaufen viele Tausende im fürchterlichsten Regenwetter von Paris zu Versailles an. Alles, was Armuth, Liederlichkeit, und Verruchtheit in großen Städten Scheußlichstes erzeugen, auch viele durch die Revolution von Ketten und Banden gelöste Scheusale, viele Zwischenspieler und Aufhetzer der wüthenden Partheien, selbst, wie einige behaupten, Konventsglieder und vornehme Magnaten, verkleidet und in Weiberröcken — ein solcher wüster, wilder, und gesetzloser Haufe, zum Theil in den abentheuerlichsten Verlarvungen, zum Theil mit seinem gewöhnlichen Smchutz und Lumpen bedeckt, einige ordentlich bewaffnet, andere mit Spießen und Kolben und Stangen, erschien vor den Schranken des Nationalkonvents und vor dem königlichen Schlosse, und nannte sich das gute und getreue Volk von Paris, das seinen Konvent begrüsse und seinen

König einlade, in seiner alten Herrscherstadt seinen Sitz zu nehmen. So gestiegen waren die Ansprüche des Pöbels, so gesunken das Ansehen der Besseren, und derjenigen, welche das Volk vorstellen sollten, oder auch, damit die Königischen in größere Noth kämen, absichtlich so hingegeben, daß man dieses Schandegesindel als Volk aufnahm; daß der Präsident und die Mitglieder einer Versammlung, die ein großes Reich bessern und wiederherstellen wollte, sich mit ihnen umarmten und ihre stinkenden Bruderküsse empfingen; daß der König und die Königin ihnen schmeicheln und sich vor ihnen verneigen mußten, als auf welche ihre Majestät nun überzugehen anfing. Diese jubelten und toseten in Versailles auf allen Gassen und in allen Häusern, und erst als Müdigkeit, Wein, und Ausschweifungen die wilden Sinne ermattet hatten, begaben sie sich zur Ruhe. Aber den andern Morgen früh um 5 Uhr waren die gräulichen Schaaren schon wieder wach, und mit ihnen war Geheul, Wuth, und Raserei erwacht. Bald ächzete das Gewimmer der königlichen Leibwächter, die sie in ihren Quartieren überfielen und ermordeten; und in wenig Minuten rings um nur Ein Tosen und Wimmern des Jammers, der Wildheit, und Mordlust; dazwischen das fürchterliche Dunkel einer regnigten Nacht, welche Sieger und Besiegte, Mörder und Ermordete, Verfolger und Verfolgte bedeckte, welche alles ungewiß, und Rath, Hülfe, Hemmung des Unheils fast unmöglich machte. Zuletzt war die Wuth auch in das königliche Schloß gedrun-

gen, die Königin und die königlichen Kinder hatten sich vor den Spießen, Messern, und Dolchen kaum aus ihren Zimmern gerettet; da stellten sich viele der Mitglieder des Konvents und andere zum Schirm um sie, das dämmernde Licht fiel heller auf die Wuth und die Schande, sie zogen sich knirschend und beschämt zurück: doch scholl, als der König und die Königin mit den königlichen Kindern sich auf dem Erker des Schlosses der Menge zeigten, zur Königin drohender Schimpf hinauf, von noch drohenderen Geberden begleitet. Diesmal war der schwarze Anschlag noch nicht gelungen, den König und die Königin und die königlichen Kinder zu ermorden; aber es gelang der wilden Rotte, sie und den Konvent nach Paris zu schleppen, wohin sie unter dem würdigen Geleite des Pöbels zogen: es war ein wahrer Triumphzug, wo die Schlechtesten des Volks über die gefallene Majestät triumphirten. Der König ging einen großen Theil des Weges zu Fuß im abscheulichsten Kothe und dichten Regen, und zog unter dem Hurra des wilden Haufens in Paris ein; gegen die Königin klangen wiederholt gräßliche Schmähungen. So groß war die Kraftlosigkeit der Regierung, die Verblendung des Konvents, die Elendigkeit des Generals la Fayette, der in Paris befahl, daß ein Haufe von 20000 bis 30000 Pöbel, von einigen schändlichen Bösewichtern angeführt, solches ungestraft wagen durfte. Warum nahm man nicht die letzte Kraft zusammen und zerschmetterte diese ganze Schaar? da wäre wenigstens kein unschuldiges Blut ver-

gossen; warum setzte man nicht gleich die letzte Ehre und das Leben drein? Sie fühlten zu, und lernten, wie viel sie durften, und sollten bald kühner vorschreiten.

Jetzt war der König und der Konvent in der Gewalt der Pariser, und allen Bewegungen und Aufruhren hingegeben, und von allen Anstößen fortgetrieben, welche den Partheien gefielen. Was in Versailles noch schonend und glimpflich geschehen war, das geschah hier frech und gewaltthätig; ein Uebel erwuchs aus dem andern, eine Frechheit gebahr die andere, ein Schrecken jagte das andere: man bewilligte und gab hin, aber die Ankläger und Forderer wurden nie gesättigt; Freiheit, Vernunft, Moral, Menschlichkeit, Aufklärung, unveräußerliche Menschenrechte, und unverletzliche Volksmajestät — das waren die großen Klänge, womit man das Volk betäubte und bethörte; dazu alles, was in Reden, Manifesten, Verkündigungen, und Schriften Frechstes und Wüthendstes ist, durch weitgreifende Gesellschaften und Verbrüderungen planmäßig über das ganze Reich ausgebreitet, und mit allen Mitteln der Hölle, mit Spionen, Aufhetzern, Bösewichtern, mit Bestechungen durch Gold oder Ehre, die man zeigte, gespielt, damit der alte Gott, der alte Glaube, der alte Pabst, und der alte König zu Nichts würden. Diesen aber fehlte alle Vertheidigung. So ward die Lehnsverfassung und das Priesterthum zerstört, die Gewalt des Pabstes verrufen, und die Grundfeste der katholischen Kirche zersprengt; dem Adel wur-

den seine Vorrechte, dem Könige seine Ehren und Herrlichkeiten genommen, ja seine eigenen alten Schlösser, seine kapetingischen Erbgüter: alles das ward für Volkseigenthum erklärt. In allen Städten und Flecken pflanzte man bunte Freiheitsbäume, die man mit Blut begoß, und tanzte darum, wie einst Israel um das güldene Kalb; man errichtete der Göttin Vernunft, der Göttin Moral Tempel und Altäre, und taufte alle Plätze und Gassen, ja selbst die Namen der Menschen in Frankreich nach Märtyrern und Helden der Freiheit, und nach Tugenden um, die jetzt die herrschenden sein sollten; Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung des ganzen Menschengeschlechts — das war die Losung des Tages, die an der Seine klang und an der Weichsel, der Themse, der Donau, und dem Mälare mit Entzücken gehört ward: so verblendet war das Zeitalter. Woran alle Europäer so lebendig Theil nahmen, das mußten alle einst mitfühlen: so hat es von jeher das Schicksal gesetzt. In dieser wilden Fluth von verworrenen Ideen und Gefühlen, in diesen gewaltigen Treiben und Stoßen der Partheien, welchem Gedränge der König mit seiner Familie einmal vergeblich durch die Flucht zu entrinnen versuchte, hatte der Nationalkonvent die neue Verfassung vollendet, wodurch eine immerwährende das Volk vertretende und vorstellende Volksversammlung als rathender, bewilligender, und gesetzgebender Körper eingesetzt und die ausführende Gewalt der königlichen Würde beigelegt ward. Keine Stände,

keine Stuffen mehr, kein Hoch oder Niedrig, Vornehm oder Gering: es waren alle Franzosen, lauter majestätische, freie, und gleiche Bürger. Aber die ganze Verfassung hatte zu viel Ungewogenes und Unhaltbares, sie war zu wenig mit irdischen Elementen und irdischer Schwere, worauf ein so schweres Ding, als der Staat ist, gegründet stehen muß, versetzt; sie hatte wie das Zeitalter nur eine fortschießende und zerstörende, aber keine hemmende und erhaltende Gewalt. Auch dem Könige, bei welchem die Ausführung sein sollte, war aus Haß, Mistrauen, und bösem Willen derer, die Neues aus Neuem wollten, nur ein Schatten von Macht gelassen; er war so umschränkt und umstellt, daß die Partheien ihn mit Spott auch nur den König Veto nannten; kurz, er war in die unselige Stellung gesetzt, daß alles Gute nicht von ihm zu kommen, alles Schlechte aber, was geschah, ein Werk seines bösen Willens zu sein schien; alle Mittel und Hülfen, auch ihm eine Parthei zu schaffen und durch Kampf und Gegenkampf, durch Einwirkung und Druck auf die Versammlung das ächte lebendige Leben eines freien Staates herzubringen — diese hatte man ihm völlig abgeschnitten. Auch den Besten und Gescheutesten fehlte es an klaren Ideen über Gesetzgebung; sie wußten nicht, daß jeder Staat durch Ausgelassenheit oder Knechtschaft stirbt, wo man nicht zwei mit aller Macht, die ihnen zu Gebote steht, gegen einander strebende und auf einander wirkende Kräfte einrichtet. Was kann aber werden, wenn

die eine Kraft bewaffnet und beweglich immer zum Angreifen und Zuschlagen gerüstet ist, die andere wehrlos und starr da steht und über die Angriffe und Streiche, die sie empfängt, nicht einmal klagen darf?

Auf diese Weise war die neue französische Freiheit geschwind genug fertig geworden; Europa klatschte in die Hände und jauchzete seinen unverständigen Beifall. So gleich, so frei, so glücklich, als nach der Idee noch nie ein Volk gewesen war, wollten diese Franzosen werden; und die thörigte Welt glaubte, sie könnten es werden, diese Menschen ohne Mäßigkeit, ohne Gerechtigkeit, ohne Gottesfurcht, ohne alle hohe Tugend der Sittlichkeit und der Treue. Die Freiheit, welches hohe Gut Gott immer nur den besten, tapfersten, fleißigsten, mäßigsten, und gehorsamsten Völkern gegeben hatte, welche die Weisesten und Edelsten von jeher fast als eine unmittelbare Gabe des Himmels angesehen und verehrt hatten, die sollte aus einem Klingklang hoher Worte und einem Dunst metaphysischer Aufgeblasenheit gebohren sein? die sollte bei den eitelsten, flatterhaftesten, sittenlosesten, unmäßigsten, und verruchtesten aller Menschen ihren Sitz aufschlagen, und von ihnen sich über alle Länder verbreiten? Die dies hofften, waren nicht allein bethört; sie waren auch unwissend und schlecht, sie kannten keine Geschichte, sie kannten Gott und seine Gerechtigkeit nicht, sie wußten nicht, welch ein Teufel in diesen sogenannten hohen und all=

gemeinen Ideen, in diesen blutigen und gräuelvollen Anfängen der jungen Freiheit heckte.

Im September des Jahrs 1791 nahm Ludwig der Sechszehnte die neue Verfassung an. Er hatte sich lange geweigert; wohl nicht aus Widersetzlichkeit, denn er liebte sein Volk, sondern aus der Ueberzeugung, dieses Machwerk werde nicht bestehen und ihn und sein Volk in mancherlei Elend und Zwietracht verwirren. Den 30. September löste sich der erste Nationalkonvent auf, der sich die konstituirende Nationalversammlung genannt hatte, und ging aus einander, und die neue Versammlung, die sich die gesetzgebende nannte, trat in seine Stelle. Durch ein dummes und unüberlegtes Gesetz hatte der erste Konvent verboten, kein einziges Mitglied von ihm dürfe zu dieser zweiten Versammlung gewählt werden, und hatte sich also von aller Mitwirkung und Theilnahme daran ausgeschlossen. Das war ein großes Unglück für Frankreich und für ganz Europa. Unter jenen ersten hatten doch die vorzüglichsten Köpfe und Herzen des Volks mit im Rath gesessen, freilich wenige mit politischer Mäßigkeit und Weisheit, die meisten mit überfliegenden und überspannten Ideen von menschlicher Freiheit und von Staatsverfassungen und Gesetzgebungen, doch viele, welche ihr Vaterland durch Verbrechen und Schanden nicht zu verbessern und zu befreien wähnten. Diese alle gingen nun ab, und verließen zum Theil bald nachher ihr unglückliches, geschändetes, und zerrissenes Land, und 747 neue Gesetzgeber traten für sie ein. Die meisten

dieser neuen Gesetzgeber waren ohne Bildung und Geschicklichkeit in öffentlichen Dingen zu rathen und zu wirken; viele, und zwar die kühnsten von ihnen, kamen sogleich mit dem Vorsatz, das eben gebauete Werk wieder umzustoßen, die kleinen Reste der königlichen Gewalt zu zermalmen, und eine des Zeitalters würdige freie und gleiche Republik zu erschaffen. Die wüthende Parthei hatte nicht geschlafen, als jene Glieder der ersten Versammlung ihre Macht und ihren Einfluß so thörigt aufgaben, sie hatte die tollesten Brauseköpfe und die wildesten Freiheitsschreier mit in diese Versammlung gebracht. Schon war der Name Jakobiner ein Name geworden, wobei fromme Herzen erschracken; jetzt sprach man von dem Berge, von den Feuillans, von den Rasenden, von Klubs, Rotten, und Versammlungen in allen Landschaften, welche ihre Blutdürstigen Hyderköpfe von Tage zu Tage grimmiger und giftiger aufrichteten. Was sich vorher vor höheren Kräften und Thaten noch geschämt und seine teuflischen Netze höchstens im Finstern ausgespannt hatte, trat jetzt als das Herrschende auf.

Nun erst kam der arme Ludwig der Sechszehnte mit den Seinigen in eine wirklich bejammernswürdige Lage. Was er auch thun und wie er sich gebärden mogte, es war einmal die Religion der herrschenden Parthei, zu glauben und glaublich zu machen, der König und der Hof, und alle, die nur von fern dazu gehörten, seien von Grundaus treulos und feindselig, und sinnen auf

nichts Anderes, als die junge Freiheit zu untergraben. Freilich wie sie eingeklemmt und erniedrigt waren, wie der König von Tage zu Tage mehr als ein bloßes Gaukelspiel der Partheien angesehen und behandelt wurde, wie die Bosheit und Verruchtheit auf den König, und auf die, welche ihm die nächsten waren, besonders auf seine Gemahlin, alles Gift der Hölle und alle erdenklichen Schanden ausspie, kann man es wohl natürlich finden, daß sie in solcher Gefahr sich nach jeder treibenden Trümmer umsahen, worauf sie sich aus der wüthenden Brandung retten mögten. Es ist dem Sterblichen das Schwerste, die Herrschaft, die er besessen hat, aufzugeben; sie mit Gewalt aufgeben müssen und von schadenfrohen Hohnlächlern und grausamen Feinden umlauert sein, ist gewiß das härteste Schicksal. Zu diesen traurigen Verhältnissen und natürlichen Empfindungen der Herrscher Frankreichs kamen die Bewegungen und Rüstungen und Vorstellungen der fremden Höfe, und die Einflüsterungen und Anblasungen und Prahlereien der Prinzen und Großen, welche ausgewandert waren und droheten ihr Vaterland mit dem Degen in der Hand wieder zu erobern. Alles dies vermehrte auf beiden Seiten die Besorgnisse, die Hoffnungen, die Argwohne, und machte des Königs Lage von Tage zu Tage mislicher. Der König, damit er sich vor den Verleumdungen und Anklagen rettete, wählte im Monat März 1792 alle seine Minister aus den Jakobinern. Diese erklärten schon im April an Oestreich den Krieg, und setzten den

König mit den fremden Mächten, mit dem französischen Volke, und der gesetzgebenden Versammlung recht geflissentlich in eine so schlimme Lage, und kabalirten und zettelten so gegen ihn, in dessen Namen alle ihre Handlungen doch ausgingen, daß er sie nach drei Monaten wieder abdanken mußte. Dies, und daß der König die grausamen Beschlüsse gegen die ungeschwornen Priester nicht bestätigen wollte, ward als ein Hochverrath angesehen, und der Pöbel wieder zusammengehetzt. Aber der König wies sich hier standhaft, und noch saß er einige Wochen auf seinem Thron.

Weil nun aber die Kriegserklärung gegen Oestreich das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege gab und der Anfang der europäischen Revolution ward, so überblicken wir kurz die Stimmung der Länder, ihren damaligen Zustand, und wie sie regiert wurden, damit wir begreifen, wie alles geworden ist, wie es nun am Tage liegt.

In Teutschland war die Stimmung überhaupt für die Franzosen, die meisten Zeitgenossen nahmen ihre Freiheit und Gleichheit noch lange Zeit für baare Münze, als wenige Gescheute schon begriffen hatten, wohin die ganze Narrheit und Ueberspannung führen werde: Freiheit über die ganze Welt, Abschaffung der Eroberungskriege, Abdankung der stehenden Heere, Befreiung der Rede und des Gedankens, Untergang aller Aristokratie und Tyrannei — das waren die herrlichen Klänge, die man den Ausrufern an der Seine glaubte und nachklingelte. Wer anders meinte,

hieß ein verstockter Dummkopf, ein knechtischer Fürstendiener. So schändlich war die Vorliebe für die Franzosen und so groß der Wahn von ihrer republikanischen und weltbürgerlichen Herrlichkeit, daß, als im Sommer 1792 die teutschen Heere gegen Frankreich auszogen, die meisten ihrer Landsleute ihnen wahrlich kein Glück gegen die Franzosen wünschten — In Oestreich hatte Maria Theresia, eine tapfere und gute Frau, auch die Jahre nach dem siebenjährigen Kriege immer noch weise und gerecht regiert. Sie starb im Jahr 1780 und ihr ältester Sohn, der teutsche Kaiser Joseph, ward Herr ihrer weiten Lande, ein edler wohl meinender Herrscher, der aber zu rasch durchfuhr und alles mit Einem Male umgestalten und von seiner Aussaat sogleich die Früchte sehen wollte. Er war ein rechtes Bild des Zeitalters, das nichts aufbauen, sondern nur zerstören konnte; auch schuf er wenig, weil er auf einmal zu vieles umfaßte. Der Geistlichkeit die Vorrechte schmälern und Abteien und Klöster aufheben, die Leibeigenschaft verrufen, allen seinen durch Völker, Sprachen, Klima, Sitten, Gesetze verschiedenen Landen Eine Sprache und Eine Verfassung aufdringen wollen, und dazu noch einen unüberlegten Krieg mit den Türken beginnen — das konnte in zehen Jahren nicht glücken. Kaiser Joseph, dessen Herz ein besseres Schicksal verdient hätte, sah sein Heer geschlagen, die Ungarn voll Widerspenstigkeit, die Niederländer im Aufruhr, die Priesterschaft und den Pabst in Widersetzlichkeit: so starb dieser edle Mann vor Gram,

in dem Gefühl, nichts gethan zu haben, eine rechte Tragödie der Zeit; denn was ist tragischer, als das Gute gewollt und verfehlt zu haben? und dadurch unterzugehen? Ihm folgte als Kaiser von Teutschland und Herrscher der östreichischen Lande sein besonnener und mäßiger Bruder Leopold, vorher als Großherzog von Toscana durch Weisheit und Gerechtigkeit berühmt. Als er mit Preussen und mehreren Fürsten über die französischen Sachen schon in allerlei Unterhandlungen und Verbindungen eingegangen war, starb er plötzlich im Winter 1792. Ihm folgte in allen seinen Würden sein ältester Sohn, der Erzherzog Franz, welchem die Franzosen bald nach seinem Regierungsantritt, den 20. April, schon den Krieg erklärten — In Preußen regierte seit dem Tode des großen Friedrich, seit dem Jahre 1786, sein Neffe, Friedrich Wilhelm, ein stattlicher, schöner, und tapferer Mann, eine rechte Königsgestalt, wie so viele Hohenzollern getragen hatten; aber herrliche Naturgaben hatte die Wohllust in ihm zerstört. Er war gutmüthig, sorglos, verschwenderisch, und unter Günstlingen und Weibern der hohen Ehren und Pflichten vergessen, die einem Könige geziemen. Schon sein Oheim hatte die großen Geschäfte Europens in seinen letzten Jahren fast zu gleichgültig und sorglos behandelt; dieser kümmerte sich noch weniger darum. In den Jahren 1789 und 1790 war die Zeit gekommen, wo er zwischen sich und Rußland eine gewaltige Vormauer hätte aufführen, auch gegen Oestreich, wenn es dessen bedurft hätte, einen Freund gewinnen

können. Friedrich Wilhelm ließ die Polen fallen, und mußte nachher das Land theilen helfen. Gegen Osten mußte er vorbauen, gegen Westen sich ausbreiten, denn da gewann er in dem gleichstämmigen Volke mehr Stärke. Das war Preussens Politik, wenn es eine von Teutschland verschiedene Politik haben wollte; was es allerdings wollte. Noch schien der preußische Staat kräftig, doch herrschten Weiber und Schwächlinge, die Ehre und der Stolz verfielen schon, der von Friedrich hinterlassene Schatz ward ausgeleert, die Verwaltung war schlaffer: lauter Zeichen des Sinkens; doch hatte Friedrich Wilhelm alles dies nicht verschuldet, Manches hatte er mitgeerbt. Die übrigen Stände und Fürsten des heiligen römischen Reichs teutscher Nation schwammen nach Gewohnheit zwischen den beiden großen Staaten und ihrer Anziehung in der Mitte. Das Volk aber wartete großer und neuer Dinge, welche ihm auch kamen, nicht wie es gehofft hatte, sondern wie dem lüsternen Hunde die heiße Brühe auf den Kopf gegossen wird.

Polen war in drei Jahrhunderten immer mehr zurück gegangen. Ein wilder, leichtsinniger, ungehorsamer, und verschwenderischer Adel, der allein Volk heißen und weder Königen noch Gesetzen gehorchen und keine freien Bürger und Bauren dulden wollte, verdarb ein zahlreiches und kriegerisches Volk von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr, und in dem Maaße, wie die Nachbarn stiegen, sanken die Polen. Schon im sechszehnten, siebenzehnten Jahrhundert zitterten die Polen vor

den Schweden und Russen und Türken, und verloren an jedes dieser Völker schöne Lande; im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schaltete der König von Schweden, der nur drittehalb Millionen Menschen beherrschte, über ein Land, das von mehr als zwölf Millionen bewohnt war. Nach Schwedens Fall ward Rußland im Norden allmächtig, bestimmte Polens Schicksal, und gab ihm seine Könige. Im Jahr 1772 hatten Rußland und Preußen und Oestreich, damit sie das unruhige und meuterische Volk, wie es hieß, an Ordnung und Gesetzlichkeit gewöhnten, über ein Viertel des ganzen Landes an sich genommen und unter sich getheilt; auch hatte Rußland befohlen, wie Polen hinfort regiert werden sollte. Endlich mitten in der brennenden französischen Revolution that Katharina von Rußland das Letzte: Polen ward unterdrückt, sie nahm den größten Theil des Landes für sich, und gab das Uebrige an Preußen und Oestreich. So endigt ein Staat, der Freiheit und Gerechtigkeit nicht liebt und über Habsucht und Zwiespalt Treue und Vaterland vergißt.

Auch die Osmanen schliefen auf den großen Thaten ihrer kriegerischen Väter, ein starkes, mannliches und streitbares Volk, im Besitz der herrlichsten Länder der Welt und der reichsten Hülfsquellen: sie schienen aber zurückzugehen, weil sie europäische Art nicht annehmen noch die Fortschritte europäischer Kriegskunst für sich benutzen wollten. Die Russen hatten die Nordküste des schwarzen Meers und die reiche Krimm und mit beiden

die besten Häfen und die Herrschaft jenes Meers erobert; aus ihren Landschaften und Festungen ertönte es nur nach Europa hinüber von Aufständen, Verrathen, Morden, und inneren Kriegen. Doch halten die andern Europäer sie weniger gefährlich, als sie sind. Wann einmal ein Held unter ihnen aufsteht, gewaltig genug, daß sie vor ihm zittern und ihm gehorchen müssen, oder wenn das Reich durch die Ungläubigen wirklich einmal in Gefahr kömmt, dann werden sie offenbaren, daß in dem türkischen Namen noch unbekannte Schrecken liegen. Noch ist jeder Türke ein Mann, weil die europäische Weiblichkeit der neuen Zeiten, was einige Schwärmer grade das herrliche und erfreuliche Zeichen des Zeitalters nennen, nicht zu ihnen gekommen ist, und weil alle unsere Weichlichkeit, Zierlichkeit, und Empfindelei ihre Art nimmer verpesten kann.

Die lebendige Bewegung des russischen Volkes, die einen Mann wie Peter den Großen erzeugt hatte und die eben dieser Peter noch lebendiger machte, hörte auch unter den folgenden Regierungen nicht auf. Verschwenderische und asiatische Hofhaltungen, das Regiment sorgenloser und wohllüstiger Kaiserinnen, viele thörigte Unternehmungen, und zwecklos und blutig geführte Kriege, konnten das Streben und Wachsthum, welches einmal im Volke war, nicht hemmen. Noch saß Katharine die Zweite, eine gebohrne Prinzessin von Anhalt, auf dem russischen Thron, eine Frau von außerordentlichen Gaben, welche männliche Stärke und weibliche List, Milde und

Strenge, Zartheit und Gewalt gleich geschickt zu gebrauchen verstand. Sie hatte Polen einen König gegeben und seine Länder getheilt, sie hatte die Türken besiegt, den Aufruhr des fürchterlichen Pugatschew unterdrückt, den Schweden widerstanden, die Nordküsten des schwarzen Meers und dadurch treffliche Häfen zu weiten Handel gewonnen; in Petersburg regierte sie mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit, die nordische Semiramis, von einigen so sehr gehaßt, als von vielen geliebt, gefürchtet von allen. So stark war das Volk und so wachsend die Macht auch wegen der Schwäche der Nachbarn, daß das westliche Europa die Russen zu fürchten begann. Das haben sie bewiesen und werden sie beweisen, wie fürchterlich unter gewissen Umständen ein Volk ist, dessen Gehorchende feste Tapferkeit mit blindem Gehorsam vereinigen und dessen Befehlende die Feinheit und Gewandheit von Gebildeten haben.

Schweden war durch Karls des Zwölften *altnordischen* Heldensinn, der tausend Jahre zu spät oder ein Jahrhundert zu früh kam, und durch den Abfall der Großen von ihm, die ihn ermorden ließen, als er das Reich wieder herstellen wollte, tief herunter gesunken von der hohen Macht, die es seit Gustav Adolf und Karl Gustav im Norden behauptet hatte. Die Zeit von dem Jahre 1720 bis 1772 haben die Schweden die Freiheitsepoche genannt. Sie hatten Könige, die bloß als leere Schatten über dem Ganzen schimmerten; die Gewalt war bei einem aristokratischen Reichs-

rath, der zwischen Rußland und Frankreich im Wechsel der Partheien schwankte, aber sich mehr gegen Frankreich neigte. Doch war so viel Freiheitssinn, Treue und Tapferkeit in dem edlen Volke, daß es im Sturm der Partheien nicht untergehen konnte. Gustav der Dritte, ein feuriger, geistreicher, beredter, und liebenswürdiger Mann, stellte im Jahr 1772 die königliche Gewalt wieder her, und regierte nach Schwedens alten Gesetzen, doch nicht so frei, als die früheren Gustave und Karle regiert hatten. Lange war er der Günstling, ja der Liebling seines Volkes und Europens; denn er hatte den Geist, den Witz, die Gewandtheit, selbst vieles von der Leichtfertigkeit, welche dem Zeitalter gefielen. Der schwedische Adel hatte seinem Könige das Jahr 1772 nie ganz vergeben; als der König im Jahr 1788 Rußland den Krieg erklärte, den er anfangs nicht zu führen verstand, aber zuletzt wie ein König durchfocht, da rottete ein Theil des Adels sich wider ihn zusammen, und schloß unter sich und mit der Kaiserin Katharina Verbände ab. Gustav, den sie seit mehreren Jahren durch Weichlichkeiten erschlafft geglaubt hatten, zeigte sich hier zugleich als ein heldenmüthiger Mann und ein gnädiger König: im Rath, im Felde, auf der Rednerbühne begegnete er allen Gefahren, und verzieh fast allen Verschwörern gegen sich und das Vaterland. Er demüthigte in diesem Kampfe den Adel durch den Beistand der andern Stände, die er für sich gewann, und erwarb auf dem Reichstage zu Stockholm im Jahr 1789 fast die Fülle der kö-

niglichen Macht. Als er im ganzen Ernst darauf sann, Schweden eine Verfassung zu geben, die eines freien und tapfern Volkes würdig war, ward er im Frühling des Jahrs 1792 nach dem Reichstage zu Gefle durch eine Verschwörung ermordet. Dadurch ward ihm auch die Rolle genommen, die er übernommen haben soll, im Fall der Krieg der Könige gegen die neufränkische Republik an der Seine ausbräche. Nach ihm regierte während der Minderjährigkeit seines Sohns Gustav Adolf sein ältester Bruder, der Herzog Karl von Södermanland, ein Prinz von persönlichem Muth und hellem Blick, der aber Bequemlichkeit und Frieden liebte. In Schweden war unter allen Ständen des Volks viele Vorliebe für die neue französische Freiheit.

Dänemark war seit Christians des Vierten Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege still in sich zurückgetreten, und in Europa nicht gehört worden. Die Dänen sind ein schwaches Völkchen, das mit seinen Inseln fast wegschwimmt, doch voll Volkseinbildung, aber ohne Volksfreiheit; was auf dem festen Lande unter dänischem Scepter wohnt, ist meist teutsch, und gehört dem teutschen Reiche an; Norwegen kann man wie einen für sich bestehenden Staat herrlicher und freier Männer betrachten. Daher kam es, daß Dänemark über hundertundfunfzig Jahre lang keine Geschichte hatte. Solcher Mangel macht langen Frieden zu keinem Glück. Entweder lebe, oder sei ganz todt! das gilt für den Einzelnen, wie für die Völker und Staaten.

Auch die vereinigten Niederlande, funfzig Jahre so herrlich als die Vertheidiger der Freiheit Europens, dieses kleine Land, von kaum drei Millionen Menschen bewohnt, einst wimmelnd von großen Helden, Staatsmännern, Gelehrten, und Erfindern, wimmelnd von allen schönsten und edelsten Bewegungen, schlief seit dem Jahre 1715 auf seinem Ruhm und seinen Schätzen ein, und ward endlich klein, weil es mit den Großen nicht groß zu sein wagte. Seit dem Jahre 1747 hatte das Land wieder einen Erbstatthalter; denn seit Wilhelm dem Dritten, mit welchem die alte Linie der Erbstatthalter ausstarb, war keiner gewählt worden. Daher nun wieder häufige Bewegungen und Unruhen zwischen den oranischen und republikanischen Niederländern. Auch in den auswärtigen Geschäften war kein Ansehen und kein Nachdruck mehr. Im Jahr 1780 traten die Niederländer dem amerikanischen Bunde nur bei, damit sie geplündert und geschlagen würden; im Jahr 1784 wurden sie vom Kaiser Joseph, 1787 von Friedrich Wilhelm von Preußen wie ein kleiner unbedeutender Staat behandelt. Es war nicht recht, daß diese Fürsten vergaßen, wie viel die Niederländer für ihre Vorfahren gethan hatten. Aber den Niederländern selbst geschah recht: denn wer aus Faulheit und Geitz schwach und ungerüstet ist, der klage nicht über Gewalt und Uebersfahrung. Aber dem Generalstatthalter konnten sie nicht vergeben, daß sein Schwager der König von Preußen sie für ihn und seine sogenannten Rechte mit einem bewaffneten Heere überfallen hatte.

Viele freueten sich des Freiheitsgetümmels in Frankreich, und warteten mit Freuden des Augenblicks, wo es an ihre Gränzen käme, damit sie sich an den Oranischen rächen mögten.

Den Schweizerstaaten widerfuhr dasselbe, was den Niederländern; auch sie schliefen auf den Lorbeern großer Väter: doch hatten sie nicht so viele Aufforderung noch Kraft als die Niederländer, sich in der großen europäischen Bewegung mit umzutummeln. Daß sie aber an den größten Dingen keinen Theil nahmen, daß sie den dreißigjährigen Krieg still an sich vorüberziehen ließen, daß sie Ludwig den Vierzehnten alle Länder überziehen und selbst ihre Vormauer die Grafschaft Burgund, für deren Freiheit und alte Verfassung sie Bürgen waren, von ihm niederreißen ließen — das war weder löblich noch klug. Wer ruhig schlafen will, wann des Nachbarn Haus brennt, wer in Frieden sitzen will, wann alle andere in Noth sind, der kann gewiß sein, daß er durch solche Ruhe weder stärker noch glücklicher wird, und daß das Unheil über den Unvorbereiteten einst desto schrecklicher herfallen wird. Auch in der Schweitz waren schon Menschen genug, welchen das Alte und Väterliche nicht mehr gefiel, welche auch gerechte aristokratische Regierungen drückende Tyrannei schalten, und durch das Volk und seine unendliche Majestät alles wie in Frankreich gleich und frei zu machen predigten. Desto fester hielten die Altväterischen und desto strenger die Aristokratischen in Bern, Freiburg, Lucern, Solothurn, und andern Orten die Zügel. Jetzt aber

wäre vor allen Eintracht noth gewesen, Erneuung der eidgenossischen Begeisterung, Rüstung und Uebung in den Waffen, ja lebendige Theilnahme an einem Kriege, der den Klügen durch manche Zeichen sehr bald offenbarte, daß er nicht an den Ardennen und am Rheinstrom stehen bleiben, sondern über die Länder gehen würde.

Großbrittannien, das freie, seemächtige, und länderreiche, schien in dem letzten gefährlichen und kostbaren amerikanischen Kriege, worin seine eigenen Kolonien und Frankreich, Spanien, und die Niederlande sich gegen dasselbe vereinigten, und ein großer Theil seiner nordamerikanischen Landschaften und Kolonien sich wirklich von ihm losriß, einen gewaltigen Stoß erhalten zu haben. Aber die Freiheit, und die Kraft, die in einem freien und ungehemmten Volke wohnt, ferner der Muth und die Reichthümer, welche der Welthandel giebt, heilten alle Schäden leicht aus. England hatte unermeßliche Schulden, alle Welt verkündigte und schrieb, es müste darüber zu Grunde gehen, und siehe es wuchs und blühete von Jahr zu Jahr, und ward immer mächtiger durch Volksmenge, Fleiß, und Gewerbsamkeit; denn die meisten Zinsen dieser Schulden bezahlte es seinen eigenen Einwohnern. Damals regierte als erster Minister in England Wilhelm Pitt, der jüngste Sohn des vormaligen großen Minister und Patrioten Lord Chatam, in den Jünglingsjahren schon ein reifer Mann, kalt und feurig, leicht und tief zugleich, beredt, gewandt, großmüthig, uneigennützig, mit den größten Kenntnissen der

Verfassung und den tiefsten Einsichten der Finanzen gerüstet, ohne andere Neigung noch Ziel, als für sein Vaterland zu arbeiten. Doch war er ehrgeitzig, und wollte herrschen; das ärgerte seine Feinde am meisten, daß sie das nicht konnten wie er. England war durch seine Lage, seine Hülfsmittel, und seine Verfassung noch immer das festeste und mächtigste Reich in Europa. Es sollte zehen und zwanzig Jahre später sich selbst wundern, wie gewaltig seine Kraft war; es wußte es damals noch nicht. Auch in England glüheten viele tausend Herzen für das, was in Versailles und Paris geschah, und sie weissagten aus den französischen Bewegungen Glück und Freiheit.

Spanien ward von den Burboniden nicht besser regiert, als von den letzten Habsburgern: das Veraltete ward nicht weggeräumt, das Neue war nicht lebendig, die Könige waren orientalische Sultane, die Minister Großvessire, häufig Abentheurer und Glücksritter; Spanien behauptete auch im achtzehnten Jahrhundert in Europa den Rang nicht, den es nach seinen Hülfsquellen hätte behaupten müssen. Wenn auch im Innern manches Gute geschah und ausgeführt ward, so ward doch weder durch eine allgemeine freie Verfassung, noch durch jene neue Ordnung in den andern Ländern, welche viele Menschen Regierungen nach Grundsätzen, einige Despotismus nannten, nichts zu einem Ganzen verbunden oder auf ein gemeinsames Ziel gerichtet. Weil Spanien unter einem Zeitalter, das nicht sein Zeitalter war, faul und ruhig liegen blieb, so hielten

die Fremden dort alles erstorbener, veralteter, nichtiger, als es war; sie bedachten nicht, daß in dem Ruhenden und von dem übrigen Europa Abgeschlossenen vielleicht eine Kraft schlummere, die einmal furchtbar hervorbrechen werde: sie kannten weder das Land noch das Volk. Weil Spanien in den großen politischen Geschäften und in Kriegen und in Friedensschlüssen nicht vorleuchtete, so schien es ihnen auch nichts zu sein, ja gar nicht zu sein. Als die Aufklärerei und das Freiheitsgeschrei vollends überhand nahm, da träumte man in Spanien nur elende Knechte und verdumpfte Pfaffen. Daß das herrliche Volk sich von jeher als frei, tapfer, hochherzig, großmüthig, treu, wahrhaftig, fromm, und aller Ehre und Biederkeit begierig gezeigt hatte, das hatten alle vergessen. Die Spanier thaten den Fremden eben so; sie wußten von dem übrigen Europa nicht viel, und an den neuen französischen Dingen fanden sie gar kein Wohlgefallen.

An Spanien lag Portugal, am Ausgange des funfzehnten und bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts ein weltberühmtes und weltentdeckendes Land, darauf kleiner, bald eine spanische Landschaft, was es zum Glücke der großen pyrenäischen Halbinsel immer hätte bleiben sollen, dann wieder losgerissen, aber nimmer wieder etwas bedeutend. Es hielt sich, daß es gegen Spanien Schutz hätte, an England, und hing seit dem spanischen Erbfolgekriege fast von England ab.

Auch Italiens Zeit war lange vergangen. Weder in die Art noch in die Gefühle und Ansichten der gegenwärtigen Zeit ging es so ein, daß man glauben konnte, es werde sich bald aufraffen. Seit drei Jahrhunderten Fremden dienstbar athmete es nicht mehr mit eigenem Leben, und die lebendige Kraft und Begeisterung, die es im vierzehnten, funfzehnten, und sechszehnten Jahrhundert noch erregte, war ermattet — Im Norden herrschte Oestreich nicht strenge über unterworfene Landschaften — Der König von Sardinien hatte die Alpenschlüssel und eine furchtbare Reihe Festungen und ein Heer von 40000 Mann; aber der hohe und kriegerische Geist, der die kleinen Grafen von Savoyen einst so groß machte, hatte die mächtigeren Könige von Sardinien verlassen — Venedig, die sich einst die Königin der Inseln und Meere nannte, die sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch herrlicher Siege zu Lande und Wasser über die Osmanen rühmen konnte, war zufrieden die alten Ordnungen und Polizeien größerer Väter kümmerlich zu erhalten und geistlos zu üben, und zählte etwa 15000 schlechte Soldaten, einige elende und halbverfaulte Fregatten und Galeeren, und immer noch stolze Bürger, die aber in der allgemeinen europäischen Weichlichkeit auch nicht mehr die Waffen zu führen verstanden. — Der heilige Vater in Rom war seit der großen Kirchenspaltung und seit der Reformation im sechszehnten Jahrhundert nie wieder zu dem früheren Ansehen gelangt. Als die allmächtige Zeit, die alles Alte

und alle Bollwerke des Alten niederzureißen strebte, die Jesuiten aufhob, da bekam er einen neuen Todesstoß. Seitdem ward bei den Fürsten, selbst bei den weniger mächtigen, Gewohnheit, was sonst noch außerordentliche Kühnheit geheißen hatte. Unter Josephs des zweiten Regierung reiste Pabst Pius der Sechste von Rom nach Wien, damit er den Kaiser in seinen Neuerungen dämpfte; er gewann nichts, als daß er die Priester gegen ihn etwas widerspänstiger machte. Von Parma, von Neapel, selbst von dem gläubigen Spanien und Portugal hatte der Pabst Demüthigungen und Kränkungen erlitten; die schlimmsten kamen durch die übermüthigen Schreibfedern. Auch der weltliche Staat des heiligen Vaters war in einem schlechten Zustande, und ward gewissenlos und schlaff verwaltet. — Süditaliens Paradies, die Königreiche Apulien und Sicilien, waren durch die Lehnverfassung, durch den Verfall strenger Gesetzgebung, wie sie dieses Klima und dieser Karakter bedarf, durch die Herrschaft fremder Völker, dann durch schlechte Verwaltung und Regierung eigener Fürsten in einem traurigen Zustande. Ein Land unter dem glücklichsten Himmel und mit der vortheilhaftesten Lage in der Mitte des Mittelmeers, vor welchem Europa, Afrika, und Asien wie ein Teppich ausgebreitet liegen, mit allen Hülfsmitteln begabt, welche die Natur nur verleihen kann, von einem freudigen, geistreichen, tapfern Volke bewohnt, hatte nur Despotismus und Elend 40000 schlechte Soldaten, einige schlecht gerüstete und schlecht bemannte Kriegsschiffe, viele Bettler

und Banditen, und keinen Geist, der einem Sturm von außen widerstehen konnte. So elend, und schwach war ein von sechs Millionen Menschen bewohntes Land, daß es in Europa kaum gehört ward. Ein König, wie Friedrich der Zweite von Preußen, hätte es in dieser Zeit reich gemacht und ein Heer von 150000 Mann und eine Flotte von 40 Kriegsschiffen unterhalten. Aber die großen geistigen Bewegungen der Welt gingen über Italien hin, und deswegen hatte es auch kein politisches Leben, das aus ihm selbst kam — Die übrigen kleinen Fürsten von Toskana, Modena, Parma waren durch Befreundung meist östreichisch — Die kleinen Freistaaten schienen noch in einem eigenen politischen Leben zu bestehen, weil niemand sie störte. — Die Fremden verachteten Italien häufig aus Unkunde wie ein ausgeartetes Land voll Sklaven, Giftmischer, und Banditen, und wollten die Festigkeit, den Geist, und den Muth ungern anerkennen, welche einst eine Welt unterjocht und beherrscht haben, welche noch leben, aber schlummern, und welche der Zeit warten, die sie erwecken soll. Uebrigens brannte Italien von nicht so heißer Theilnahme für die Franzosen und für die französische Freiheit, als das nördliche Europa.

Druckfehler.

S.	17	Z.	12	l. schön f. schen
=	23	=	18	l. zugesellt f. zugestellt
=	35	=	13	l. Aufständen f. Aufstände
=	38	=	10	l. den römischen f. dem römischen
=	43	=	21	l. bereitete f. bereite
=	48	=	23	l. Marbod f. Marbdo
=	52	=	7	l. Bataver f. Batarer
=	53	=	16	l. andere verlangte f. andere verlangten
=	54	=	6	l. zerstörte f. zerstreute
=	59	=	30	l. verhöhnt f. verhöhet
=	63	=	18	l. den Fliehenden f. dem Fliehenden
=	—	=	24	l. bedeutete f. bedeute
=	65	=	17	l. zerschelletem f. zerstelletem
=	71	=	28	l. Tropäen f. Trophäen
=	73	=	9	l. Leibkohorten f. Leibchohorten
=	89	=	14	l. zusammentreiben f. zusammentrieben
=	91	=	28	l. einen Gurt f. einer Gurt
=	99	=	25	l. Wechseln f. Wechsel
=	107	=	31	l. Mutter Erde f. Mutterde
=	112	=	16	l. hängten f. hingen
=	115	=	10	l. setzen f. stehen
=	123	=	2	l. seien f. seine
=	171	=	31	l. Avaren f. Avarer
=	189	=	32	l. trieben f. treiben
=	197	=	13	l. gewehet f. gewohnt
=	225	=	13	l. Willebriefe f. Willnbriefe
=	252	=	30	l. angesessene f. angeseßnen
=	259	=	21	l. Eroberern f. Eroberer
=	275	=	10	l. immer f. einer
=	324	=	7 und 11	l. Klesel f. Klosel
=	347	=	15	l. unentschiedene f. entschiedene
=	361	=	15	l. fast f. fest
=	382	=	25	l. je f. zu
=	386	=	18	l. um f. und
=	398	=	28	l. ganz f. ganze
=	403	=	1	l. noch f. nach
=	448	=	16	l. Feinheit f. Freiheit
=	501	=	22	l. Verbünde f. Verbände
=	505	=	4	l. Klugen f. Klagen

Folgende neue interessante Schriften sind in allen Buchhandlungen und bei Wilhelm Rein in Leipzig für die beigesetzten Preise zu bekommen:

[illegible]
Müller
[illegible]
Romantik

[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

Tendency in Art